



# LITERARISCHES ÖSTERREICH

ZEITSCHRIFT  
DES ÖSTERREICHISCHEN  
SCHRIFTSTELLER/INNENVERBANDES

**EDITORIAL 6–7****TEXTE 8–95**

Renate Aichinger	#still:pause	8
Armin Baumgartner	Helga	10
Katrin Bernhardt	Prophezeiung	12
Josef Brodtrager	Glückseligkeit	19
Elfriede Bruckmeier	Die Jagd ist weiblich	21
Manfred Chobot	eine frage von nachhaltigkeit	23
	Daniil Charms (1905–1942)	24
Johannes Diethart	Als er das erste Mal ...	26
Johanna Durnecker	Auszug aus „SHIRLEY“	27
Wolfgang Fels	Der Wolf	32
Karin Gayer	Blockade	37
	Entfaltung	
Annelies Glander	Wer sind die „Anderen“?	38
Liesbeth Haddad-Kirchl	Zwei Gedichte	41
Bernhard Heinrich	Die Schuld des Künstlers	42
	Moschusochsen und Wölfe	43
Malina Maria Jankovic	Herbstzauber	44
Axel Karner	Mein verlor'ner Tschako	45
	liegt im Zug nach Wroclaw	
Ingeborg Kraschl	Hotel an der Bahn	50
Susanna Länger	Schuld oder Schicksal?	56
Martha Laufer	Grenzüberschreitung	61
Norbert Leitgeb	Goethes Auftrag	65
Nicole Makarewicz	Wie es geht	68
Brigitte Pixner	Am Rand der Nacht	71

Gottfried Pixner	Aphorismen	73
Mechthild Podzeit-Lütjen	Mütter im Krieg	75
Kathrin Primetzhofer	Etüde I	79
	Etüde II	80
Heidelore Raab	Miniaturen	81
Renate Schiansky	Farben	82
Martin Stankowski	Ein Hin und Her, oder: Essens-Essenz	83
Kurt F. Svatek	Das Ende des Regenbogens	87
Claudia Taller	Die Zeit verstreicht den Ort	88
Hannes Vyoral	Frühstück wie immer	94

## NEUE MITGLIEDER 96–153

Roel Arnold	Ein harter Winter in den estnischen Wäldern	96
Christian Bachhiesl	Breno	102
Michael Dangl	Gedichte	106
Monika Gentner	Geschenkte Zeit	108
Markus Jaroschka	Kind auf Abruf	115
Pascal F. Jelinek	Brief des Vaters an seine verlorene Tochter	120
Daniela Kocmut	Junigedichte 2022	123
Maria Lehner	Des Todes Name oder Wiesengras	125
Bruno Pisek	Auszug aus „der nebel reißt auf“	131
Robert Preis	Der Besucher	134
Gerda Sengstbratl	Ich sehe aus wie der Schah von Persien	138
Johannes Wally	Staffellauf	142
Karl Wimpler	Kein Spiel	146
Waltraud Zechmeister	Gedichte	152

**IN MEMORIAM 154–162**

Edith Haider	Gedichte	154
Dorothea Nürnberg	Liebe auf Reisen	157

**REZENSIONEN 163–191**

Susanne Ayoub, PODIUM PORTRÄT 118	Ebner	163
Johannes Diethart, SPRACH-ROSINEN	G.Pixner	164
Isabella Feimer, Cadavre exquis	Kloimstein	166
Sidonia Gall, Aus den Kulissen	Schawerda	167
Eva Kittelmann, Die Quadratur der Stunden	Schawerda	169
Kloimstein, Fischer, Minarz (Hg.), NOAHS FEST	Stradal	170
Regine Koth Afzelius, Die Leibwächterin	Wittmann	173
Hilde und Richard Langthaler, Kerbungen	Chobot	174
Hilde und Richard Langthaler, Kerbungen	Diethart	177
Anton Marku, Sammler des Regens	Stankowski	179
Anton Marku, Wo waren wir stehen geblieben?	Stankowski	180
Gottfried Pixner, Doch gesagt sei es!	Schawerda	182
Elisabeth Schawerda, HELLA TAGE – DUNKLE TRÄUME	Gall	183
Elisabeth Schawerda, Winterquaderno 2021/22	Taller	185
Michael Stradal, Die Scherben des Lebens	Gruber-Rizy	186
Gerta Ubl-Fahrngruber, Weihrauch, Wein und wilde Rosen	Heinrich	187
Hannes Vyoral, ein augenblick noch ewigkeit	Riebler	188
Peter Paul Wiplinger, EINSCHNITTE	Schawerda	190

## **JAHRESTAGE 192–211**

Maria Lehner über Imma von Bodmershof (1895–1982)	192
Christa Maria Till über Imma von Bodmershof (1895–1982)	197
Martin Stankowski über Novalis (*1772–1801)	204
Christl Greller über Georg Schreiber (1922–2012)	210

## **IMPRESSUM 212**

# EDITORIAL

Sammlung ist das halbe Leben. Man sammelt Orte und Wege, Augenblicke und Erinnerungen, Aussprüche und Ansichten, Gelegenheiten und Versäumnisse, Glücks- und Unglücksfälle, Geschenke und Verluste, Bekanntschaften und Freundschaften, Gesichter und Stimmen, Monate und Jahre, legt Sammlungen an im Gedächtnis – und macht daraus Literatur.

Dann wieder sammelt man Menschen um sich, versammelt sie zu diesem oder jenem Ziel und Zweck, kommt zusammen, um sich auseinanderzusetzen mit der Zeit und der Welt, mit den anderen und nicht zuletzt mit sich selbst, entdeckt Gemeinsamkeiten und Gegensätze, ist heute unzertrennlich, geht morgen schon getrennte Wege, um einander übermorgen wieder zu finden, versammelt sich neu, gründet neue Vereine oder hält altehrwürdige Verbände, wie der Österreichische Schriftsteller/innenverband einer ist, gemeinsam am Leben, ärgert sich über manches, das darin geschieht oder auch nicht geschieht, ist einmal begeistert, dann wieder enttäuscht, sucht das Weite und nähert sich ihm wieder an. Die Linien des Lebens sind verschieden, und die des Literaturbetriebs erst recht...

Neben diesen an- und aufregenden Sammlungen und Versammlungen von Talenten und Temperamenten, die aus dem vermeintlich so einsamen Leben der schreibenden Zunft nicht wegzudenken sind, gibt es aber auch noch die innere Sammlung, die man immer wieder suchen und finden muss, jene besondere Form der Konzentration, die es braucht, um kreativ zu sein.

Alle diese Arten des Sammeln und Sich-Sammelns haben direkt oder indirekt daran mitgewirkt, dass eine Publikation wie die vorliegende – nicht die erste und noch lange nicht die letzte ihrer Art – entstehen konnte. Wie schon in früheren Jahren und für frühere Ausgaben haben wir auch diesmal Manuskripte von möglichst vielen Mitgliedern unseres Verbandes zusammengetragen. Wir haben gesichtet, gelesen und wieder gelesen, haben versucht, uns auf das Gelesene

unseren Reim zu machen und es nach den bewährten Rubriken zu ordnen. Das Alphabet hat uns dabei, wie gewohnt, gute Dienste geleistet: Alle literarischen Beiträge und alle Werkproben, aber auch alle Neuerscheinungen, die hier besprochen werden, erscheinen konsequent alphabetisch gereiht. Es gibt keine Hierarchien, keine Abstufungen, alles steht gleichberechtigt nebeneinander, wie das Alphabet es fügt, Lyrik und Prosa, das Eingängige und das Sperrige, das Bewährte und das Unerprobte – im Zeitalter der Rangordnungen und Rankings eine Qualität für sich.

Das „Literarische Österreich“ hat sich nie, zu keiner Zeit seines wechselvollen Bestehens – und es besteht nun seit fast fünf Jahrzehnten –, an diesen medialen Tendenzen der Verengung des Blicks und der Bevormundung des Publikums beteiligt. Anders als sein Name es vielleicht vermuten lässt, versteht es sich nicht als Musterkollektion der österreichischen Gegenwartsliteratur, sondern möchte mit dem Mut zum Vorläufigen schlicht ein Ort sein, an dem viele Wege einander begegnen, vielleicht, um miteinander in Korrespondenz zu treten, vielleicht aber auch, um respektvoll zueinander Abstand zu halten, eine Nische des langen Atems in einem schnelllebigen Betrieb, der alles und jedes im Eiltempo verschleißt, Themen und Stile, Titel und Namen.

Zeitgenössische Literatur zu veröffentlichen, sagte mir vor vielen Jahren einmal ein Verleger, das sei so ähnlich wie Flugsamen in den Wind zu streuen. Man könne niemals wissen, was davon aufgeht und was nicht, man dürfe sich nicht viel erhoffen, könne aber immer mit Überraschungen rechnen und mit den erstaunlichsten Reaktionen.

In diesem Sinne sei die vorliegende Ausgabe des „Literarischen Österreich“, die sich zwar in rundum erneuerter Gestalt präsentiert, das Kontinuum der letzten Jahre aber bruchlos fortschreibt und behutsam erweitert, unter die Leute gebracht, in der Hoffnung, dass manches aufgeht und manches, wenn auch nur auf Umwegen und im Verborgenen, Wirkung zeigt und Widerhall weckt.

Christiane Teich

# TEXTE

**Renate Aichinger**

## #STILL:PAUSE

zurück ins neue gestern also. glänzende aussichten.

diese neue rolle. die wir jetzt spielen. ohne applaus. im haus. familien.

oberwasser. statt haupt. sache. die haut. die hülle. glänzt.

meetens uns. jetzt auf zoom. sonst haben wir aufgehört. genau zu schauen.

connecten uns im netz. das uns nicht auffängt.

unsere rollen also. tage verrinnen. geschminkt gestylt gewachst. längst nur

noch oben. damit wir auf hüftgoldhöhe. klinken uns aus. statt klinken in die

hand. putzen. alltagtäglich. damit wir uns nicht nur im boden. spiegeln. bis

unser nachwuchs. lack. ab. unser untendrunter verstecken wir. wie unser

innendrinne. das schon lang niemand mehr gesucht besucht. haben den

speckgürtel schon weiter. unseren kokon. unsere schale. die jährlich härter.

die immer mehr horn. haut. glänzt schon lang nicht mehr. seit unser körper.

seit der im homeoffice.

wachsen statt unsererer bikinizone jetzt rein in diese neue zone. in unsere

vorgesehene rollen. die uns unsere mütter. & die gesellschaft. während der

nachwuchs mit unseren komfortklorollen durchs wohnzimmer rollt tollt. &

uns aus unsererer komfortzone. holt. glanz. leer.

herd statt home. office also. das hat sich halt so ergeben. dass wir ergeben.

dass wir den stift. den apple pencil abgeben. immer noch besser als den

löffel. sagen wir uns. & schwingen jetzt damit statt das regiment. weil an-

brennen lassen. nein. anbrennen haben wir noch nie. regina sei mit uns du

küchengötterkönigin. den löffel den halten wir jetzt fest. den umklammern

wir. wie einen strohhalm. an dem halten wir fest. wie er an seinem zepter.



schwingen uns auf. damit wir wenigstens irgendeinen. auf. schwung.  
verfangen uns dabei. in unseren rollen in die wir geschlüpft seit der nachwuchs  
geschlüpft. & aus denen wir erst ausziehen wenn der nachwuchs ausgezogen.  
bis dahin ziehen wir unsere schlüpfen an & den nachwuchs groß. verfangen uns  
dabei. in unseren rollen. die sich stapeln. am klo. & bis die kleinen. bis die raus.  
wachsen. bis die er. wachsen. bis dahin haben sich unsere neuen rollen  
längst eingewachsen. wie unsere zehennägel. die sich nicht mehr aufstellen &  
rollen. wie sie es eigentlich sollten. obwohl wir sie schon lang kappen. sollten.  
stattdessen die sozialen. kontakte. gekappt.  
unsere rollen. also. die wir nicht weiter. geben. wollen. nur weil wir die so  
mitgekriegt. mit der muttermilch. krieg. kinder.  
diese neue rolle. die wir angefangen. samt generationenkonflikt. den wir uns  
eingefangen. wie ein virus. gegen  
das wir noch immer keine herdenimmunität. haben wir jetzt auch dabei. am  
küchentisch. zwischen angepatzten zeitungsen & patzigen antworten. würden  
lieber mal kräftig umrühren. würden uns gern andere rollen zuschreiben &  
die alten überschreiben.  
dass wir. vielleicht danach. vielleicht. jetzt. viel. leicht. auch noch. frau. auch.  
noch.  
müssen weiter. funktionieren. selbst wenn wir eigentlich auf spar. flamme. ofen.  
aus. weil fürs brennen. dafür fehlt uns. feuer.  
versauern vor uns hin. wie die milch am herd. die geronnen während die tage  
verronnen. im topf. auf den wir lieber den nachwuchs der sich weigert. rein.  
also aufwärmen. am krisenherd. bis uns die nächste welle. bis sie uns entgegen.  
schwappt. & uns ertappt. wie wir grad unsere neue glanzrolle gesucht. diesen  
einen augenblick. zu lang.

Armin Baumgartner

# HELGA

**P**ersönliche Erinnerungen von Menschen, deren Erzählungen, aber auch Erinnerungen von Erzählungen anderer, die Oral History, und seien sie noch so banal, bieten uns, den Spätgeborenen, nebst der Erfassung der sogenannten Hard Facts die Möglichkeit, das Lebensgefühl unserer Vorfahren, die Umstände, unter denen sie gelebt haben, sogar ein Stück weit atmosphärisch nachzuempfinden. Und auch wenn die mündliche Überlieferung der Historie bezüglich ihrer Überprüfbarkeit und der Festmachung von Fakten freilich immer hinterfragt und sogar mit Recht auch angezweifelt werden muss, da sich Erinnerungen mit der Zeit zu wandeln beginnen – werden sie doch jedes Mal neu abgespeichert, nachdem sie abgerufen wurden, immer angereichert mit dem während des Abrufens und nochmaligen Durchlebens herrschenden Stimmungszustand –, wird ihnen mittlerweile auch in der Forschung ein wichtiger Stellenwert beigemessen.

Doch es gibt noch eine weitere, gar nicht genug zu würdigende Qualität dieser durchaus literarisch zu wertenden wissenschaftlichen Methode der Geschichtsschreibung: Sie schafft es mitunter, die Mechanismen von etwas Unfassbarem wie dem nationalsozialistischen Terror zumindest ansatzweise begreiflich zu machen. Es gibt wertvolle und lesenswerte literarische (Canetti) sowie wissenschaftliche (Klemperer) Abhandlungen über die Frage, wie sich eine weltweit als Kulturnation geltende Gesellschaft über Nacht in eine Horde brüllender, hassender und mordender Bestien verwandeln lässt. Doch es ist beileibe kein Leichtes zu verstehen, wie die Massenhysterie beim Individuum beginnt, was es braucht, dass der Mensch die Menschlichkeit verliert, oder wo der Ursprung der Bereitschaft zur Barbarei zu suchen ist.

Folgende Erzählung habe ich einer Arte-TV-Dokumentation über die ersten Tage nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 entnommen. Die Geschichten von fünf Zeugen jener Tage dieses Staatsstreichs, der mit breiter Zustimmung und auch unter dem Jubel weiter Teile der Bevölkerung erfolgt ist, bildeten die Grundlage für den Film. Die Aussagen wurden mit Archivbildern untermalt und von Schauspielern gesprochen. Einer dieser Berichte hat mich besonders berührt, sodass ich diese Worte, besser: diese Geschichte aus dem Medium Film heben und auf ein Blatt Papier legen will, auf dass sie in literarischer Form weiterexistieren möge. Die nun folgende Geschichte ist ein gnadenloser Schaltplan des Mitläufertums.

„Friedrich Roiss erzählt: Ich kündigte der jüdischen Familie, bei der ich gewohnt hatte, mit einer Ausrede. Frau Bettina weinte: ‚Ich weiß, Herr Roiss, Sie müssen wegziehen‘, sagte sie mir, ‚ach Gott, was soll das werden? Mein Mann ist im Feld gefallen, alles Vermögen haben wir verloren, meine beiden Söhne hatten eine Stelle in einem Warenhaus und mussten heute entlassen werden, ohne Kündigungsfrist.‘ – Ich zog zu einer urdeutschen Familie. Bei der neuen Familie war eine 14-jährige Tochter. Sie kam heim, bleich, und erzählte: ‚Heute kamen ein paar Mädchen von der Hitlerjugend in den Schulhof. Sie warfen die kleine Helga, die Tochter eines jüdischen Arztes, zu Boden und sprangen immer wieder auf ihren Leib. Wir wollten ihr so gerne helfen, aber da kam unsere Lehrerin und sagte: Auf welcher Seite finde ich meine deutschen Mädchen? Und da sprang eine nach der anderen von meinen Klassenkameradinnen mit auf Helga herum, und am Schluss hab ich auch mitgemacht, bis sie aufhörte zu weinen. Und jetzt ist sie tot. Und wir hatten sie alle so gern.‘“

Katrin Bernhardt

# PROPHEZEIUNG

Wenn Könige das Land verlassen  
und gewählte Diktatoren  
die Verfassung ändern  
Regierungskritiker vergiften  
Museen wieder zu Moscheen machen  
Wahlen manipulieren  
Oppositionelle verfolgen  
Notstandsgesetze erlassen  
und Homosexuelle entrechteten  
dann weißt du  
dass das Jahr der Krone gekommen ist

Wir haben alles  
uns fehlt an nichts  
Wir sind in Isolation  
Freiwillig  
Du bist Risikopatient  
Ich gehe nie spazieren  
Es würde mir guttun  
Ich tue es nicht  
Ich weiß nicht warum  
Das Virus ist nicht in der Luft

Ich werde niemanden treffen  
Ich tue es nicht  
Ich bin seit Tagen  
nicht vor die Tür gegangen  
Nun muss ich raus  
Nimm Handschuhe mit!  
rufst du  
Es ist nicht kalt  
Es ist Frühling  
Warm und sonnig  
Nimm Handschuhe!  
sagst du noch einmal  
aber ich verzichte darauf  
Ich habe Desinfektionsmittel  
übrig von früher  
Ich war dabei  
es wegzuwerfen  
Nun ist es mein größter Schatz  
Man beneidet mich  
um das luxuriöse Gut  
Sie sammeln Schnapsreste  
angebrochene Flaschen

um daraus Reinalkohol zu brennen  
für Spitäler  
für Arztpraxen  
für Supermärkte  
Das macht mir Angst

Mehr als alles andere  
Du schaffst dir nun  
einen Hund an  
sagst du  
Einen kleinen Gefährten  
Einen Welpen  
der sich nicht aussuchen kann  
ob er bei dir ist oder nicht  
Nicht wie all die Männer  
die kommen und gehen  
Verheiratet  
Nie ungebunden  
Die du nur teilweise hineinlässt  
in dein Leben  
und sie dich in ihres  
Jetzt aber  
den Kampf gegen die Einsamkeit  
aufgenommen  
Einen Hund adoptieren  
So wie wir uns  
eine Katze genommen haben  
Als könnten die Tiere

unsere Versäumnisse lindern  
unsere offenen Wunden heilen

Ich kaufe nicht mehr normal ein  
Ich kaufe alles im Doppelpack  
Als würden wir Zwillinge sein  
Zweimal Feta  
Zweimal Bohnen  
Zweimal Melanzani  
Zweimal Senf  
Wird ja nicht schlecht  
Zweimal Käse  
Zwei Dosen Fisch  
Dreimal Brot  
Kann man ja einfrieren  
Ich genieße mich  
als ich zahle  
Ich komme nicht nach  
die Artikel  
in den Einkaufswagen zu packen  
Das ist noch kein Hamsterkauf  
Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme  
Er hinter mir aber bezahlt  
zwei Flaschen Schnaps  
und drei Dosen Bier  
und ich weiß nicht  
ob ich ihn für verrückt  
oder glücklich  
halten soll  
Nur zehn Sekunden

die Luft anhalten  
Dann weiß man  
ob man es hat  
Nur ein bisschen  
Desinfektionsmittel  
Nicht auf die Hände  
sondern in den Darm  
Dann ist man geheilt  
Wir lauern auf  
News  
Was tut sich da draußen?  
Wie sind die Zahlen?  
Wie viele Tote?  
Werden die Betten reichen?  
Die Welle  
sie kommt!  
Wann bricht sie?  
Wir erstarren ehrfürchtig  
wie vor einem Tsunami  
Schockstarre  
Die Informationsbrocken  
werden uns nicht retten  
Und manche lachen  
sich ins Fäustchen  
wenn sie Gott spielen  
mit Falschmeldungen  
Wir aber starren  
auf Tablets  
auf Handys  
auf Laptops

auf Fernseher  
Wir starren  
auf Kurven  
Wann kommt das Virus  
endlich  
auch an unsere Haustür?  
Ein bisschen ein Prickeln  
im Bauch  
wie Elektrizität  
vor einem großen Gewitter

Ich will dich hochheben  
Kleines Kind  
Goldener Engel  
und darf nicht  
Du sagst zu mir  
Bleibst du?  
Spiel mit mir!  
Ich habe ein schlechtes Gewissen  
wenn ich dich berühre  
Ich küsse dich nicht  
Nicht auf die Stirn  
und nicht ins Haar  
Als ich gehen muss  
lässt du den Kopf  
wie eine Blume hängen  
Wann kommst du?  
Ich weiß es nicht  
Kind  
Ich sollte nicht hier sein

denke ich  
und sage es nicht  
Ich kann dich nicht ansehen  
Wie soll deine reine Seele  
verstehen  
was hier passiert  
Ich erkläre dir  
dass viele Menschen  
krank sind  
dass ich nicht weiß  
wann ich wiederkomme  
Dein kleiner Körper  
sackt zusammen  
Ich weiß  
ich war schon zu lange  
nicht mehr hier  
Ich ringe mit mir  
aber ich kann nicht anders  
Als ich dich  
in meinen Armen nehme  
über den Rücken streichle  
dein Haar küsse  
als ich dir sage  
dass ich dich liebe  
dass alles gut wird  
dass alle gesund werden  
dass ich für dich da bin  
immer  
dass ich dich vermisst habe  
dass ich dich vermissen werde

so wie du mich  
wird dein Atem ruhiger  
und dein kleiner Körper schwer  
bis dein Köpfchen  
von meiner Schulter fällt  
Ich wünsche dir  
dass du dich fortträumst  
von hier  
goldenes Kind  
denn wir leben nicht  
in goldenen Zeiten

All die Jahre  
haben wir die Augen verschlossen  
Weggeschaut  
Verdrängt  
woher der Spargel kommt  
und das Billigfleisch  
Wer ihn uns erntet  
und wer es uns ausbluten lässt  
Erntehelfer  
Wanderarbeiter  
Gastarbeiter  
Plötzlich in aller Munde  
Nicht nur deren Hände Arbeit  
Da wird sich empört  
Da wird sich entsetzt  
Da melden sich Akademiker  
die noch nie ein Werkzeug in der Hand  
hielten

und nun in der Natur arbeiten wollen  
Aber maximal 10 Stunden pro Woche  
Der Bauer sagt:  
Was soll ich mit denen?  
Der Bauer sagt:  
So einer macht mehr kaputt  
als er bringt!  
Ein anderer Landwirt  
sperrt seine ausländischen Arbeitskräfte  
gleich im Haus ein  
Zu ihrem Schutz  
Wir aber kaufen weiter  
bei Milliarden-Konzernen  
Fleisch um 5 Euro das Kilo  
und überlassen das soziale Gewissen  
jemand anderen

Wir tragen  
Masken  
Mund-Nasen-Schutz  
So ist es korrekt  
bläut man uns ein  
Wir tragen  
Gesichtsvisiere  
weil bequemer  
auch wenn sie nichts bringen  
Alles nur zum Schein  
aber man will sich ja  
nichts vorwerfen lassen  
Wir tragen

Maulkörbe aus Plastik  
die wie Zahnspangen aussehen  
nur außenliegende  
Die Nase passt nicht mehr hinein  
Beim Reden klappern sie  
wie ein überdimensionales Gebiss  
aus einem Horrorfilm  
Die Chinesen aber  
haben sich eine goldene Nase verdient  
Wo sind die Verschwörungstheoretiker  
die sagen  
China habe das Virus erfunden  
um den Rest der Welt  
Chirurgenmasken und Gesichtsvisiere  
verkaufen zu können  
Minderwertige B-Ware  
Man nimmt  
was man bekommen kann  
Wir tragen  
Vogelhäuser  
Wir tragen  
Kochtöpfe  
Wir tragen  
Ringelspiele  
am Kopf  
Wir tragen  
uns selbst am Haupt

Blaue Kreuze



Blaue Gräber  
Aufgebrochene Erde  
zu Hunderttausenden  
Menschen verscharrt am Strand  
Dort wo Kinder sonst spielen  
Dort wo Familien sonst feiern  
Erschöpfte Krankenschwestern  
Erschöpfte Ärzte  
Erschöpfte Totengräber  
Auch das ist Corona  
Nur nicht hier

Zu Hause bleiben  
Trübe Aussichten  
auf verregnete Sommertage  
lauwarmes Bier  
Minigolf  
und Knödel  
Immerhin  
Hallstatt ohne Touristenhorden  
Nur Schilder  
„Das ist ein Hausausgang –  
bitte keine Koffer abstellen!“  
in allen Sprachen  
zeugen von den Massen an Menschen  
in anderen Jahren  
Wir wollen baden  
Es ist zu kalt  
Wir wollen Radfahren  
Es regnet

Schließlich gehen wir  
in die Therme Bad Ischl  
Dort wo die vielen Coronafälle waren?  
Nein, Bad Ischl im Salzkammergut  
Ischgl liegt in Tirol  
sage ich  
und denke mir  
so ein Heimaturlaub  
tut den Heimatunkundigen  
gut  
Wir wohnen in einem Anwesen  
essen  
Stollen und Salzburger Nockerl  
trinken  
die beste Melange unseres Lebens  
Es ist schön hier  
In der Kaiservilla  
will ich wissen  
warum auf Sisis Verlobungskleid  
ein Spruch in Farsi steht  
aber der Führer  
in seinen Polyesteranzug  
schwitzend  
nuschelt verlegen  
Belanglosigkeiten  
Und wieder regnet es  
nur in St. Wolfgang nicht  
Wir machen  
das asiatische Touristenprogramm  
kaufen Salz

gehen ins Weisse Rössl  
und hören Peter Alexander  
in Dauerschleife  
Wir werden kaum  
zu Hause sein  
als aus dem Ort  
das nächste große Coronacluster  
verkündet wird  
Hauptsache  
wir waren nicht  
im Ausland

Spontan ins Auto steigen  
Wir fahren gegen Süden  
Ich mag nicht aufhören zu fahren  
Ich fahre fünf Stunden  
Ich gebe das Lenkrad  
nicht mehr aus der Hand  
Du hattest Bedenken  
Ich habe sie zerstreut  
Mit St. Wolfgang  
und den niedrigen Zahlen  
in Italien  
Jetzt Venedig bereisen  
Jetzt Venedig sehen  
und wiedersehen  
wenn alle nur davon reden  
Jetzt Aperol in den Straßen trinken  
Jetzt Amore und Pasta  
Sie messen uns die Temperatur

sicher fünf Mal am Tag  
Wir desinfizieren Hände  
Sicher zwanzig Mal am Tag  
Wir sind oft die einzigen  
in den Museen  
Wir wollen nicht nach Hause  
Lass uns ein Haus kaufen  
Lass uns träumen  
von warmen Pflastersteinen  
und Freiheit  
von einem anderen  
besseren Leben

Josef Brodträger

# GLÜCKSELIGKEIT

**B**in so unsagbar glücklich. Dieses Gefühl des Glücklichseins durchströmt meinen ganzen Körper, wahrscheinlich strahlt es sogar aus mir heraus. Möglicherweise wird sich der eine oder andere, der das jetzt liest, die Frage nach dem Warum stellen. Nun, ich habe keine Antwort, keine logisch-schlüssige Antwort auf diese Frage. Es ist ja nichts Weltbewegendes oder Großartiges passiert, weder habe ich den Literaturnobelpreis verliehen bekommen, noch hat eine wunderbare Frau um meine Hand angehalten. Habe auch nicht im Lotto gewonnen, was auch schwer möglich wäre, weil ich ja gar nicht gespielt habe, auch gab's keine Benachrichtigung, der Onkel aus Amerika habe mir eine Unsumme an Vermögen hinterlassen.

Vielleicht ist es ganz einfach das herrliche Wetter, welches mitten im Winter schon den Frühling ankündigt, die Freude und Dankbarkeit über die wärmenden Sonnenstrahlen in meinem Gesicht. Diese Freude scheint sich auch auf meinen kleinen Hund zu übertragen, der mit mir den Spaziergang in der Sonne genießt. Vielleicht sind es aber auch die vielen kleinen Momente, wo ich dieses Glück empfinden und aufnehmen durfte. So zum Beispiel ein Nachbar, der ganz fein herausgeputzt vor dem Haus wartet, und ich frage ihn, ob er denn heiratet, und er bejaht diese Frage. Voller Freude gratuliere ich ihm und wünsche ihm insgeheim, dass das Glück der beiden ganz lange anhalten möge. Dann begegne ich einem Paar, beide nicht mehr ganz so jung, das Hand in Hand den Weg in der Sonne schlendert. Ich kann das Glück dieser Menschen spüren und bedanke mich dafür, so etwas Wunderschönes sehen zu dürfen. Vielleicht ist es aber auch die Dankbarkeit darüber, dass ich gemütlich stehen bleiben kann, um mein Gesicht der Sonne zu zeigen, ohne Hetze und Zeitdruck, oder darüber, dass ich einkaufen war und ich mir sogar eine Flasche Gemischten Satz leisten konnte und es mir auch sonst an nichts mangelt. Ich habe eine gemütliche warme Wohnung,

die hell und freundlich ist, ich habe nette Nachbarn, die sich die Zeit nehmen, um ein paar Worte zu tauschen, und nach dem Wohlergehen fragen. Vielleicht ist auch der Fluss, in dem ich mich befinde, wo ich immer stärker die Schönheit des Lebens erkenne, die Dankbarkeit an die Natur und an die Mutter Erde und alle Lebewesen. Vielleicht aber sind es die wunderbaren Gefühle von Nähe und Zuneigung, die ich in jüngster Vergangenheit empfinden durfte. Vielleicht aber ist es auch das Feuer, welches in mir brennt, habe ich doch so schöne Projekte, die ich mit viel Freude umsetzen werde. Es ist ein Gefühl, wie wenn sich ein Kind auf eine Abenteuerreise begibt. Ein Gefühl voller Vorfreude, praller Energie und Lebenslust. Vielleicht aber bin ich glücklich und dankbar darüber, dass ich in meinem allerletzten Lebensabschnitt einen so treuen und wunderbaren Körper habe, der mich ohne jegliche Chemie gesund sein lässt und mir damit die Möglichkeit gibt, gesund und dankbar mein Leben zu genießen und unendlich glücklich zu sein!

**Elfriede Bruckmeier**

# **DIE JAGD IST WEIBLICH**

**I**m Jahre 1920 wurde meiner Mutter der Jagdschein ausgestellt. Sie hatte im Übrigen bessere Prüfungsnoten als Großvater, was er mit einer wegwerfenden Handbewegung quittierte. Da sein Sohn traumatisiert aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause gekommen war und sich weigerte, jemals wieder ein Gewehr in die Hand zu nehmen, musste eben seine Schwester dem Vater zur Hand gehen. Sie war eine gute Schützin und gewann einige Pokale beim Tontaubenschießen. Sie erwies sich auch als geduldig beim Aufspüren von Fährten und beim Überwachen des Geländes. Es existiert eine Fotografie aus jener Zeit, die sie in voller Montur mit umgehängtem Gewehr zeigt, und sie sieht darauf sehr glücklich aus.

Dann brauste der Weltkrieg über das Land hinweg. In den letzten Kriegstagen, als die russische Front schon bedrohlich näher rückte, war Mutter geistesgegenwärtig genug, um die Gewehre, eingenäht in eine Wildschweindecke, in der Senkgrube verschwinden zu lassen. Der Besitz von Waffen hat so manchem Zivilisten das Leben gekostet.

1945 war Großvater tot, die Jagd verloren, und die Gewehre waren selbstverständlich unbrauchbar geworden. Mutter hatte vor allem Sorgen, wo die tägliche Mahlzeit für uns alle herkommen sollte. Es muss 1948 oder 1949 gewesen sein, als zum ersten Mal wieder ein Kirtag im Ort veranstaltet werden konnte. Auf der Festwiese drehten sich ein Ringenspiel und ein Kettenkarussell, es gab einen Tanzboden mit Blasmusik und natürlich auch eine Schießbude.

Meine Mutter in ihrer damaligen Verfassung, verhärtet und mager, links und rechts an der Hand je eine Tochter, bat um ein Gewehr. Lächelnd reichte man ihr das bereits schussbereite Gerät. In Sekundenschnelle zerstoben sämtliche Gipsröhrchen, die in drei Reihen angeordnet waren und Papierblumen hielten. Nachladen und auch die Schießscheiben nicht verschonen war gewissermaßen

die Draufgabe. Dann legte meine Mutter das Gewehr nieder, einen Geldschein daneben und wandte sich zum Gehen. Der bleiche junge Mann, der unter dem Tresen hervorgekrochen kam, hielt sie aber auf. Meine Schwester bekam einen riesigen Teddybären, ich einen Strauß der „erlegten“ Papierblumen, und meine Mutter „Schießbudenverbot!“.



# Manfred Chobot

## EINE FRAGE VON NACHHALTIGKEIT

als engagierter umwelt-schützer  
quälen mich elementare sorgen –  
wurden himmel und hölle bereits  
nachhaltigen und ökologischen  
standards von umweltverträglichkeit  
angepasst? wie wird der himmel erwärmt?  
gar klimatisiert? um den seelen  
himmels-wohlgefühle zu vermitteln?  
wird in der hölle von den heizern  
des teufels holz oder kohle verbrannt?  
etwa gar erdöl? demnach wäre  
die hölle weder klimaneutral noch  
umweltfreundlich vielmehr ein grober  
CO<sub>2</sub>-sünder wodurch der himmel  
extrem geschädigt wird! oder hat  
der teufel auf himmlische brennstoffe  
wie atomenergie umgestellt

## DANIIL CHARMS (1905–1942) RUSSISCHER OBERIU-AVANTGARDIST

auf einmal war er da bald wieder weg  
mal da mal weg so ging das 37 jahre  
mit Daniil Iwanowitsch Juwatschow  
oder Dandan oder Schardam oder  
Tscharms oder Charms koselig Danja  
heiratete eine erste frau die er von  
früher kannte durfte eine zeitlang  
kinderbücher schreiben dann war  
damit schloss – nein schluss – mit riegeln  
wegen *feindlicher tätigkeit zulasten der  
kinderliteratur* drei jahre lagerhaft  
steht ein dichter an einem fenster und  
fällt hinaus und noch ein dichter steht  
an einem fenster fällt auch hinaus  
und ein weiterer dichter fliegt hinaus  
waren allesamt lauter OBERIUten  
*vereinigte einer realen kunst*  
postulieren sie: *die kunst ist ein kasten!*  
lebenslang nur zwei gedichte abgedruckt  
beurteilt von der staatseigenen kritik  
*sinnlose jongleurskunst* gegen die *diktatur  
des proletariats* logischerweise als *literarische  
rowdies* verdächtigt zudem der teilnahme an einer  
*illegalen antisowjetischen vereinigung von literaten*  
fallen chefredakteure gleichfalls aus dem fenster  
sogar redakteure folgen diesem beispiel manche  
queren den flug einer gewehr- oder pistolenkugel



Daniil darf früher heimkehren dieses mal und  
heiratet sogleich eine zweite frau  
weil frauen ihm gut gefallen besonders  
von den knien aufwärts und verliebt sich  
in einem jahr in Alisa Klawdija Marina  
stets anständig absonderlich bekleidet  
mit hut und pfeife zwischen den zähnen  
von großer gestalt bestens erzogen ein  
gentleman höflich korrekt zuvorkommend  
begnadet mit subtilem humor begabt  
zwei tage haben wir zu essen am dritten  
hungern wir meine gesamte kleidung  
tausche ich für essen in der psychiatrie  
beobachten sie mich befreit vom militär  
da kommt ein elefant mir entgegen er ist  
mein durchsichtiger freund ich schenke  
ihm grünfutter all mein grünzeug doch ich  
platzte vor lachen sodass alle die flucht  
ergreifen einer nimmt die tür ein anderer  
das fenster der dritte entwischt direkt  
durch die wand da erhob ich mich in  
meiner vollen größe und stattlichkeit  
jemand flüsterte lautstark: du wirst  
im gefängnis verhungern – mein gott  
ich habe nur eine einzige bitte an dich:  
lass mich nicht auf halbem weg verkommen  
nimm die hoffnung von mir zerschlage  
vernichte mich schnell – bis in alle ewigkeit  
sie hatten ihn abgeführt halbangezogen  
mit pantoffeln an den nackten füßen

Johannes Diethart

# ALS ER DAS ERSTE MAL ...

**A**ls er das erste Mal mit seiner Zahnbürste geredet hat, würdigte ihn diese noch keiner Antwort. Geschweige denn eines Blickes. Heute hat er in ihr eine anregende und verständnisvolle Gesprächspartnerin, die nicht nur die intimsten Geheimnisse seiner Mundhöhle kennt, sondern auch so manch bohrende Frage, die ihm außermundig unter den Nägeln brennt.

Eine Zahnbürste, sagen Sie? Ist das nicht schon jenseits von Gut und Böse? Ist das nicht schon längst ein Fall für den ...? – Psychiater, meinen Sie? Sie werden lachen. So ein Seelenstreichler ist es ja gerade gewesen, der ihm ... diese Zahnbürste empfohlen hat! Na, jetzt staunen Sie aber, mein Lieber! – Wäre da nicht eine Freundin besser gewesen? Zahnarthelferin zum Beispiel? – Er hat beides probiert: kein Vergleich! Nicht, daß ihm das Schnäbeln und Kuschneln nicht gefallen hätte, aber in seiner Zahnbürste hat er die ideale Ergänzung gefunden ...

Anschmiegsam – und sehr schweigsam ... Und dazu eine streichelweiche Zahnpasta.

Johanna Dürnecker

# SHIRLEY

(Ein Medley), Auszug

**E**r jault über eine halbe Stunde in einem durch, es geht dir durch und durch / ein Welpen in einem dunklen Kofferraum / Leute bleiben stehen, horchen und schauen / hoffentlich notiert keiner die Autonummer und ruft die Polizei oder den Tierschutzverein / der kleine Hund schluchzt und brüllt und weint vor Angst, weg von der Mutter, dem Bruder, weg aus der Freiheit eines Bauernhofs in diese Einzelzelle, das Brummen des Motors / irgendwann doch wird es hell, der Kofferraum verkotet, das kleine zitternde Tier, und alles ist fremd, der Mensch, die Umgebung, wo ist die Mutter, der Stall, die Kühe, die Wiesen ...

Du kannst dem kleinen Kerl nicht sagen: Horch! Da wirst du es besser haben, musst nicht mehr in der kalten Scheune schlafen, kriegst gutes abwechslungsreiches Essen und Streicheleinheiten ohne Ende, wirst gebadet, gebürstet, entwurmt, geimpft ...

Das ist kein Argument. Der Hund will heim, es geht ihm nicht nur um die fehlende Mutter, den Bruder / es geht um den Wald, der nach Fuchs riecht, um Brombeeren und Schwammerl, um die Wiese, das Gras ist weich und morgens feucht, und der Hornklee, der Augentrost, es geht um den Geruch der Kühe, des warmen Stalls, und die Hühner gackern, wenn sie ein Ei ins Nest / der Bach ist schmal und schnell, und Forellen unter dem Überhang des Ufers / tja, gib es zu, das Hochwasser war stark, du bist neugierig und unvorsichtig, und dann hat es dich fortgerissen. Die Tochter des Hauses hat geschrien, ist gerannt und war schnell und stark, sodass du das Inferno überlebt hast. Diese Angst. Die anhaftende Angst vor dem Wasser.

Das ist kein Argument. Die Herkunft, der Boden, die Wiese, Geruch, Gewohnheit, das Brummen der Melkmaschine, das Schäkern der Elster und: der Berg / ist in dir eingewachsen.

Das alles kann ein Streicheln und ein Supermenü nicht ausgleichen.

Ein verzweifelter kleiner Hund, der in dieser Ebene nicht zurechtkommt, es fehlt der Harzgeruch des Waldes und die Kühle des Berges.

Verzweifelt, konfus rennt er das Grundstück ab, es ist zu klein für ihn, hektisch gräbt er die Rosenstöcke aus und zerbeißt Wurzeln und Triebe.

Verzweifelt rennt er dem fremden Menschen hinterher, dem einzigen sichtbaren Lebewesen, springt auf seinen Schoss, drückt sich eng an ihn, lass mich nicht los, verstoß mich Fremdes nicht, leckt hektisch die Hände, das Gesicht.

Wie soll man dich rufen, du kleines, verschrecktes Wesen, das tiefschwarze Fell, zwei hellbraune Tupfer über den Augen, Vieräugl nennt man es / wie soll man dich nennen, du kleiner leidender Freund, wirst du jemals daheim sein, da, wo man dich ohne Rücksicht herschleppt.

Nachts, ganz leise, aus seinem weichen Bett und zu den Füßen hereingekrochen, ein atmender Mutterersatz, warme Haut, wenn schon nicht Fell, warme Decke, Zudecke dass nicht friert / ein fühlendes Wesen, eine gute Sache, nicht mehr allein sein. Untertags, sei lieb zu den Nachbarn, dreh ihnen schöne Augen und bell nicht zu lang / zeig ihnen, wie sehr du ihnen vertraust und auf sie setzt / dass sie nicht an Rattengift denken und ans Ruhigstellen. Sie alle waren schon vor dir da, nur du bist der Fremde.

Die Erwartung, das Sehnen nach Nähe, nach Gutsein, nach Geliebt und Zärtlich.

Wenn der Mensch im Spiegel der Gesellschaft seinen Wert erkennt, woran erkennt ihn das Tier. Wird der Hund das, was seine Bezugsperson, sein Eigentümer aus ihm macht? Oder ist er widerständig genug, um sich selbstständig zu entwickeln, aus einer Eigeninitiative, trägt er ein Selbstbild in sich?

Du willst eine Story erzählen, und plötzlich, unabhängig vom Erzählfaden, von der Rahmenhandlung, springen dich Episoden an, stehen plastisch vor dir, obwohl sie absolut nichts zu tun haben mit dem abgehandelten Thema.

Zum Beispiel die Sache mit der Christel. Die Peinlichkeit von Klassentreffen. Du schaust in ein gealtertes Gesicht, erschrickst, weil dein eigenes nicht viel besser ausschaut. Und dann bitte vorstellen: Was willst du ihnen erzählen nach zig Jahren Seiltanzen, jeden Tag / keine ruhige Minute / gehetzt, gejagt, gedemütigt, ausgesetzt wie ein Hund / und die neben dir steht auf, wiegt ihre Fülle, die vordere und die hintere gleichzeitig, und sagt kokett: i bin no immer die Christel /

du starrst sie an und schämst dich zu Tode für diese Peinlichkeit, die dir den Mann, ach was, es zahlt sich nicht aus. Endlich kannst du es dem Hund erzählen. Und er versteht es und lacht. Oder die Sache mit dem Hunger und der Sehnsucht und den Schlägen. Er lacht nicht und versteht es nicht wirklich, aber er spürt es. Er macht es zu seiner Chefsache.

Der Hund horcht und hört dir zu, obwohl du kein Wort sagst / du redest nur innen mit dir selber, doch der Hund versteht jedes unausgesprochene Wort, er leidet an deinem Leiden mit, er freut sich, wenn du dich freust und aufatmest / er steht hinter dir, er steht zu dir, wenn niemand mehr da ist. Und er wünscht dir alles Glück, das es gibt.

Du musst nicht glauben, nur Adelige oder die etwas verrückten Künstler wie Maler oder Dichter haben ein Faible für Formen, Farben und Lebensstil, der das allgemein Übliche verblassen und langweilig werden lässt / du musst nicht glauben, die einfachen Leute hätten zu wenig Fantasie, Begabung und Stärke, um Sehnsüchte und Träume zu leben / ganz im Gegenteil / gerade weil sie die Grenzen ihrer Möglichkeiten täglich spüren, ist ihr Wille der Enge zu entkommen, umso stärker. Oft brechen sie aus und finden tatsächlich Neuland, sind dann erschrocken über sich selbst, und eine Realität, die über den Traum hinausreicht / oft aber wird das Erreichte zerschlagen. Wie ein Fenster, eine Vase oder eine Porzellanfigur. Oder wie ein Leben.

Sie wollte heraus. Sie musste heraus. Aus der Gemächlichkeit einer angeborenen Armut die, katholisch grundiert, weder Luftschlösser noch unmoralische Luftsprünge zulässt / sie musste heraus aus dem engen Tal, deren Berge sie liebt, auch die steilen Wiesen und Weiden, den Wald hinterm Haus, den sprudelnden Bach davor / sie liebt es bis zuletzt / umso mehr und verzweifelt, eben weil sie es verlassen hat / als müsste sie es aus irgendeinem Grund, als könnte sie nicht dableiben um wieder, so wie bisher, dieselben Leute, Gedanken, Bräuche, Umstände / um alles noch einmal, so wie es war, zu belassen. Sie musste heraus, und der Mann spürt ihren Willen und setzt sie aufs Pferd, sie schenkt ihm sein Kind und weint um das enge Tal, den Berg, den Wald, den Bach, die Wiesen.

Schmal und hart ihr Gesicht und die Muskeln, das Leise wird still und enttäuscht. Träume vom eigenen Land hinterm Haus, von Äckern, Obstwiesen, von

Seide und Brokat im Kasten und am Körper, von Silber und feinem Porzellan auf dem Tisch ...

Sie hat sich gebeugt und die Träume verschlossen / dann und wann ein kostbares Stück, ein einzelnes gut verschlossen bewahrt / für sich und die nachher / als der große Zorn ausbricht, und sie prassen und höhnen und huren und lassen hochleben / war es vergebens.

Ein Faun hetzt durch die Straßen, zertritt dein Lächeln, steckt das Stroh in Brand, auf dem du schläfst, in seinen Schläfen pocht es Mord / in seinen Schlünden kocht der Wein / in seinen Bäuchen gärt das Fleisch. Es ist die Zeit Otto Mühls und ähnlicher Kumpane, Ziegenböcke auf Leinwand und Lagern / woran willst du noch glauben, worauf hoffen / Ziegenböcke verbrunzen den Bach, den See, den Sommermorgen / der Himmel verätzt, gleich wird er wütend und schickt eine grausame Sonne über den üblen Schaum.

Es waren keine gedungenen, angeheuerten Mörder / es waren die neben dir, die eichten Schönfärber / Verniedlicher / die Monster in ihren Monturen / auf Sesseln, hinter Lenkrädern, auf hohen Rössern und in niedrigen Positionen / in Villen und Bahnhofsiedlungen / sie waren überall.

Wer damals nicht gemordet wurde, war selber Mörder oder hatte einfach Glück, war clever, schnell und schlau.

Nachts kein Schlafen. Man weiß nicht / wird er kommen und wann.

Die Kinder lutschen an wunden Daumen / wovon willst du ihnen erzählen, welchen Reim und welches Märchen / sie winden sich in Angst und fürchten den dunklen Wald, in dem sie sich verirren ...

Nachts kein Schlafen. Man weiß nicht / wird er kommen / Gehilfe des Teufels, Monster / entmensch. „Ruaf au, sog, es wird späda ...“

Der Krieg der keinen Namen hat / Spötter, Einpeitscher, Claqueure, Verbrecher in Biedermannsmontur.

Eisnadelkalt / die Schärfe von Glasscherben, von Stahlspänen.

Der Hund hat Augen in wunderschönem Braun, dunklem Bernstein. Shirley, sagst du, und ja, es gefällt ihr, ein hübscher Name für eine hübsche Hündin. Es ist diese Art von Augen, die alles wissen und dich kennen, noch ehe du dich richtig kennst.

Es ist die Augenfarbe einer liebevollen Frau / sie sagte dir: Was bist du für ein  
liebes Kind, du kleines Menschenwunder, und ihre Hände streichen über deinen  
Kopf, die Stirn / streicheln dir die Seele klar und tief, lassen dir dein Leben in  
kleinen Händen halten / was für ein Geschenk, was für ein Wunder du mir bist.

Und du hältst still und horchst und glaubst es. Selbst wenn die Fänger kom-  
men, in ihren Fängen hakst du fest / sie haben auf dich gewartet, endlich ein Ventil  
für ihren Hass, die Verpflichtung das Andere, das Fremde zu vernichten, spotten,  
plündern.

**Wolfgang Fels**

# **DER WOLF**

**(In behördlicher Obsorge)**

**E**r ist wieder da. Nein, nicht der, der sich am 30 April 1945 in Berlin erschossen hat. Der andere, der auch viel auf dem Kerbholz hat. Ihm aber wurden im Gegensatz zur Berliner Leiche von den Naturliebhabern, die mit engstirnigem Nachdruck ehemals bei uns beheimatete Lebewesen in freier Wildbahn erleben möchten, alle Missetaten, die zu seiner Ausrottung geführt hatten, vergeben. Seine Reputation war bis vor einigen Jahren auf Grund allerdings wissenschaftlich nicht fundierter Vorkommnisse äußerst schlecht. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur auf sein mehr als fragwürdiges, ja abstoßendes Verhalten im Umgang mit Rotkäppchens Großmutter verweisen. Diese Untat hielt aber die Naturschwärmer nicht davon ab, ihn bei seinem ersten Auftreten in unseren Breiten nach so vielen Jahrzehnten der Absenz, all seine Schandtaten vergebend, mit Freude im Herzen und donnerndem Applaus willkommen zu heißen. Vor lauter Begeisterung werden angeblich jetzt schon in Kreisen dieser Wolfsbefürworter Bestrebungen diskutiert, auch einigen Säbelzahn Tigern in unseren Wäldern wieder das Heimatrecht anzubieten. Von Sauriern hingegen war in diesem Zusammenhang noch nichts zu hören. Noch nicht!

Nun ist er endlich wieder da, der Wolf! Noch einsam, scheu, hungrig, blutrünstig, grausam und verschlagen. Von den Landwirten, denen er klammheimlich an ihrer Existenz – der Zucht von Weidetieren auf den Almen – herumbiss und seinem Ruf als Raubtier damit alle Ehre machte, wurde er bereits bei seinem ersten Erscheinen hinter verhohlener Hand zum Tode verurteilt. Man solle ihn zum Teufel jagen, besser noch, ihn gleich erschießen, meinten die Bauern sehr zum Ärger seiner neuen Freunde. Denn die sahen neben dem Bären auch im Wolf ein ehrenwertes und kuschelig-unschuldiges Tierchen, dem absoluter



Schutz gebühre. Dass aber auch der Wolf blutige Spuren bei seinen Streifzügen durch die Landschaft hinterlässt und, auf den Geschmack gekommen, in einen nicht mehr zu bändigenden Blutrausch verfällt, blieb bei der Bewertung seiner Niedlichkeit in ihrem etwas engstirnigen Urteilsvermögen unberücksichtigt.

Nach seinen ersten Auftritten in unseren Wäldern debattierte die lokale Hauptmannschaft über das Pro und Contra und den Sinn seiner Daseinsberechtigung im menschlichen Umfeld. Für eine erfolgreiche und zielführende Erörterung dieser Problematik wurden Expertengremien gebildet, die nach eingehender Beratung einstimmig zu dem Entschluss kamen, dass es jetzt noch zu früh sei, einen Entschluss zu fassen. Man setzte sich lediglich mit einer von Funktionären der grünen Fraktion gestellten Anfrage auseinander, was denn der Mensch überhaupt in Gegenden, die der Wolf für sich beansprucht, zu suchen habe. Sich mit seinem Todfeind an einen Tisch zu setzen? Auf keinen Fall! Deshalb wurde von dieser Runde auch allen Ernstes die Absiedelung der Menschheit aus allen Wolfsgebieten gefordert. Ein störungsfreies Gedeihen eines gesunden und glücklich hungrigen Wolfsbestandes müsse unter allen Umständen garantiert werden, und dieser Forderung – hieß es –, seien Menschen, die ihm nichts anderes als den Tod wünschen, bloß im Weg. Die Abstimmung über diesen Antrag wurde letztlich auf einen späteren Zeitpunkt verlegt, auf den man sich aber offensichtlich bis heute noch nicht einigen konnte.

Die Zeit verging, weitere Wölfe zogen zu, vermehrten sich und feierten in immer kürzeren Abständen Blutorgien auf Wiesen und Almen. Sie schafften es problemlos, den Bestand an Schafen und sonstigem Getier drastisch zu reduzieren und in friedlich grasende Kuhherden einzudringen, um dort leckere Kälbchen zu zerbeißen. Dies wiederum steigerte das Aggressionsverhalten nicht nur der Landwirte, sondern auch der Mutterkühe, worauf die sonst so friedliche Almlandschaft begann, sich in eine blutbesudelte Arena zu verwandeln.

Da war es an der Zeit, dass sich eine noch höhere Instanz – in diesem Fall unsere Bundesregierung –, einschaltete, um Ordnung in die bisher verfahrenere Situation zu bringen. Nach endlosen Debatten im Nationalrat beauftragten die Parlamentsfraktionen Meinungsforschungsinstitute ihres Vertrauens und mit dem entsprechenden Parteikolorit, um die Einstellung der Bevölkerung zu dieser doch sehr heiklen Problematik zu erkunden. Man wollte mit unpopulären

Entscheidungen auf keinen Fall Gefahr laufen, Wählerstimmen zu verlieren. Clubintern wurde ausgehandelt und zugleich beschlossen, der Meinung jener Gruppe, die bei den nächsten Wahlen den größten Stimmenzuwachs garantiert, Recht zu geben und damit jedem Wolf, der sich in unserer Gegend niederlässt, zeitlich unbegrenztes Asyl zu gewähren. Wie zu erwarten, erhielten bei dieser Abstimmung nicht die von dieser Problematik unmittelbar betroffenen Landwirte die Mehrheit, sondern die vom Schreibtisch aus in sicherer Entfernung weitgehend ahnungslos polemisierenden Naturschützer.

Im Rahmen dieser Beratungen fasste man den Entschluss, für jedes dem Naturschutz unterliegende Tier ein proporzgerechtes Staatsamt mit Minister, Staatssekretär und parteitreuen Mitarbeitern zu schaffen. Die Auswahl des fachkundigen Personals sollte nach einem Hearing mit folgendem Schwerpunkt erfolgen: Geprüft wird der Inhalt von Felix Saltens 1942 gedrehten Film „Bambi“ in groben Zügen, und auf die Frage „Wer sind die wirklichen Mörder in den Wäldern?“ darf auf keinen Fall der Name eines Tiers genannt werden. Innerhalb der Jahresfrist erwarte dann das Parlament erste Aufschlüsse über die erfolgreiche Tätigkeit des neuen Ministeriums.

Diese Frist verstrich ungenützt, die EU wurde hellhörig und setzte ihren Beamtenapparat ein mit dem Bestreben, dieses Problem europaweit vom Schreibtisch aus zu lösen. Bei den europäischen Staaten kommt es immer wieder vor, dass von den Regierungsparteien sehr viele ihrer parlamentarischen Mitarbeiter, die auf Grund beruflicher, privater oder parteiinterner Fehlleistungen für sie nicht mehr tragbar, aber mit finanziellen Zuwendungen zu vergessen bereit sind, in die sogenannte Brüsseler Rente geschickt werden. Das heißt, sie erhalten wohldotierte Jobs, bei denen sie ihrer Kreativität freien Lauf lassen können und dabei still vor sich hin dümpeln dürfen. Wie beispielsweise in der Causa, Richtlinien zur Wiederansiedlung von Raubtieren in Ländern der EU zu erarbeiten. Es wurde in dutzenden Expertengruppen, zahllosen Fachgesprächen und breitangelegten Dialogveranstaltungen über einige Jahre hinaus halbherzig versucht, nationale Wolfstrategiepläne zu finden. Was dabei herauskam, waren Verordnungen, die schreibtnah vielleicht gut gemeint, aber der Realität völlig fern waren. Damit wurde ein böses Hickhack von Gruppen in Gang gesetzt, die sich immer mehr polarisierten.

*Hick* wäre beispielsweise bereit, einer kontrollierten Wiederansiedelung der Wölfe unter der Bedingung zuzustimmen, dass diese sich nur angeleint und mit einem Maulkorb gesichert in landwirtschaftlich genutzten Flächen bewegen dürfen, ansonsten würde man sie sofort erschießen.

*Hack* meint, die Entscheidung über einen Wolfsabschuss trifft nicht der Grundbesitzer oder der lokale Jagdverband, sondern eine Kommission in Brüssel, wenn mittels DNA-Untersuchungen ein problematischer Wolf eindeutig als Schafmassenmörder identifiziert wurde. Vor dem Abschuss muss allerdings die DNA des auf den Schuss wartenden Raubtieres in Narkose neuerlich kontrolliert werden, um Justizirrtümer zu vermeiden. Das Ergebnis sollte spätestens nach einer Woche feststehen. Falls der Wolf dann wiederum erscheint und um seinen Abschuss bittet, muss seine DNA von Neuem auf dem oben geschilderte Amtsweg überprüft werden, um seine Identität sicherzustellen, das Ergebnis sollte wieder in etwa einer Woche feststehen, und so weiter und so fort. Auf Grund dieser zeitaufwendigen und tierfreundlichen Vorschriften wurde bisher noch kein einziger Wolf legal getötet. (Auffällig war aber, dass seit dieser Zeit der Verkauf von Nachtsichtgeräten und Schalldämpfern in der EU immens zugenommen hat.)

*Hick* wiederum möchte die Landwirte als Grundbesitzer dazu verpflichten, alle auf ihrem Besitz befindlichen Tiere artgerecht zu füttern. Im Fall Isegrim muss die Anzahl der Schafe, aber auch Ziegen dermaßen erhöht werden, dass keine Wölfe hungers sterben. Auch dürfen zur Erhaltung der körperlichen Fitness der Raubtiere im Fleisch der Beutetiere keine Reste von chemischen, antibiotischen oder hormonellen Substanzen zu finden sein. Sollte sich ein Wolf an einem landwirtschaftlichen Mitarbeiter vergreifen, hat der Bauer dafür zu sorgen, dass der Körper des Opfers der AMA-Gütekategorie 1 entspricht und somit für den Verzehr durch Wölfe geeignet ist.

Von Seiten der *Hacks* war darauf nur das Götzzitat zu vernehmen.

Die Verordnung der EU wurde dann aber trotz massiver Einsprüche der Landbevölkerung beschlossen: Wölfe unterliegen ab nun eben der Schutzpflicht und müssen geschont werden.

Jetzt aber sind sie wirklich alle da, sie strömen herbei. Nicht mehr einsam und scheu, dafür immer hungriger, blutrünstiger, grausamer, verschlagener

und vor allem immer zahlreicher. Die EU hat den Wölfen mit dem Schutzstatus das Tor zum Garten Eden geöffnet und bietet ein paradiesisches Jagdgebiet mit reich gedeckten Tischen, das ihnen ein möglichst unbeschwertes, zufriedenes und langes Leben garantieren soll. Ob die Wildtiere es ihnen danken, ließ sich bisher nicht in Erfahrung bringen. Die Behörden aber blicken stolz und mit strahlendem Lächeln auf das Ergebnis ihres fürsorglichen Wirkens in die Menge ihrer Bürger. Sie erwarten sich von den Menschen, denen sie glauben ein Stück Natur zurückgegeben zu haben, Applaus, Dank und Anerkennung. Und natürlich reichlich Stimmen bei den nächsten Wahlen, sonst hätte man sich wahrscheinlich in dieser Angelegenheit ganz anders entschieden.

Doch die Zeit verging, und im Wechsel der Jahreszeiten zogen dunkle Wolken über den Wolfsparadiesen auf. Die Landwirte wandten sich von der Almwirtschaft ab und trieben keine Weidetiere mehr auf. Die Natur fing schön langsam an, zuzuwachsen, und – nicht weiter verwunderlich – das Paradies wird irgendwann einmal leergefressen sein. Rudelweise verlassen dann die Raubtiere ihren geschützten Bereich, der Hunger treibt sie, Panik verbreitend, in die Nähe menschlicher Siedlungen. Die Stimmung in der Bevölkerung kippt. Aus dem verniedlichten und vermenschlichten Wölfchen wird wieder das Wesen, das wir immer schon gefürchtet haben: der böse Wolf, den im Grund genommen niemand braucht, geschweige denn mag.

Wie aber werden die Behörden auf diesen präapokalyptischen Zustand reagieren? Ein Köpferrollen wird es nicht geben. Vielleicht wird ein kurz vor der Pension stehender Beamter, ein dickes Kuvert verbergend, als Bauernopfer gehen müssen. Der Öffentlichkeit gegenüber werden sich die Behörden zwar die Haare raufen, weil sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr loswerden. Der schwarze Peter jedoch bleibt bei ihnen, wie immer sie versuchen, sich aus dieser misslichen Lage zu befreien.

# Karin Gayer

## BLOCKADE

Tapetentür  
Stimmengewirr

ein In-die-Tasten-Hämmern  
und Mobiltelefonsummen  
Leere im übervollen Kopf

unverwandt  
Ideennotstand

die Zeit die läuft  
davon wie der Hase  
bei Gefahr.

## ENTFALTUNG

Die Gruppenzwangsjacke  
abstreifen  
sich nicht behandeln lassen  
besser handeln

dann die Grübelfestung  
verlassen  
das Angstgewitter  
meiden  
sehen was man ist:

ein Schmetterlingsanwärter.

**Annelies Glander**

# **WER SIND DIE „ANDEREN“?**

**W**er sind die „Anderen“? Wie lange noch wird Rassismus, Diskriminierung, vor allem aber Vorurteil und Unverständnis an der Tagesordnung sein?

Dazu ein nachhaltiges Ereignis zu Weihnachten 1943, als ich 4 Jahre alt war: Sehr beliebt war damals eine Negerpuppe, Samba genannt und nur mit einem schäbigen Fransenröckchen bekleidet. Auch mein sehnhchster Wunsch war, vom Christkind einen Samba zu erhalten. Und dann saß doch wirklich einer unter dem Christbaum. Ich drückte ihn liebevoll ans Herz und suchte unter dem Christbaum weiter nach passender Bekleidung. Das Christkind konnte das doch nicht vergessen haben. Eine schon irritierte Großmama ließ mich wissen, dass Samba als Afrikaner keine weitere Kleidung benötige. Da protestierte ich vehement, erklärte, dass dies wohl nicht stimmen könne, und schlug vor, dann eben die Kleider meiner blondhaarigen Puppe Ursula aufzuteilen. Dies wurde mir strengstens untersagt, denn es sei doch unvorstellbar, die wunderschönen Stücke an einen Neger zu verschwenden. Und ich wurde ermahnt, endlich Ruhe zu geben, sonst würde ich kein Abendessen bekommen. Als echter Dickkopf gab ich aber keine Ruhe, wurde zuerst in die Ecke gestellt und dann ins Bett geschickt. Da nahm ich Samba mit und deckte ihn sorgfältig zu ...

Meine Eltern und auch die Großeltern galten sicher als herzensgute Menschen, die niemandem Böses antun wollten, aber leider engstirnig und uninformiert in einem Umfeld lebten, in dem Unverständnis und im Falle einer Konfrontation auch noch Vorurteil ihr Weltbild jämmerlich beschränkten. Auch sorgten sehr bösartige Darstellungen der temperamentvollen Volkstänze der „Wilden“ in Afrika für abschreckende Zwecke in den Wochenschauen bei den noch immer biedermeierlich geruhsam dahinlebenden Österreichern.

Viel empörender sind seit nun schon langer Zeit die Weltanschauung und

das Verhalten der nach wie vor unbekümmert rassistisch in Fernreisen schwelgenden Touristen. Zu viele, die zu Hause in kümmerlichsten Verhältnissen leben, stürzen sich in exotischen Ländern in kurzfristigen Luxus und erbauen sich präpotent an der hilflosen Servilität des Personals, die sie unmäßig ausnützen und darüber nach der Heimkehr auch genüsslich berichten. Die „minderbemittelten, bloßfüßigen Murli“, die ihnen jeden Wunsch zu erfüllen bemüht sind, weil sie sonst auch noch die einzige, wenn auch schlecht honorierte Einkommensquelle verlieren, gehören einer minderwertigen Rasse an und müssen froh sein, sich nützlich machen zu dürfen ...

Mitunter ereignen sich allerdings auch in Österreich unerwartete Begegnungen, wie das Beispiel einer „Konferenz“ auf dem Spielplatz zeigt:

„Komm, spiel mit mir Federball“, bat Fatima, ein Flüchtlingskind aus Syrien, dessen Mutter an einer Stickerei arbeitete, und Mario, ein fast gleichaltriger italienischer Bub, dessen Vater als Diplomat in Wien arbeitete, war sofort zur Stelle. Als der Federball in die Sandkiste fiel, stürzten sich zwei zuvor friedlich werkende Buben darauf und begannen zu raufen. Ein herbeieilender Vater, als Sikh am Turban leicht zu erkennen, und eine in ihrer Lektüre gestörte Tante aus Kairo, als Muslimin mit Hidschab, mischten sich ein, indem sie die Kinder auseinanderrißen und dem anderen Elternteil in sehr schlecht erlerntem Deutsch mitteilten, dass sie „hier“ nichts zu suchen hätten.

Marios Vater, als Berufsdiplomate vielleicht auch im privaten Leben herausgefordert, versuchte in Italienisch akzentuiertem, fast perfektem Deutsch die militanten Parkbesucher zu versöhnen:

„Sie sind in unser Land gekommen, weil ein friedliches Leben bei Ihnen zu Hause unmöglich geworden ist. Gerade deshalb sollten sie Verständnis auch für andere Flüchtlinge haben. Sie sind vielleicht noch nicht lange genug hier, um zum Beispiel die Geschichte des Burgenlandes und seiner Bewohner zu kennen?“

Erstaunte Blicke sorgten für plötzliches allgemeines Interesse, und sowohl Federball- als auch Sandspiel konnten problemlos fortgesetzt werden.

„Die österreichischen Staatsbürger, die im heutigen Burgenland wohnen, haben sich diese ‚Heimat‘ größtenteils schwer erkämpft und allen Grund, das hundertjährige Bestehen dieses Bundeslandes zu feiern. Gehörte dieses Land doch bis zum Ende der k. u. k. Monarchie dieser als Teil der ungarischen Reichs-

hälfte an, wo Deutsch und Kroatisch gesprochen wurde. In den Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg, als die Grenze zwischen Österreich und Ungarn gezogen wurde, kam es schon zur Bezeichnung ‚Burgenland‘, weil drei Orte das Wort ‚Burg‘ enthalten.<sup>1</sup>

1921 kam das Burgenland endlich als selbstständiges, gleichberechtigtes Bundesland zur Republik Österreich.

Und irgendwie muss aus den Einwohnern ein besonderer Menschenschlag geworden sein. Wo noch wird neben Deutsch problemlos Kroatisch gesprochen? Und als die wirtschaftliche Not viele nach Amerika reisen ließ, um nicht zu verhungern, sind viele wieder nach Hause zurückgekommen, weil sie ihr Land so sehr lieben. Und auch jetzt noch kommen Enkelkinder begeistert zu Großeltern, auch wenn sie mit diesen lieber amerikanisches Englisch sprechen ...

Die geografisch und klimatisch günstigen Bedingungen fördern einen willkommenen, nicht überbordenden Fremdenverkehr, der traditionell kulinarisch weiter gefördert wird, und nicht nur am Neusiedler See erfreuen spezielle Fischgerichte Gäste aus aller Welt. Ganz wesentlich ist aber eine beispielhafte Gastfreundschaft und der Zusammenhalt aller ...

Könnten Sie sich da nicht ein Beispiel nehmen?“

Alle hatten zugehört und blickten die anderen plötzlich lächelnd an. Die Tante aus Kairo verteilte spontan Kekse an alle Kinder, Fatimas Mutter ließ jedem ein Schokoladebonbon zukommen.

Möge dieser spontane Sinneswandel auch anderswo auf fruchtbaren Boden fallen und bleibende Früchte tragen.

<sup>1</sup> Wieselburg, Ödenburg, Eisenburg



Liesbeth Haddad-Kirchl

# ZWEI GEDICHTE

## APOKALYPSE

vertrocknete vögel  
hängen ausgedehnt  
im geäst  
dorr und geborsten

kalt in der finsternis  
steht düster die sonne  
am rand  
der gefrorenen see

dem toten seher  
hat keiner  
geglaubt

## FRÜHSOMMER

goldgrüne mähen  
ährenpferde:  
wellen im wind  
ein weicher nachhall  
kühlender nächte  
junimond morgens  
blass noch am himmel  
sichelahnung  
von ernte und schnitt

**Bernhard Heinrich**

# **DIE SCHULD DES KÜNSTLERS**

Die Schuld des Künstlers ist es,  
sein Werk oberflächlich, schlampig  
oder mit unlauteren Absichten  
geschaffen zu haben.

Die Schuld des Künstlers ist es nicht,  
oberflächlich, schlampig  
oder mit unlauteren Absichten  
begriffen zu werden.

*(17. März 2016)*

# MOSCHUSOCHSEN UND WÖLFE

**M**oschusochsen sind riesige, starke, gefährlich aussehende Tiere. Wenn aber die viel kleineren Wölfe ihre Herden verfolgen, laufen sie davon und greifen die Wölfe unter normalen Umständen nicht an.

Zwei Wölfen gelang es so, ein Kalb aus der Herde zu isolieren. Es sah schlecht für das junge Tier aus. Die Wölfe zerrten bereits an ihm, fügten ihm Bisswunden zu und waren dabei, es niederzureißen.

Da kam es im letzten Augenblick zu einem überraschenden Akt der Solidarität. Die Herde sammelte sich in einiger Entfernung und griff die Wölfe an.

Gegen diese Entschlossenheit hatten die Wölfe kein Mittel. Sie ließen das Kalb los und ergriffen die Flucht. Die Herde stellte sich nun wie ein Mann um das verletzte und arg gebeutelte Jungtier, und die Wölfe mussten ohne Beute abziehen.

Es ist ein seltsames Phänomen, dass riesige Tiere sich von viel kleineren Jägern in die Flucht schlagen lassen. Wenn die Herde zusammenhielt, hätten die Jäger keine Chance. Ihre Chance ist nur die Unentschlossenheit der viel größeren Beute. Wenn die Herde, wie in diesem Fall, zusammenhält, müssen die Angreifer unverrichteter Dinge abziehen. Zu so einer Solidarität kommt es aber nur höchst selten. Der beschriebene Fall war eine bemerkenswerte Ausnahme von Gemeinschaftsdenken und Hilfsbereitschaft, die demonstrierte, dass auch Tiere ein derartiges Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln, um eine regelrechte Rettungsaktion organisieren zu können.

In der menschlichen Gesellschaft kommen beide Phänomene vor: dass eine unentschlossene Mehrheit von einer entschlossenen Minderheit überlistet werden kann, aber auch, dass sich die Mehrheit nicht immer hinters Licht führen lässt und sich auch einmal ihrer Stärke bewusst wird.

*(11. August 2013)*

**Malina Maria Jankovic**

# **HERBSTZAUBER**

Jeder eilt irgendwo hin,  
niemand achtet auf den anderen,  
selten jemand bemerkt  
den goldenen Herbst,  
der uns die Früchte schenkt;

die rötlichen Blätter,  
welche der Wind irgendwohin weht,  
und die frischen Tropfen,  
die das schläfrige Gesicht am Morgen benetzen,  
den Sonnenstrahl, der durch Obstgärten  
sanft die Haut ritzt,  
die Trauben im Weinberg, deren Geschmack  
verzaubert,  
und die gelbe Quitte duftend  
auf einem alten Holzschrank,  
die Blumenlichtungen,  
welche immer noch zu trotzen scheinen  
mit besonderen Farben  
den bewaldeten Hügeln  
die gelb, rot und orange übermalt sind ...

Deshalb halte ich immer einen Moment lang inne,  
um diesen Herbstzauber einzufangen,  
denn der Herbst ist eine besondere Jahreszeit ...

Axel Karner

# MEIN VERLOR'NER TSCHAKO LIEGT IM ZUG NACH WROCŁAW

*Se o mundo andar pra trás  
Vou escrever num cartaz  
A palavra rebeldia*

*Se a gente desanimar  
Eu vou colher no pomar  
A palavra teimosia*

Jonathan Silva, Samba da utopia\*

1

„Erlösen glückt an merkwürdigsten Orten.  
Auf Wallfahrt nach Kärnten.“

„Pilgerst nirgendwo –  
hast gehört.  
Mit dem Land wirds nicht gut.“

Lässt bestellen.

„Listiger Buchstabenkeiler bringt seinen Ramsch unter die Leut.“  
Aus der Zunft der Bibelversler.

Imitiert fröhlich Koflers *Geschäftswelt*.

---

\*Geht die Welt rückwärts / schreib ich ein Schild / darauf das Wort Widerstand // Verlier'n wir den Mut / sammle ich im Obstgarten / trotzige Frucht

Wie recht er hat der Anstreicher Brandstätter.  
„Tanzt heran aus der großen Stadt.  
*Wienert sich an* den Leuten.  
*Schwatzt auf.*“  
„*Fall lästig. Insistier zum Kauf* schwachsinniger Verse.“

Ja. Wenns stimmt.

2  
„Halts durch, Gockel.“

Plappert.  
Die Lunge dann den Geist aufgibt.  
unds Arschloch öffnet.  
Abpresst, was mit Mühen eingetroppt.  
„Würd ja entgegenkommen. Bitte.“

Den Höllenweg lang.  
Aufblüht.

„Es ist wahr.  
Das Böse ist einfach.  
Sah viele Hühner stundenlang auf ihren Eiern hocken,  
keins war danach erleuchtet.“

3  
*Ist so ein Abteiltraum nichts Gutes.*  
*Geht Nerv ein wenig Sehn voraus.*

Stotterts Bild.

Daumens Bein steckt im Aug

„Willkommen. Tadellos befreit.“

„Versteh, das ich tun sollt.

Sind eins, lang vor uns.“

„Ahnten Sie, wieviel Geld im Sack war?“

„Allerweils Testament verbessert.

Betrag sofort ausbezahlt.

Auf Schrankkoffer verteilt.“

Wird jungem Dichter gefallen.

Auf Nussbaumleder lagern.

Hätt auch sein Recht.

„Leute –

warn die Fliegen

kriecht vor Verzweiflung.“

Jauchzt.

Den Klepper. Schirrn.

Genickschuss erlaubt.

Übers Eben traben.

Nicht ohn das Gewesne.

Mein Kind.

Mit einem Mal.

Kein End.

Später dacht.

4

Haben erwartet.  
Nächtens Absturz.  
Himmelauf geschnürt.  
Federleins Rückenmark streichen.

Sei es der letzte Gang.  
Frau im weißen Aufzug.  
Bessres Nachthemd.  
Hör knarren und furzen.  
„Schad ums End.“  
Der Kopf mit einem Schlag gespalten.  
Staut ein Sturzbach.  
Bei Fuß.

Mit ihm lecken.  
Der Film reißt.

„Frecher Flug.  
Fisch wirts Flügelchen fressen.“

5

„Vergebens die Reise ins geistige Zentrum.“

Fand Musils Puff.  
Weiß ums Prostataleiden.  
Der Trampel von Bedienung fragt,  
in welchen Farben der große Dichter aß, spie und schiss.

48



Ein Vergnügen.  
Slowenischer Dichter. Verlässt taub die Szene.  
Die Gitarristen duellieren.  
Zu Letzt:  
Parliert an der Mauer  
einmal kein Protestant.  
Die Erhofften fehlen.

Blonder Hüne – sein Deutsch auf der Stirn – lässt sich vorerst entschuldigen.  
Erwartet den Zuschlag.

## **POSTSKRIPTUM**

*Über der Grenze dann*

Drängen Tote dicht heran.  
Zwei Drittel des Honorars frisst der Kadaver.  
Zoll eingeweiht.  
Noahs Höhlen gähnen.

Cormacs lieber Gott gibt auf.  
Kein Aschekind zur Hand.  
Nurs Weib hat warm.

„Ach Dichter, literarisch bequem, guter englischer Tweed eben!“  
An welchem End beginnt das Gesicht?  
Ziehts der Vernunft dünne Haut ab?  
Für die letzte Fahrt – ein Toupet.

„Das ists.“

Ingeborg Kraschl

# HOTEL AN DER BAHN

Nach einem Bild von Edward Hopper

**H**astig zog er an seiner Zigarette, bereits die fünfte, die er an diesem Morgen rauchte, wobei er auf das geöffnete Fenster vor ihm starrte. Ein warmer, beinahe heißer Sommertag ließ es nicht zu, sich im geschlossenen Raum aufzuhalten, zu stickig wäre die Luft gewesen, noch dazu in diesem alten, abgewohnten Hotelzimmer, in dem Teppichboden und Vorhänge den Geruch von Vergangenen verbreiteten.

Seine Frau saß am Bettrand, noch nicht völlig bekleidet, und blätterte im Reiseführer. Eigentlich wollten sie ja nach Konstanz und dort in der Nähe ein kleines Gästehaus am See beziehen. Das Hotel an der Bahn sollte nur eine Zwischenstation sein.

Sie waren schon ein altes Ehepaar, alt in beiderlei Sinn, reich an Jahren und lange verheiratet. Ihre drei erwachsenen Kinder lebten mit ihren Familien an verschiedenen Orten. So verbrachten sie die meiste Zeit zu zweit, waren gewissermaßen aufeinander angewiesen.

Manchmal gelang es ihr, ihn zu einer gemeinsamen Reise zu überreden, um den Alltag zu unterbrechen. Die Ziele wählte sie mit der Möglichkeit, auf dem Weg dorthin Kinder und Enkelkinder zu besuchen.

Diesmal nicht. Er hatte ihr einige erholsame Tage am Bodensee versprochen, es war seine Idee. Das überraschte sie, ging doch sonst immer die Initiative von ihr aus. Umso mehr hatte sie sich über sein Entgegenkommen gefreut.

In ihrem Reiseführer entdeckte sie zahlreiche reizvolle Ausflüge, die sie ihm alle schilderte. Er antwortete nicht. Sein Schweigen ließ sie aufblicken, und sie nahm sein Dastehen, so starr und unentwegt rauchend, als beunruhigend wahr.

„Fühlst du dich nicht wohl?“, fragte sie ihn. „Bedrückt dich etwas? Hast du Schmerzen?“

Sie dachte natürlich an seine Krebserkrankung, die er bisher erfolgreich be-

kämpft hatte, und trotzdem eine Verschlechterung befürchtete. Die Prognose für seine Erkrankung war nicht die beste, es könnte ihm ein schmerzhaftes Ende bevorstehen.

Daran wollte sie nicht denken, aber er. Ihm ging dieser Gedanke nicht aus dem Kopf, wie qualvoll sein Ende sein könnte. Das ließ ihn dann so leblos und handlungsunfähig werden wie jetzt. Ja, er würde es tun. Sein Plan müsste gelingen. Sechs Tage noch.

Sie wähnte sich glücklich, endlich einmal wieder unterwegs zu sein. Sie würde ihn schon wieder froh stimmen, ihn seine Krankheit vergessen lassen. Nach so langer gemeinsamer Zeit wusste sie ihre Lebenskraft einzusetzen. Um etliches jünger an Jahren als ihr Mann, entsprach es auch nicht ihrem Naturell, depressive Stimmungen nachzugeben oder sich fallen zu lassen.

Sie war überzeugt, dass man um das Leben kämpfen musste. Ein Leben, das sie liebte und in ihren Höhen und Tiefen nicht missen wollte, dankbar für jeden Tag, der ja auch oft so viele Schönheiten barg. Davon wollte sie ihn immer wieder überzeugen, dass es trotz Krankheit wert war, das Leben zu schützen. Sie betrachtete es als ein göttliches Geschenk, das wir bis zum Ende annehmen sollten oder sogar müssten und nur dadurch einen versöhnenden Tod fänden. Sie würde alles tun, um ihm zu helfen, die Schmerzen zu lindern, Hospiz- und Palliativeinrichtungen einzuschalten. Eine liebevolle Begleitung am Ende, meinte sie immer, wirke sich seelisch aus. Diese Geborgenheit versetze unser Dasein in eine Dimension, nach der wir uns letztendlich sehnen, eine Dimension der Würde und Liebe.

Nein, nie hätte er ihr seine Abschiedsgedanken preisgeben können, sie würden bei ihr auf kein Verständnis stoßen, das wusste er genau.

Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, niemandem, auch nicht seiner Frau, zur Last fallen zu wollen, sich nicht lange zu verabschieden, zu gehen, auch wenn es die anderen nicht erwarteten. Nein, er konnte sich nicht dazu äußern, er musste es heimlich tun.

Als sie beim Frühstück saßen, in einem hellen kleinen Raum mit dem Blick auf die Bahn, kehrte seine Reiselust wieder. Die Züge, die sie ankommen und abfahren sahen, vermittelten dieses ständige Unterwegssein, das ihre, aber auch seine Stimmung hob. Ein wenig Zeit hatte er noch, um endgültig anzukommen.

Jetzt gab es noch ein Unterwegssein, nur noch jetzt, dann nie wieder. Wie wertvoll erschien ihm das in dem Moment, wie unwiederbringlich!

Plötzlich kam ihm der Gedanke, dieses Hotel an der Bahn böte eine Gelegenheit. Zahlreiche Züge nach Zürich führen hier vorbei. Das Zusteigen wäre einfach! So sagte er zu seiner Frau, sie könnten doch in diesem Hotel bleiben. Sie bemerkte seine Entschlossenheit und fügte sich schließlich seiner Entscheidung.

Das strahlend sonnige Wetter lud zu einer Rundfahrt mit dem Schiff ein. Bald saßen sie in einem Boot und schaukelten über glitzernde Wellen, der Himmel spiegelte ein Blau ins Wasser und Bergspitzen in der Höhe zeigten noch ihr Weiß. Postkartenidylle und ein friedliches Zusammensein, auch mit einigen Urlaubern, die ihnen Gesellschaft leisteten, mit einem Lächeln und Smalltalk.

Er schwieg viel, sie hatte ihn selten so ruhig gesehen. Manchmal nahm sie seine Hand und drückte sie, ein Bedürfnis, ihm nahe zu sein, ihn fröhlicher zu stimmen. Aber seine Maske blieb.

Auch an den nächsten Tagen verlief alles ähnlich. Kleine Wanderungen auf Wegen zwischen sattgrünen Wiesen und Bäumen, durch Wälder bis zu kleinen Almen, wo sie anderen Wanderern begegneten, sich auf ihre Gespräche einließen und Blicke in die Weite, über den See, in die Berge und zur Sonne teilten. Die Schönheit des Tages, der Natur, der Stimmung drang in jeden ein. Er wehrte sich dagegen. Es brachte seinen Entschluss in Gefahr.

Sein Gesicht ließ kein Lachen zu, wenig Gemütsregung, wenig Veränderung. Und wenn sie ihn in den Arm nahm, ihn auch noch küsste, antwortete sein Körper steif und starr. Sosehr sie sich hier wohlfühlte, bedrückte sie doch sein Verhalten. Aber sie hoffte immer wieder, der nächste Tag würde etwas verändern.

Am letzten Abend verbrachten sie noch angenehme Stunden in der Nähe ihrer Unterkunft. Sie genoss Speisen und Wein, er hielt sich mit allem zurück. Nicht einmal das Essen und Trinken freut ihn mehr, dachte sie. Schwer fiel sie in ihr Bett und bald auch in einen tiefen Schlaf.

Sein Termin am nächsten Tag stand bevor. Um 10 Uhr in Zürich. Er wollte den Frühzug nehmen, um 5 Uhr das Zimmer verlassen. Sie dürfte auf keinen Fall etwas merken.

Er schlief schlecht, wachte ständig auf vor Angst, die Zeit zu übersehen. Schließlich kleidete er sich leise an und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer,

das Hotel. Gott sei Dank war das Tor nicht abgesperrt. Das Gleis, auf dem sein Zug abfuhr, lag nicht weit entfernt. Ein Leichtes, schnell und unbemerkt in den Zug zu steigen.

Dass er seine Frau zurücklassen würde, schmerzte ihn sehr, natürlich auch der Gedanke an seine Kinder und Enkelkinder, aber irgendwann mussten sie ja ohnehin alleine auskommen, es wäre nur eine Frage der Zeit. Das Leben hatte er größtenteils gut verbracht, vieles wiederholte sich, worauf sollte er noch hoffen? An Heilung glaubte er nicht, an Hilfe vielleicht, doch dieser allein wollte er sich nicht ausliefern.

In Zürich setzte er sich in ein Kaffeehaus, um sich zu stärken und zu sammeln. Seine Gefühle schwankten zwischen Entschluss und Zweifel. Er sah auf die Uhr und bemerkte, dass ihm noch genügend Zeit blieb, Zeit zu leben, Zeit, sich zu entscheiden. Er nützte noch die Gelegenheit für einen Spaziergang durch die Stadt, seinen allerletzten, dachte er, schließlich entschlossen. Ein Taxi brachte ihn dann doch zur besagten Adresse. Der laute Morgenverkehr ließ ihn noch einmal kurz mit Wehmut an die Ruhe der letzten Tage denken, die hier kaum zu finden war. Vorbei ist vorbei. Alles geht zu Ende. Warum sollte man das Ende nicht manchmal vorwegnehmen? Es käme aufs Gleiche hinaus.

Er stieg aus dem Taxi, hängte sich seine kleine Tasche über die Schulter und blickte mit Interesse auf das Haus, in das er treten wollte ... sollte. Ja, es handelte sich um die richtige Adresse. An einem Türschild stand unauffällig das Wort „Exit“, der Name der Organisation.

So stand er noch länger, handlungsunfähig, bis er seine innere Lähmung überwand und die Klingel drückte. Er wartete. Niemand öffnete. Er drückte nochmals. Schon hörte er Schritte, eine Frau ließ ihn eintreten. „Nehmen Sie im Warteraum Platz! Ich bin gleich bei Ihnen.“ Sie sprach in einem äußerst freundlichen Ton, wusste sie doch um den seelischen Zustand ihrer Kunden.

„Wie ist Ihr Name?“ Als er diesen nannte, bemerkte sie, dass er vor zwei Stunden eingeteilt gewesen wäre. Warum er zu spät gekommen sei? Sie hätten alle auf ihn gewartet, ihn auch versucht, telefonisch zu erreichen. Überrascht blickte er auf seine Uhr, da las er 10! Nein, meinte sie, es sei doch schon beinahe 12.

Er wunderte sich, nahm seine Uhr ab, schüttelte sie. Er besaß sie schon lange, noch nie hatte er mit ihr Probleme gehabt. Auch der Kirchturm, den er durchs Fenster sehen konnte, zeigte 12 Uhr.

Was war geschehen? Es konnte nur die Batterie sein, die zu schwach geworden war. Gerade jetzt! Wie eigenartig!

„Kann ich warten, bis Sie mich drannehmen?“

„Nein, auf keinen Fall. Die vielen Vorbereitungen erlauben es nicht. Alles ist genau geplant, die nächsten Stunden nicht frei. Vielleicht in einer Woche? Wir könnten gleich einen neuen Termin festlegen.“

„Nein, danke“, kam es zögerlich aus seinem Mund. Wieder hatte ihn eine inhere Lähmung erfasst. „Nein, nein ... ich überlege noch, melde mich dann später.“

Langsam wandte er sich zur Tür, betrat das Stiegenhaus und blieb dort stehen. Er dachte noch einmal über alles nach. Die Uhr hatte ihm einen Streich gespielt, die Uhr war schuld, nicht er. Die Uhr hatte eine Entscheidung getroffen, zumindest die eines anderen oder vielleicht keines Zeitpunkts? Hatte das etwas zu bedeuten? Er glaubte doch ein wenig an schicksalshafte Ereignisse. Seine Entscheidung war ins Leere gegangen, ohne sein bewusstes Zutun, einfach so.

Er ging langsam die Stiegen hinunter und versuchte, alles zu begreifen. Es sollte also nicht sein, wahrscheinlich. Sein Schicksal war stärker als sein Entschluss, es zeigte sich, trat hervor. Dass die Uhr an diesem Morgen nicht funktionierte! Ein Zufall? Ein Zeichen? Er trat aus dem Haus, seine zögerlichen Schritte hatten kein Ziel, lenkten ihn irgendwohin.

Allmählich klärte sich sein Denken, und er begann zu begreifen, dass er sich in eine Einbahnstraße verrannt hatte, sein Tunnelblick war nur auf diese Lösung gerichtet. Wie war es mit Alternativen? Darüber wollte er nie nachdenken, hatte sie gleich beiseitegeschoben, sie ignoriert. War sein vom Schicksal vorbestimmter Weg doch der, den seine Frau mit ihm gehen wollte, seine Familie, seine Kinder? Zögernd trat er schrittweise wieder zurück ins Leben, ein Leben, das er beinahe schon aufgegeben hatte.

Er schaltete sein Handy wieder ein und sah die vielen Anrufe seiner Frau. Sie hatte sich natürlich große Sorgen gemacht. Mit einer SMS versuchte er sie zu beruhigen, bald wäre er im Hotel.

Als er im Zug saß, erfasste ihn nun eine Sehnsucht nach seiner Frau, seiner Familie, dem Leben und der Zeit, die noch vor ihm lag. Er fühlte sich plötzlich so leicht wie der Wind, der über die Landschaft strich. Ein schmerzhafter Ballast war von ihm abgefallen und er spürte, wie das Leben ihn wieder in Besitz nahm.

Und als er schließlich seine Frau umarmte, vergaß er beinahe, dass er zuvor niemandem zur Last fallen wollte und seine Entscheidung eine andere gewesen war.

Und wenn sich auch manchmal Zweifel regten, ließ er sich doch wieder in sein gewohntes Leben fallen, ließ alles geschehen, wobei ihn unentwegt eine Hoffnung begleitete und vor allem auch die Hände der Liebe.

*Von der Redaktion leicht gekürzt*

Susanna Länger

# SCHULD ODER SCHICKSAL?

Ein Gefangener seiner selbst

Er war nicht immer ein Mann der Straße gewesen. Aber dann geschahen einige Dinge, die er nicht hatte verhindern können. Daraufhin hatte er seinen Job verloren und fast ebenso schnell seine Frau. Dass er aus der gemeinsamen Wohnung ausziehen musste, verstand sich von selbst. Warum er sich nicht gleich an eine Beratungsstelle gewandt hatte, wusste er später auch nicht mehr. Freunde um Hilfe zu bitten, dafür war er zu stolz. Freunde, die ihm Hilfe anboten, hatte er keine.

Irgendwann wollte er nur noch vergessen. Das fiel ihm leichter, wenn er etwas getrunken hatte. Obwohl er früher ein sparsamer Mensch gewesen war, gab er jetzt oft sein wenig Geld für Alkohol und Zigaretten aus. Immer seltener erinnerte er sich an „früher“, immer öfter betrank er sich.

Viele Jahre lebte er in völliger Einsamkeit. Nur gelegentlich sprach er einige Worte mit anderen, wie er vom Schicksal benachteiligte Gestalten.

Als er die Dame das erste Mal sah, war er überrascht, dass sie ihn ansprach. Das taten die wenigsten. Sie fragte ihn, ob er hungrig wäre, sie würde ihm etwas zum Essen kaufen.

Nein, er brauche nichts.

Als sie ihn nochmals fragte, sagte er, dass er nur Geld brauche.

Das würde sie ihm nicht geben, denn sie wusste, dass er es sofort in Alkohol umsetzen würde. Aber sie könne ihn in eine Entzugsklinik bringen. Damit war er überraschenderweise einverstanden. Noch am selben Tag wurde er in eine Klinik für Alkoholiker und Drogenabhängige aufgenommen.

Die ersten Wochen waren eine einzige Qual für den Mann. Er sah Flaschen voll Wein und Wasser vor sich stehen, konnte aber nicht danach greifen. Seine Arme unterlagen nicht mehr seinem Willen. Er schrie die Pfleger an, sie mögen ihm etwas zu trinken geben, wenn schon nicht Wein, dann wenigstens Wasser,



denn er hielt den Durst nicht mehr aus. Aber sie schienen ihn nicht zu hören. Später sah er überall Käfer und anderes Getier auf seinem Körper herumkrabbeln. Er schlug stundenlang wie wild auf diese imaginären Tiere ein. Sie wurden von Minute zu Minute größer und bewegten sich immer schneller auf seinen Armen und Beinen. Doch wenn er versuchte, einige von ihnen mit der Hand zu fangen, verfehlte er sie jedes Mal. Dann lachten sie ihn aus und trieben ihr Spiel noch grausamer mit ihm.

Plötzlich war der Spuk zu Ende und es ging ihm überraschend besser.

So vergingen ein paar Wochen. Er nahm an Gewicht zu, wirkte im Ganzen wieder sehr ordentlich und opponierte selten gegen irgendetwas. Er glich wieder sehr dem Mann von „früher“.

Eines Tages kam überraschend die Dame zu Besuch. Sie brachte ihm ein kleines Buch mit. Die *Schachnovelle* von Stefan Zweig.

Wieder in seinem Zimmer, blätterte er das Buch durch, aber die Buchstaben ergaben keinen Sinn für ihn. Ein eigenartiges Gefühl bemächtigte sich seiner: Er wurde wütend. Jahrelang hatte er nicht so empfunden, immer war ihm alles gleichgültig gewesen. Selbst die Schmerzen und Qualen des Entzugs hatte ihn nicht wütend gemacht.

Er starrte die ganze Zeit in das Buch. Hin und wieder erfasste er ein Wort, aber von Lesen konnte keine Rede sein. Er verstand kaum einen ganzen Satz. Langsam, ganz langsam kroch die Wut in ihm hoch.

In der darauffolgenden Nacht träumte er, dass Tausende von Buchstaben um ihn herumtanzten, ihn umkreisten, einengten, aufforderten, sie zu benennen, um ihn zu verhöhnen, da er es nicht konnte. Dann bildeten sie lange Wortketten, verwickelten ihn darin, sodass er glaubte, ersticken zu müssen. Schweißgebadet erwachte er und fühlte nur noch Wut.

Sofort versuchte er wieder in dem kleinen Buch zu lesen. Diesmal klappte es besser. Dann kam sein Erinnerungsvermögen zurück, und er konnte die Novelle zu Ende lesen.

Tags darauf ging er in die Anstaltsbibliothek und griff sich wahllos ein Buch. Er setzte sich in sein Zimmer, ließ Mittagessen, Therapiestunde und Nachtmahl ausfallen und las. Einmal kam eine Krankenschwester in sein Zimmer und bat ihn höflich, das Licht auszulöschen, es wäre schon nach 22 Uhr. Sie beugte sich

zu ihm, fragte höflich, was er lese. Dabei stieß sie mit der Hand leicht gegen das Buch und es kippte ein wenig nach vorne, sodass der Mann sein Lesen unterbrechen musste. Da rastete er aus. Wütend schrie er sie an, sie solle sofort verschwinden und sein Buch nie wieder anfassen. Verschreckt rannte das junge Ding zum Schwesternstützpunkt und beschwerte sich.

Beim Psychiater kam seine Wut zur Sprache.

„Warum wurden Sie wütend?“, fragte der Therapeut in ruhigem Ton.

„Weil ich lesen wollte“, erwiderte der Mann.

Dann stand er auf, ging in die Bibliothek, gab das gelesene Buch zurück und wählte ein neues.

Wieder ließ er sich die Mahlzeiten in sein Zimmer bringen und besuchte nur sehr widerwillig seine Therapiestunden. Immer hatte er ein Buch dabei und las.

„Bitte legen Sie das Buch beiseite und hören Sie mir zu“, ermahnte ihn der Psychiater.

„Ich höre auch beim Lesen zu“, erwiderte der Mann.

„Warum lesen Sie die ganze Zeit?“

„Warum nicht?“

„Trinken Sie wieder?“

„Nein.“

„Ich denke, wir können Sie Ende des Monats entlassen.“

„Okay.“

„Wo werden Sie wohnen?“

„In einer Bibliothek.“

Der Psychiater lachte. Ja, der Mann war geheilt. Er war selbstbewusst und schlagfertig. Das sind die wenigsten Alkoholiker. Er würde seiner Sucht nicht mehr nachgehen. Die Klinik konnte zufrieden sein. Die Marotte mit dem Lesen konnte sie ihm durchgehen lassen.

Der Mann war froh, dass er entlassen wurde. Er hatte sämtliche Bücher, die ihn interessierten, gelesen. Von der Anstalt ging er direkt in die städtische Bücherei und ließ sich registrieren. Er nahm sich sofort ein Buch aus dem Regal, da er schon merkte, wie die Wut von Minute zu Minute stärker wurde.

Er setzte sich in einen abgelegenen Gang der Bibliothek und begann zu lesen. Sofort fühlte er sich gut.

Plötzlich war es sehr still, wenig später auch dunkel. Er konnte keine Buchstaben erkennen. Wiederum stieg die Wut in ihm hoch. Wie ein Gelähmter konnte er nichts dagegen tun. Er wehrte sich nicht gegen die Wut, ließ sie kommen, bis sie völlig von ihm Besitz ergriffen hatte. Irgendetwas hatte sich verändert. Früher kam die Wut, aber er hatte nicht dieses berausende Glücksgefühl dabei empfunden. Diffus erinnerte es ihn an seine früheren Rauschzustände.

Er hielt das Buch, *Die Blendung von Canetti*, fest in beiden Händen und blieb reglos sitzen. Er war bereit. Sein ganzer Körper bebte. Es gab nur noch die Wut. Es schüttelte ihn hin und her, doch das Buch hielt er immer noch fest.

Plötzlich ging die Nachtbeleuchtung an. Es wurde im ganzen Stockwerk dämmrig. Schweißgebadet und erschöpft lehnte sich der Mann zurück, schlug die Seite auf, die er gerade gelesen hatte, und fand den Absatz wieder, bevor das Licht erloschen war. Augenblicklich las er weiter und Ruhe kehrte in seinen Körper.

Irgendwann musste er eingeschlafen sein, denn das Buch war ihm aus der Hand geglitten. Doch als er erwachte, fühlte er sich frisch, sogar zufrieden. Das kam selten vor.

Hier wollte er bleiben. Er hatte einen wunderbaren Platz gewählt. Alle Bücher in seiner Reichweite gefielen ihm. Niemand markte, dass er bei Schließung der Bibliothek am Boden zwischen den Regalen sitzen blieb. Als es dunkel wurde, setzte er sich auf eine Fensterbank, konnte beim Schein der Straßenbeleuchtung weiterlesen, bis die Nachtbeleuchtung anging.

So vergingen einige Wochen, in denen der Mann keine Wut hatte

Dann passierte das Unvermeidliche. Es war kurz nach Bibliotheksschluss. Eine junge Bibliothekarin wollte gerade abschließen, als sie ein Geräusch in einem der hinteren Gänge hörte. Sollte sich noch jemand in der Bücherei befinden? Laut rief sie, dass sie jetzt schließe, aber es meldete sich niemand. Gewissenhaft, wie sie war, ging sie durch die langen, im Dämmerlicht liegenden Gänge.

Da sah sie den Mann am Boden sitzen, um sich herum einige Bücher. Eines hielt er nah an seine Augen. Er hörte die junge Frau nicht kommen. Auch auf die wiederholte Ermahnung zu gehen reagierte der Mann nicht. Er sah keine Sekunde von seinem Buch hoch. Vorsichtig tippte sie ihn an. Dabei berührte sie das Werk von Torberg. Augenblicklich schlug er ihr auf die Hand und umklammerte das Buch.

Jetzt wurde sie ärgerlich und bat ihn eindringlich zu gehen. Aber der Mann blieb unbeweglich in der Ecke sitzen und umklammerte das Buch. Doch lesen konnte er nicht mehr. Die Frau plapperte in einem fort auf ihn ein und versuchte ihm das Buch zu entwenden.

Die Wut kam unvermutet und so heftig wie nie zuvor. Er sprang auf, dabei fiel das Buch zu Boden! Jetzt gab es nichts mehr, das ihn zurückhalten konnte. Er packte die Frau am Hals. Sie war augenblicklich still, dann ließ er sie fallen. Wie ein leerer Sack fiel sie in sich zusammen und blieb neben seinen Büchern am Boden liegen. Er bückte sich, hob den Torberg auf und las dort weiter, wo er unterbrochen worden war.

Die Frau neben sich bemerkte er nicht.

Als er am nächsten Tag abgeholt wurde, las er die *Gier*. Willig ging er, immer noch lesend, mit den Beamten mit. Als man ihm die Handschellen anlegte und ihm dabei das Buch wegnahm, setzte er sich so heftig zur Wehr, dass vier Männer ihn bändigen mussten. Er schrie so lange, bis er ohnmächtig wurde.

Man brachte ihn in eine psychiatrische Anstalt. Aber auch starke Beruhigungsmedikamente konnten seine Wut nicht eindämmen. Er rannte stundenlang in seiner winzigen Gummizelle herum, immer lauter schreiend, ständig ganze Buchseiten rezitierend. Seine letzten Worte waren: Niemand will verweilen, wo man angefangen hat, unweigerlich endet man dort.

Dann brach er tot zusammen.

Martha Laufer

# GRENZÜBERSCHREITUNG

Es war gegen halb zehn am Abend, als es an der Tür klopfte. Hannah öffnete. Es war Samuel. Das junge, samtbraune Gesicht bis auf die Augen mit einem lachsfarbenen Tuch verhüllt, in dem das Licht der untergegangenen Sonne weich leuchtete. Er war Äthiopier, 19 Jahre alt. Seine Leiche war vor zehn Tagen bei Hainburg aus der Donau gefischt worden.

Hannah bat ihn herein. Sie hatte im Fernsehen gerade einen Beitrag über ihn gesehen.

Er war mit vierzehn Jahren allein nach Österreich gekommen und hatte um Asyl ersucht. Aber sein Antrag war von allen Instanzen negativ beurteilt worden und als er volljährig wurde, begann ein Waterboarding aus Schubhaft, Entlassung aus der Schubhaft, Entlassung aus der Grundversorgung, Entlassung aus dem Flüchtlingsheim, das ihm ein Zuhause geworden war, Obdachlosigkeit, Orientierungs- und Hilflosigkeit, Aufnahme in ein anderes Heim in einer anderen Stadt und Warten. Warten auf die Fremdenpolizei, auf ein blaues Kuvert, auf das Durchknallen der Sicherungen, während sich die Behörde in Schweigen hüllt und sein Antrag auf humanitäres Bleiberecht seit anderthalb Jahren auf einem ihrer Schreibtische schlummert. Vor zwei Monaten versuchte er zum ersten Mal, sich das Leben zu nehmen: Er trank Lauge. Aber er konnte im Otto-Wagner-Spital noch gerettet werden. Dort sprang er aus dem zweiten Stock und zog sich schwere Verletzungen zu. Er wurde ins Hanusch-Krankenhaus überstellt und verbrachte einige Zeit im künstlichen Tiefschlaf. Als er wieder selbstständig gehen konnte, wurde er entlassen. Einige Tage später wurde sein Körper in Hainburg angespült.

Samuel rührte sich nicht. Er stand immer noch vor der Türschwelle. Es war zu still, um etwas zu sagen. Also sagte Hannah nichts. Samuel sagte auch nichts. Seine Augen sind so jung, so lebendig, ging es Hannah durch den Kopf. Vielleicht ist das gar

nicht Samuel. Sie wollte seine Hand nehmen, aber da war nichts. Nur die Sinnlosigkeit eines jungen Todes in den langsamen Mühlen der Gesetze. Und Gleichgültigkeit.

Hannah kannte diese kalte, glatte Gleichgültigkeit gut. Und die Mühlen der Gesetze. Sie war in grauer Vorzeit selber Juristin gewesen. Aber nicht aus Leidenschaft, sondern um den Anforderungen ihrer leistungs- und titelorientierten Familie zu entsprechen. Zucht, Ordnung, Benehmen, Ansehen. Alles andere existiert nicht, und wenn doch, ist es auszumerzen. Diese Dressur funktioniert, auch über Generationen, wenn sie von klein auf hart genug ist. Bei Hannah hatte es fast 40 Jahre gedauert, bis sie den Impuls, mit ihrer eigenen Lunge Luft zu holen, nicht mehr länger unterdrücken konnte. Und dann noch einmal zehn Jahre, bis sie zu etwas Ja sagte, das über ihr Hirn und ihren Tellerrand hinausging und etwas mit dem verschrumpelten Muskel in der Mitte ihres Brustkorbs zu tun hatte. *In der Früh aufstehen und in den Tag hineingehen mit nichts als dem Vertrauen, dass das Leben schon das Richtige vorhat mit mir.* Mit diesem einen Satz bewaffnet stieg sie aus den hunderttausend alten Sätzen und §§ aus. Aufmerksam sein. Augen, Ohren, Türen, Fenster und Herzklappen aufmachen, Scheuklappen wegklappen, offen sein für das, was ist, kommt, geht. Keine tote Luft mehr.

Hannah nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Bitte! Komm doch herein!“ sagte sie. „Bitte!“ Sie drehte sich um und ging voran ins Wohnzimmer, wo immer noch der Fernseher lief. Sie nahm die Fernbedienung, drückte auf den roten Knopf, dachte: Und was jetzt? Drehte sich langsam um. „Samuel?“ Da war niemand. Auch vor der Tür stand niemand. Nirgendwo.

Am nächsten Tag fand sie sich in einer Fachbuchhandlung wieder, die sie eigentlich nie mehr hatte betreten wollen, und in den nächsten Wochen, Monaten tat sie etwas, das sie nie mehr hatte tun wollen. Sie verwandelte sich in einen Maulwurf und wühlte sich von oben nach unten durch Unions-, Völker- und Verfassungsrecht, bis sie am Boden der einfachen Gesetze in einem Käfig aus Fristen, Mitwirkungs- und Meldepflichten, Gebietsbeschränkungen, Wohnsitzauflagen, Neuerungsverboten, Säumnisfolgen, fehlenden aufschiebenden Wirkungen, Aufenthalts- und Einreiseverboten, Festnahme- und Durchsuchungsaufträgen, Schub- und Beugehaft, Maßnahmen unmittelbarer Befehls- und Zwangsgewalt, Rückkehrentscheidungen, Ausweisungen, Anordnungen zur Außerlandesbringung, Ketten- und sonstigen Abschiebungen wie ein Fisch an Land nach Luft

schnappte und panisch an den Gitterstäben rüttelte. Genauso gut kann man mich ohne Wasser in die Wüste schicken! Samuel! Ich kann keine Paragraphen mehr wiederkäuen. Ich bin keine Kuh!

Aber der Schalter „Go!“ hatte sich schon umgelegt, spätestens in dem Augenblick, in dem ihr klar wurde, dass Samuels Aufenthalt in Österreich zu 99,9 % nicht hätte beendet werden können und er früher oder später ein Aufenthaltsrecht hätte bekommen müssen. Hätte er das gewusst, wäre er noch am Leben. Aber niemand hatte es ihm gesagt.

Hannah fing an, Flüchtlinge zu begleiten.

Die Rätselhaftesten waren für sie, die ein halbes Leben gebraucht hatte, bis sie endlich fähig war, einen eigenen Gedanken zu fassen, die blutjungen Frauen, die sich nicht dem Diktat ihrer Familien gebeugt hatten und es über Routen, die auch für durchtrainierte Kraftprotze lebensgefährlich waren, bis hierher geschafft hatten und jetzt vor ihr standen, schmalgliedrig, mit feinen Gesichtszügen, in ausgefransten Jeans, Flipflops, bei näherem Hinsehen von oben bis unten traumatisiert, aber lebendig, sie selbst.

An zweiter Stelle, aber nur mit einer Hundertstelsekunde Rückstand, kamen die jungen Burschen, selbst meistens noch nicht volljährig, die ihre noch jüngeren Geschwister sicher aus einer anderen Ecke der Welt bis hierher gebracht hatten, und die, sobald sie volljährig wurden, wie Fliegen im Spinnennetz der Asylbehörden hingen, weil sie als gesunde, junge Männer ganz oben auf deren Abschussliste standen.

Den dritten Platz belegten die alten Witwen mit ihren hölzernen und lebendigen Gehhilfen und langen Listen von Diagnosen und Medikamenten, die, wenn sie das eine Stockwerk ohne Lift hinter sich gebracht hatten, erschöpft ihr gegenüber auf den Sessel sanken und kaum ein Wort herausbrachten. Ihnen hatte die Flucht das Allerletzte abverlangt. Sie würden hier keine Wurzeln mehr schlagen können. Aber für etwas anderes als ihre Kinder, die sie über weite Strecken des Fluchtweges abwechselnd am Rücken getragen hatten und die auch jetzt ihre Beine, Hände und ihr Mund waren, hatten sie ohnehin nie gelebt.

Vor allem junge Menschen berührten Hannah, die allein im Dschungel der Bürokratie ums Überleben kämpften, weil es dort, von wo sie herkamen, nichts und niemand für sie gab.

Was fühlt ein Richter, fragte sie sich, wenn er die Beschwerde eines jungen Mannes abweist und ihn zurückschickt in den Krieg, in die Slums von Kabul, Herat oder Masar-e Sharif, allein, mit der tausendmal gebrauchten und immer gleichen Begründung, er könne dort als junger, gesunder, alleinstehender Mann schon leben irgendwie, auch wenn alle seine Brüder bei Anschlägen umgebracht worden waren, er wird das schaffen, und Berichte, die in eine andere Richtung deuten, nicht liest, nicht sieht, andersherum liest, vielleicht sind sie für ihn nicht wahr, sie sind für ihn noch nicht schlimm genug, man gewöhnt sich an fast alles, stumpft ab, wenn man jeden Tag über Bleiben oder Gehen verhandeln und entscheiden muss, schon oft belogen worden ist, mit der Zeit nicht mehr weiß, was man wem glauben kann, das geht erschreckend schnell, man muss sich schützen irgendwie, auch die vielen Anschläge prallen ab, die Lügen gleichermaßen wie die Wahrheit.

Ich bin in Pension, dachte Hannah. Ich bin frei. Nur mir verantwortlich. Ich darf mir den Luxus leisten, den Menschen zu sehen, der mir gegenüber sitzt, ich darf ihm zuhören, ihn währenddessen beobachten, das Entsetzen, die Traurigkeit, die Freude in den Augen, um den Mund herum sitzen, spielen, verschwinden, wiederkommen sehen, die Ratlosigkeit in den schmalen Händen, wenn sie in der Luft herumfuchtelten, weil das Deutsch nicht ausreicht, das, was sie sagen wollen, aber doch irgendwie gesagt werden muss, unbedingt über die Brücke zu mir herüber marschieren muss, die vielen Fragezeichen auf der verzagten, jungen Haut. Das könnte mein Sohn sein, mein Enkel eher. Um Himmels willen, den dürfen sie nicht zurückschicken! Das alles darf ich mir leisten. Ganz unprofessionell. Sogar mit Tränen in den Augen. Ich darf weitermachen, mich bemühen, mich einlassen auf die, die da bei der Tür hereinkommen, ich darf als Mensch Menschen begegnen, mir Zeit nehmen für ihre Einzigartigkeit. Ich muss keine Aktenberge abarbeiten, keine Fallzahlen bewältigen, keine Revisionen des Innenministeriums fürchten, keine Judikatur nachbeten, die ich schrecklich finde, mich nicht vor den Kollegen rechtfertigen. Ich darf versuchen, einem Menschen, der auf mich zukommt, zu helfen. Ich bin ein Glückspilz.

Und wenn es sein muss, Samuel, reicht mein Arm auch bis nach Kabul und meine Hand, mit der ich die Hand eines jungen Menschen dort festhalte. Das sind nur 4.560 km Luftlinie.

*Von der Redaktion leicht gekürzt*



Norbert Leitgeb

# GOETHES AUFTRAG

**G**oethe. Faust. Der Tragödie erster Teil. *Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!* Ein reizvoller Auftrag. Begeisternd, keine Frage. Und konsensfähig! Aber nur auf den ersten Blick. Dann nicht mehr. Denn bei genauerer Betrachtung zeigt sich seine Brisanz, frage nicht! Denn auch hier steckt der Teufel im Detail. Vor allem in Hinblick auf die Erbanlagen, also jene genetischen Baupläne, denen alles Leben seine Existenz verdankt.

Eigentlich ist Goethes Aufforderung sogar zu verurteilen. Eindeutig! Denn was soll das heißen, ererbt von den *Vätern*? Als ob es von den *Müttern* nichts zu erben gäbe! Oder als ob das Erbe der Mütter, wenn es denn der Dichterstiefvater auch im Sinn gehabt haben sollte, nicht gleicher Mühe wert wäre. Typisch Macho. Klarer Fall von sexistischer Diskriminierung. Pfui!

Außerdem, wen hat Goethe mit den *Vätern* überhaupt gemeint? Bei Müttern wäre es ja klar. Das heißt, das war es. Früher. Doch heute? Konfusion! Spendermutter-Eizelle im Mietmutter-Uterus und nachgeburtliche Aufzucht durch Adoptivmutter – da kann man bezüglich der *Mutter* schon ins Grübeln kommen. Aber gewaltig.

Beim Vater war es ja schon immer kompliziert, keine Frage. So wie bei Yvonne. Bei ihr war die Zahl der Vater-Aspiranten groß und das Personengedächtnis klein. Wie sollte sie da postkoital noch wissen können, wessen Same den Wettlauf gegen die Konkurrenz gewonnen hatte? Eben. Eine herkulische Gedächtnisaufgabe. Klar, dass dann bezüglich Vaterschaft die Zweckmäßigkeit über die Biologie gesiegt hat.

Doch wenn schon der genetische Vater so unsicher ist, wie ist es dann erst mit dem Plural, mit Goethes *Vätern*? Wie weit soll man sich denn zurückhandeln entlang der Väterkette? Bis ins biblische dritte oder vierte Glied? Oder weiter? Bis zum Neandertaler? Viel weiter? Bis zu den Affen? Oder gar noch weiter, bis sich der Vaterbegriff beim Abstieg in der Evolutionsfolge in den geschlechtslosen Einzellern der Ursuppe verflüchtigt?

Im Gegensatz zu den Evolutionisten ist es für Kreationisten klar. Die Kette der Väter reicht bis Adam, dem Gottgeschaffenen, und dann ist Schluss, Punktum!

Allerdings, genau genommen, ganz Schluss auch wieder nicht, denn schließlich gäbe es dann ja auch noch *Gottvater* selbst. Was ist mit ihm? Ist es gerechtfertigt oder provokante Anmaßung, auch ihn in Goethes Väterkette einzubeziehen? Allerdings, Gott – als Vater? Wie sexistisch! Schließlich lässt sich doch dem Manns-Bild des Gottvaters das Weibs-Bild der göttlichen Urmutter gegenüberstellen! Wo bliebe sonst die Gendergerechtigkeit? Eben. Da kämpft patriarchalischer Tunnelblick gegen matriarchalische Scheuklappen. Da ist Simmering gegen Kapfenberg ein Klacks dagegen. Noch dazu, wo selbst die binäre Gendersicht Gottes aus Sicht der queeren Community längst überholt ist. Ein spirituelles Minenfeld, frage nicht!

Aber Goethes Auftrag besitzt noch mehr Brisanz. Denn auch der Begriff *ererbten* ist delikat. Ganz besonders im Fall der Erbanlagen. Juristisch gesehen, ist ja bereits der Umstand kurios, dass der Erbanspruchsberechtigte zum Zeitpunkt der Vererbung eigentlich noch gar nicht existiert. Klar, wo doch *der* Erbe erst aus *dem* Erbe hervorgeht. Noch gewichtiger ist jedoch, dass ererbt ja nur werden kann, was wer besessen hat. Doch trifft das bei den Genen überhaupt zu? Ist es nicht eine Anmaßung, zu behaupten, wir besäßen unsere Gene, wo es sich doch eigentlich umgekehrt verhält? Wo doch eigentlich die Gene uns besitzen! Schließlich sind doch sie es, die unser Sein, Werden und Vergehen bestimmen. Zugegeben, das Vergehen nicht immer. Hans, zum Beispiel. Beste Erbanlagen. Da gab es nichts auszusetzen. Aber schon gar nichts. Vom Vergehen weit und breit keine Spur – und dennoch vergangen! Oder, besser gesagt, verfahren. Genau genommen, verfliegen. Aus der 70er-Kurve. Mit 160. Und dann Baum – und Ende! Wegen eines Vergehens vergangen. Und das trotz bester Erbanlagen! Doch wir nehmen Goethes Auftrag ernst. Wir bemühen uns, auch das genetische Erbe zu *erwerben*. Und mit Erfolg. Inzwischen haben wir das Genom entschlüsselt. Wir können es lesen. Immerhin. Zwar noch nicht ganz sinnerfassend. Aber das kann ein Fünftel der Bevölkerung nicht einmal mit einfachen Texten. Aber wir lernen. Doch was haben wir davon? Eine Selbstwertkrise! Und zwar eine, die sich gewaschen hat! So wie Herbert. Glücklich verheiratet. Stolzer Vater dreier Söhne. Prachtburschen. Alles eitel Wonne. Doch dann lernte er lesen. Zwar nicht die DNA, das nicht, doch deren Analysebefund. Zum Glück alles in Ordnung. Das heißt, gesundheitlich. Bei allen drei Brüdern! Genauer gesagt, Halbbrüdern. Denn drei verschiedene Väter

– und Herbert gar nicht darunter! Das war nicht lustig. Ganz und gar nicht. Für ihn. Seine feixenden Freunde sahen das anders.

Doch das Genomlesen ist für uns alle nicht lustig. Bereits das Inhaltsverzeichnis hat es in sich. Nur ein kleiner Teil, bloß lächerliche fünf Prozent unterscheiden uns von den Affen! So wenig macht ja nicht einmal das Trinkgeld aus, das wir dem Kellner mit zähneknirschender Großzügigkeit in die einstreifbereite Hand drücken. Gerade einmal das Datenäquivalent einer Handvoll Urlaubsfotos! Deprimierend! Doch wer je im Verkehrsstau gesteckt hat, wird bestätigen können – man merkt es! Doch wir begnügen uns nicht, das genetische Erbe bloß *zu erwerben*, indem wir es entschlüsseln und sinnerfassend zu lesen versuchen! Wir gehen noch weiter. Wir wollen es auch *besitzen*! Denn besitzen heißt ja, über etwas nach Gutdünken verfügen können. Die ersten Besitz-Versuche mögen ja noch unbeholfen anmuten. So wie in Zeiten vor der digitalen Textverarbeitung, als Schriftsteller den Manuskripten zur Korrektur noch mit Schere und Kleister zu Leibe gerückt waren. Denn in gleicher Weise ermöglichen es nun chemische Scheren, mit genomischen Textpassagen zu verfahren. Das ist erfreulich, wenn es pathogene DNA-Abschnitte betrifft und Erbkrankheiten geheilt werden können. Doch das genügt uns nicht. Wir wollen mehr. Und wir können mehr. Viel mehr! Wir können genetische Textfragmente bereits zu ganz neuen Texten zusammenstellen und auf diese Weise neuartiges Leben gestalten, und zwar nach Wunsch. Leben auf Bestellung mit Eigenschaften à la carte! Göttlich!

Aber wir sind anders als der Schöpfer. Wir sind nicht selbstlos. Wir lassen unsere Geschöpfe patentrechtlich schützen! Zunächst noch beschränkt auf Pflanzen und Tiere – doch was soll uns daran hindern, vor den paar läppischen Genom-Prozenten des Menschlichen Halt zu machen? Damit erhält der Begriff *Wunschkind* eine ganz neue Bedeutung! Schon bald könnten Eltern für ihr in Auftrag gegebenes Kind Lizenzgebühr zahlen müssen. Schöne neue Welt.

*Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!* Welch Gedankenkonzentrat in so wenigen Worten! So inhaltsschwer, dass es uns selbst heute noch in geistige Minenfelder führt. Doch ein nicht unkritischer Rat des Herrn Geheimrates. Ganz und gar nicht. Der hat ja auch den *Zauberlehrling* geschrieben. Nur hatte es dieser leichter. Als der die gerufenen Geister nicht mehr loswurde, konnte ihm noch sein Meister zu Hilfe eilen.

Aber wer hilft uns?

**Nicole Makarewicz**

# WIE ES GEHT

**W**ir haben gebacken. Unser Sauerteig heißt Konrad wie Nöstlingers Kind aus der Konservenbüchse und ist beinahe ebenso pflegeleicht.

Wir haben Konrad mit unseren Freunden geteilt, die ihn hegen und füttern, wie wir es tun.

Wir haben Brot verkostet und einander Tipps gegeben, die wir uns in Büchern und Foren erlesen oder durch Versuch und Irrtum erarbeitet haben.

Wir haben unsere Balkons begrünt und unsere Terrassen. Mit zu vielen Pflanzen, die wir online bestellt haben mit kontaktloser Übergabe.

Wir haben gegossen und gedüngt, zurechtgestutzt, gesät und geerntet, Kletterhilfen angebracht und Bewässerungssysteme. Manche der Pflanzen haben den Winter überlebt, andere nicht. Für die leeren Töpfe haben wir Nachschub bestellt. Grüne Daumen sind nicht jedem gegeben.

Wir haben uns in Selbstversorgung versucht und vier Snackgurken, zehn Minitomaten und eine Handvoll Erdbeeren geerntet und Fotos davon auf Instagram und Facebook gepostet.

Wir haben Bärlauch und Holunderblüten zu Pesto und Sirup verarbeitet, Löwenzahnblätter, Gänseblümchen und Brennnesseln zu Salat.

Wir haben eingeweckt, entsaftet, geliert, vergoren und unser Kellerabteil zur Vorratskammer umgewidmet. Nachhaltigkeit ist uns ein Anliegen.

Wir haben Essen bestellt. Inzwischen kennen wir die Telefonnummern sämtlicher Lieferdienste auswendig.

Wir haben zugenommen. Das merken wir an den Hosen, die wir zu selten angezogen haben.

Wir haben uns streichelweiche Loungewear bestellt und fair produzierte Yogapants aus Biobaumwolle, Wohlfühlwäsche und Kuscheldecken.

Wir haben auf BHs und Krawatten und Make-up und Rasuren verzichtet, und nichts davon hat uns gefehlt.

Wir haben uns die Haare gefärbt und geschnitten, mit unbefriedigendem Ergebnis, aber es hat sich wieder ausgewachsen.

Wir haben Spaziergänge gemacht und unsere Schritte von Fitnessstrackern zählen lassen, die uns mitgeteilt haben, dass wir Großbritannien durchquert haben, kilometermäßig gesehen.

Wir haben jeden Baum, jeden Park und die meisten Hunde der Umgebung und ihre Menschen kennengelernt.

Wir haben Distanz gewahrt, Bekannten zugnickt und Freundschaften mit Abstand gepflegt.

Wir haben gechattet und telefoniert und uns am Bildschirm verabredet.

Wir haben Briefe geschrieben und Pakete geschickt und manchmal welche bekommen.

Wir haben uns Haustiere zugelegt, einen Hund oder zwei Katzen.

Wir haben Französisch gelernt und Spanisch, Schwedisch und Koreanisch. Mit Apps und nachlassendem Enthusiasmus.

Wir haben gestrickt und gehäkelt und gestickt und genäht und gezeichnet und gemalt. Stoffmasken und Schals und Sonnenuntergänge an Sandstränden in Öl.

Wir haben ausgemistet und aussortiert und säckeweise Kleidung in überfüllte Sammelcontainer gestopft. Wir waren radikal und darauf sind wir stolz.

Wir haben umgestellt und dekoriert und renoviert und abgebeizt und lackiert und ausgemalt. Erledigt, was wir uns schon jahrelang vorgenommen hatten.

Wir haben Aufträge verloren, aber nicht genug, um in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten.

Wir haben im Pyjama gearbeitet. Für Zoom-Konferenzen, Team-Meetings und Skype-Chats haben wir uns umgezogen, obenrum jedenfalls.

Wir haben die Konzentration bewahrt und die Contenance, bei Unterbrechungen und technischen Problemen.

Wir haben unsere Kinder unterrichtet. Mit wachsender Verzweiflung, zunehmender Ungeduld und begrenzten pädagogischen Fähigkeiten.

Wir haben erklärt, angetrieben, kontrolliert, abgeprüft und ausgebessert.

Wir haben uns mit Mathematik beschäftigt, mit Englisch und Deutsch und

Biologie und all den anderen Fächern, die wir seit unserer Schulzeit vergessen hatten.

Wir haben den Überblick behalten und die Nerven, meistens jedenfalls.

Wir haben gewartet und die Tage gezählt, die Wochen und die Monate.

Wir haben vergessen, warum es vorher besser gewesen sein soll.

Brigitte Pixner

# AM RAND DER NACHT

Schal schmeckt das Licht zwischen Tag und Dämmerung. Hingeduckt wirft es schmalstreifige violette Schleier aus und sinkt schläfrig dahin, zieht sich verschreckt auf die letzten Lichtungen zurück, hockt im Schutz niedriger Zäune auf schimmernden Hügelrändern, wird noch ein allerletztes Mal von grünbauschigen Kuppeln reflektiert und fängt sich in schmiedeeisernem Zierrat. Für eine kleine Weile gibt es keine Straßen und Wege mehr, sind sie von beginnender Finsternis verschüttet, bis die Neonalleen aufflammen und die „Geretteten“ wieder auferstehen.

Briefe werden um diese Stunde geschrieben. Zeilen, die im Verlorenen anknüpfen möchten, Buchstaben, die voll Hoffnung sind, nachgeglättete Verse. „Bald“ steht auf weißem Briefpapier.

Heure bleue – in der die Botschaften für morgen vorbereitet werden. Dämmernde Stunde, die sich gern der Vergangenheit entsinnt, und in der Bilder früherer Ängste für Momente in rot flammendem Neon aufglühen.

Die unsichtbaren Antennen der Nacht geben erste Funksprüche durch. Wer hören will, geht hinaus ins Freie und blickt empör zu den Sternen. Ohne Funkgerät nimmt er jetzt Rundsprüche wahr. Leiser atmend horcht er neugierig auf das Neue, das er nicht, oder noch nicht, völlig versteht. Mit weicher Hand streicht ihm die Nacht übers Haar. Er streckt seine „Fühler“ aus, seine „Sensorsinne“, schaltet sich ein in die Funkwellen-Welt. Die Verbindung kommt zustande. Er wird gerufen! Noch kann er nicht antworten, denn er vermag die Mitteilung nicht ganz zu entschlüsseln, versucht sie aber *intuitiv* zu deuten. Er empfängt einen Hilferuf – einen Protest gegen all die Ungerechtigkeiten. Eine Hilflosigkeit wird weitergeleitet; ein klägliches Wimmern klingt ihm im Ohr: offenbar das Weltpro-

gramm der Not, der körperlichen und seelischen, das er einfängt. Man braucht wenig zu wissen, wenig gelernt zu haben, man benötigt zu all dem nur eine mitfühlende Seele, die all das *absichtslos, wie unbeteiligt*, auf sich einwirken lässt.

Er steht draußen und denkt an die vielen Gleichgesinnten in den unzähligen Ländern der Welt. Er schaltet den Widerstand seines kleingehaltenen Ichs aus und lässt die Flut der fremden Stimmen über sich und durch sich dahingleiten. Sein Herz tickt und spinnt goldene Fäden, die ihm die Funkflut sogleich aus den Händen reißen und sie einer nebelhaften Zukunft entgegentragen. Zaghaftes Schweben im Weltall. Ein Zittern, ein Erschauern. Angst! Nur eine Spur von Sternenlicht, von dem er sich ohnmächtig mittragen lässt ... die Welt ist nicht für Zaudernde gedacht! Sie ist groß und rätselhaft; eine blaue Kugel, verloren im unermesslichen Raum. Nur die Mutigen und Unbedenklichen zählen; mit ihren hellsichtigen Gedanken stören sie die Netze, die die Dunkelheit webt.

Die Reiter des Todes jagen auf schwarzglänzenden Rosen durch die Nacht und überwältigen, was ihnen in den Weg tritt. Hunde kläffen; das Licht der Straßenlampen birst ...

– Plötzlich ist alles still!

Sie haben ihm einst die Augen geblendet, weil er sich nicht zähmen ließ. Sein weißer Blindenstock klappert über die Steine, die im Weg liegen; er kennt sie alle und weicht vorsichtig aus. Allerdings ist er eben doch blind und bildet so keine Gefahr mehr. Sein Gesichtssinn ging verloren, sein Nervensystem wurde durch Schocks zerrüttet; ein Teil seiner Funktionen ist gestört.

Doch zu hören vermag er noch! Er wird sich dem untrüglichen Instinkt der Fledermäuse und anderer Nachttiere anvertrauen. Ja, jetzt kennt er die versteckten Hindernisse! Er hebt sich in die klingende Stille als eigener Funkspruch, der die Erde umläuft, so schnell, dass keiner dagegen ankommt! Die Gedankenabfangjäger sind machtlos, die Radarfallen orten ihn nicht, kein automatischer Gedanken-Algorithmus wird seiner habhaft. Sein „Echolot“ geleitet ihn sicher!

Sie *glauben nur*, er sei mundtot gemacht.



Gottfried Pixner

# APHORISMEN

Der Tyrann: ein Fall von manisch-repressiv.

Womit wird der Fluss Lethe gespeist? – Mit den vergessenen Tränen der Welt.

Die Bürokratie abschaffen? – Zwecklos, sie schüfe sich, in einer Art *Urzeugungsakt*, wieder und wieder.

Eigenliebe ist ein Indiz dafür, wie *wenig* wir uns selbst kennen.

Vor den Wahlen hetzen Politfunktionäre *deppauf, deppab*.

Widerspruch ist die innere Logik alles Seienden.

Verzeihen Sie anderen ihre Fehler – und Sie kommen mit den *eigenen* besser zurecht.

Zeitsymptom: von der Zweisamkeit zu *verdoppelter* Einsamkeit.

Größenwahn stützt auf kleiner Gesinnung einher.

Der Intrigant: stets trüchtig in Sachen Niedertracht.

Beharrliche Rationalität ist die Notbeleuchtung eines unfruchtbaren Geistes.

Wer alt genug ist, kennt den Preis der Dinge.

Korruption: Wundbrand am Arm der Gerechtigkeit.

Nur „Heilige“ leben in bruchloser Personalunion mit ihrem Gewissen.

Bevor Du allzu „griffigen“ Ideen nachläufst, blick auf deren *Fahnenträger*.

Manchen Wald sieht man vor lauter Fällungen nicht!

„1984“: der *biedere* Utopist Orwell hatte von *Zukunft* nicht wirklich eine Ahnung!

Der Geiz ist die Leidenschaft der Gemütlosen.

Der Teufel: auch so einer von den Ewiggestrigen.

Mechthild Podzeit-Lütjen

# MÜTTER IM KRIEG

**G**estern habe ich im Stammbaum Namen der Verwandtschaft, Ahnen eingefügt – dabei ist mir bewusst geworden, dass meine Uroma mütterlicherseits 9 Kinder zur Welt brachte. Neun Geburten. Ewald, Herbert, Martha, Hertha, Willi, das war mein Opa, Willi Richard, viele Kinder hatten mehrere Namen, aber nur die Söhne, Helmut, Oskar, Albert, Anna; die Ehefrau von Willi, meine Oma, hieß auch Anna und deren jüngster Sohn Helmut. Das ist sicher nicht chronologisch. Viele der Namen finden sich in der nächsten Generation, besonders die, welche ich nicht kannte, weil sie im Krieg fielen. Umkamen; ob vermisst, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls für das Vaterland im Krieg geblieben hieß es, immer mit trauernder Damoklesschwertstimme. Als Kind dachte ich: dass man da nichts machen kann, daran nämlich –

Ich erinnere mich an die Frau. Die Mutter der 9 Kinder. Ich hielt mich im Haus meiner Oma auf, meistens war es Sommer, wo ich von Bremen aus allein oder auch mit meiner Schwester in einem Zimmer im 2. Stock schlief. Nur einmal erinnere ich mich dezidiert, denn meine Schwester und ich schliefen in dem Bett gemeinsam, worin bereits meine Mutter und deren Schwester, einzige Töchter neben 4 Söhnen, gemeinsam geschlafen hatten. Wir haben oft Lieder gesungen. Bis zum Einschlafen. Dasselbe Bett wurde später in mein Zimmer gestellt, als das Haus meiner Eltern im selben Ort fertig war – es knarrte so sehr, und das Knarren war anscheinend nicht zu beheben, obschon es einen Tischler in der Verwandtschaft gab, der aber nicht gefragt wurde. Das Bett wurde in den Heuspeicher über der Tenne gegenüber dem Haus meiner Oma gelagert, wo es dann unauffindbar blieb – wiewohl ich mich in späteren Jahren dafür interessierte. Mein Cousin mit Schwerpunkt Agrarstudium übernahm das große Haus mit den Anbauten Werkzeug, Stall und Plumpsklo mitten auf dem Areal der mit Mäuerchen eingefassten Miststätte mit eingesätem Kurzrasen.

Ich bekam stattdessen ein Bett aus dem Versandhaus, eine Art Bettcouch, mit Bettkasten, in dem ich meine Aussteuer sammeln sollte. Der Geruch des neuen Bettes verursacht mir heute noch Kopfschmerzen, wenn ich nur an die Farbe der Couch denke: Lila. Das Bett aus Pressholz und heute längst verbotenem Formaldehyd verursachte eine Art Aerosol – sodass ich das alte Bett herbeisehnte, es aber nicht erwähnte. Es findet Verwendung als Narkotikum für Fische, das heißt, es kann je nach Dosierung zum Beruhigen, Betäuben oder Einschläfern von Fischen verwendet werden.

Besagte Uroma wohnte also im Haus meiner Oma als ihre Schwiegermutter. Die Mutter ihres Ehemannes bewohnte 2 Zimmer im 1. Stock. Bad und WC auf gleicher Etage. Sie war stets schwarz gekleidet. Es war dort ihr Altenausgedinge. Sie ging nie nach draußen, dazu hätte sie die Treppe hinuntergemusst. Ich sollte ihr immer das warme Essen im Teller hinaufbringen. Ich erinnere mich partout nicht, was für ein Essen, aber es war von dem Gekochten meiner Oma. Ich ging mit dem Teller hinauf und stellte es auf den Tisch, dorthin, wo der Essensplatz war, mit Blick zum Fenster. Die Uroma saß meistens in einem Sessel neben dem Ofen, im Sommer wie im Winter. Das Besteck lag schon da. Radio, Fernseher gab es keinen. Die Uroma sprach kein Wort. Einmal habe ich sie gefragt, ob sie nicht reden könne. Ich wollte, dass sie mit mir redet – an dieses starke Gefühl erinnere ich mich. Sie registrierte das Essen – ich erinnere mich nicht daran, den leeren Teller geholt zu haben. Es gab keinen Geschirrspüler, das Geschirr wurde in der Essküche in einer Riesenblechschüssel gewaschen, Goldrandteller. Meine Mutter habe dafür früher auf einem Schemel gestanden, hieß es.

Einmal sagte mir meine Oma, ich solle aus dem Schrank im Schlafzimmer Geld rausnehmen, 20 Pfennig, die Uroma hätte genug. Diese saß auf ihrem Bett und murrte darüber. Nie hat sie mir etwas gegeben. Sie war eine hagere Erscheinung, verhärmtes Gesicht, die weißen Haare nach hinten gekämmt, zu einem Knoten oder Zopf. Für 20 Pfennig gab es 2 Kaugummikugeln aus dem Automaten und mit Glück eine Plastikfigur. Das war schon etwas Besonderes.

Meine Oma hat immer ungut über sie geredet. Aber wohl auch, weil sie die ganze Arbeit machen musste, auch finanziell – manchmal kam die Hertha, ging die Treppe rauf zu ihrer Mutter, blieb kurz, und das war nicht oft. Meine Oma belauerte diese Besuche – vielleicht war das auch zu der Zeit, als sich mein Opa

in die Cousine der Oma verguckte – heute würde ich die Oma dazu befragen, da kenne ich nichts, nie hat die Oma darüber erzählt, wohl aber, nicht neben dem Opa begraben liegen zu wollen, was sie mir nicht erklärte.

Gestern habe ich mir gedacht, was für ein schwereres Leben diese Frau doch gehabt hat. Heute würde ich sie fragen – damals war ich ein Kind. Heute würde ich mich zu ihr setzen. Und sie anlächeln. Das hat sie wohl selten erlebt, dass sie jemand angelächelt hat. Komisch, dass ich so alt werden muss, um das zu erkennen.

Unten im Wohnzimmer, wo der Tisch in der Mitte, ein Ausziehtisch und rundherum die Stühle und rechts davon ein schöner großer alter Schreibtisch und angrenzend daran eine Chaiselongue, auf der ich auch schon schlief, ein großer schwarzer Schrank, ein handgetischlerter Hochzeitsschrank mit Schnitzereien, obenauf Glasvitrine, standen auf dem Buffet die gerahmten Porträtfotos von Männern. Das ist der Herbert oder Onkel Hugo, hieß es. Oft mit Uniform. Gefallen, hieß es dann weiter. Ich wusste, was das hieß, aber nicht, was es bedeutete. Auch meine Uroma wusste es. Uroma und Oma wussten, was Krieg bedeutet. Sie trug schwarz, darüber eine schwarze Schürze mit Kleindruck.

Die Oma bekam im Krieg den Opa nur im Heimaturlaub zu Gesicht. 9 Monate später kam ein Kind zur Welt. 6 Kinder. 6 Geburten. Jedes Jahr. Fast. Und der Opa kam als einer der wenigen aus Stalingrad zurück. Mit Erfrierungen an den Händen. Und Malaria. Ich habe ihn oft gefragt: Opa erzähl etwas vom Krieg, als er sich die juckenden Hände mit Vaseline rieb. Ihn habe ich gefragt. Neugierig wie ich war. Ach Kindchen, sagte er. Mehr nicht. Ich hatte den Eindruck, er konnte es nicht über die Lippen bringen, den Krieg.

Nur, dass sie im Krieg nicht schlachten durften. Und es trotzdem taten, aus Hunger, bei Nacht, mit einer Kerze. Das erzählte die Oma. Und dass ihre Familie nie hungern musste.

Und dass die Oma den schriftlichen Aufruf zur Hitlerjugend für die Söhne ins Feuer warf. Das erzählte auch die Tochter.

Links vom Schrank an der Außenwand also die Pendeluhr, die mich von klein auf faszinierte und die ich auch daher von meiner noch lebenden Oma erbat und als Erstgeborene mit noch warmer Hand von ihr überreicht nach Wien transferierte.

Draußen in Höhe des Fensters auf der Stromleine, die das Wohnhaus mit dem Wirtschaftsanhänger verband, Schwalbenschreie. Die ich morgens nach dem Aufstehen vom Fenster aus verfolgte. Viele Schwalben, die ihre Nester im Stall des Bürgermeisters Zint hatten, dorthinein durch eine halboffene Stallholztür verschwanden, dieser unten im Hof an der Ecke wohnend, in einem Fachwerkhaus; und wo man über das Jaucherinnal steigen musste, zur Straße gelangend, das vom Mist aus seinen Weg nahm.

Die Mehlschwalben schienen stets aufgeregt und durcheinanderzufliegen – das schien nur so –, jede Schwalbenmutter fand ihr Junges, das den Schnabel aufriss mit noch größerem Geschrei. Ich konnte stundenlang zuschauen.

Einmal ist die Oma unten vorm Haus auf der ockerfarbenen Bank gesessen, wo die Oma mir immer die Zöpfe flocht. Aber das weiß ich wohl nur, weil es davon ein Foto gibt.

Die Oma hat nicht nur ihre Schwiegermutter beherbergt und betreut, sondern auch Jahrzehnte ihre durch falsche Therapie (Rhesusfaktor) gelähmte Schwester Minna – aber das ist eine andere Geschichte. Pflegeheime, Altenheime, Pensionistenheime – davon war nicht einmal die Rede.

Und ja, sonntags wurde der Tisch oft ausgezogen, weiße Tischdecken – dann kamen nach dem Gottesdienst viele Leute, um Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen. Die Oma war bekannt für ihre vielen, riesigen Blechkuchen mit Schokolade, Streusel, Apfel gedeckt mit Zuckerglasur, Bienenstich. Die Leute hatten ja ins nächste Dorf wieder eine Strecke zurückzulegen: Donsbach, Breitscheid, Erdbach, Uckersdorf. Wenige hatten Autos. Es wurde getratscht, gefragt, viel geredet; die Oma wie eine Matrone schenkte mit einer Art Leichtigkeit Kaffee aus. Aus Porzellankannen, passend zum Geschirr. Diese alten Kannen, teilweise getöpft, zieren meine Biedermeiertruhe aus Kirschholz.

Kartoffelkuchen mit Eierkäse, darüber Zucker und Zimt. Das handgeschriebene Rezept habe ich von der Oma. Und auch die Reibe, die alte, wo die Oma blutige Finger vom Reiben hatte, auch für die Kartoffelpuffer, die hängt auch bei mir. Aber benutzt habe ich sie nie – nur der Duft der Kartoffelpuffer aus den großen schwarzen Gusspfannen auf den Holzherdringen, Oma immer mit großer Schürze, für mich auf einem Tellerchen am Fenstersims vom Hof aus mit den Katzenkopfpflastersteinen mitten im (Federball-)Spielen, bleibt unauslöschlich.

Kathrin Primetzhofner

# ETÜDE I

**H**ier also beißt sich die Katze in den Schwanz. Hier führt das Ende zum Anfang, der Anfang zum Ende. In punktgenauen Krümmungen schließt sich der Kreis und dreht sich weiter, immer weiter. Und wer der steten Wiederholung widersteht, fällt aus der Bahn. Ellipsenbahn, wenn man es sieht.

Als nächtliche Gestirne unsere Stirnen, Planeten, Kometen, und alles fällt und purzelt durcheinander. Wie die Reste unseres gemeinsamen Mahls auf deinem Himmelsbett. Mahlzeit und Bettzeit, Kreis und Traum.

Wenn es die Zeit gibt, sind wir exkludiert. Der Raum umspannt uns nicht; da, wo wir sind, hebt sich die Spannung auf. Das Einzige, was uns durchfließt, ist Licht; selbst sind wir nicht, da es kein Selbst mehr gibt, da, wo wir sind.

Das ist die eine Seite.

# ETÜDE II

**A**ls hättest du den Tonfall der mühelos verstellten Stimme erkannt, mit der ich rief, horchtest du kurz auf, noch ohne anzuhalten. Dahingestellter Gruß. Flussgleiche Füße, wenn du gehst. Und ich die ewig Bleibende. So sähen wir es manchmal beide gern.

So sähen wir es gern und so versuche ich es dir in meiner Sprache auszudrücken. Jedes Mal, wenn du gehst, halte ich einen Teil von dir in meinem Bett zurück. Und eines Tages wird dann nichts mehr übrig bleiben von dem Menschen, der du früher, irgendwann gewesen bist. Irgendwann, bevor du dich das erste Mal zu mir gelegt hast. Bevor du wiederkamst, bevor du gingst.

Es ist, als streiften wir uns beide stets aufs Neue voneinander ab. Ich häute mich täglich und du hast es mir eines Abends gleichgetan. Das Alte sind wir schnell auf diese Weise losgeworden. Das verbindet uns nicht mehr, auch wenn es manchmal noch aus aller Tiefe, Zelle um Zelle, hervorlugt und trotzdem keine Aussage mehr trifft. Es spricht nicht heraus, es sagt nicht ein. Es saugt sich manchmal noch ein wenig in die Decken, Kissen, Nachthemden hinein und bis zur Lederhaut hindurch. Und weiter aber nicht. Und damit ist dann auch schon alles ausgesagt, was es zu sagen gäbe.



**Heidelore Raab**

# **MINIATUREN**

Aus dem Nest gestürzt  
vor dem ersten Flug –  
Kindertränen

Ufer im Nebel,  
ruderloses Boot  
ins Nirgendwo

Im Altersheim –  
er memoriert die Namen  
seiner Hunde

Bombenalarm!  
Zwischen Ruinen  
ein Blütenzweig

**Renate Schiansky**

# **FARBEN**

**S**o kauns net weidageh, hot a gsogt, da Göbe. De Packerlei von de Grosskopfatn muas endlich aufhean! Des kaun's do net sei, doss si de Rosanan und de Graun untaranaunda ausschnopsn, wea wöchn Schefsessl kriagt, und olle aundan haum in Schlauch. Des geht net, hot a gsogt, das d nua mitn richtigen Mascherl oder mitn passenden Huat a Wohnung kriagst oda a Hockn bei da Gmoa. Und gaunz sicha, hot a gsogt, deaf dei Weidekumma in da Fiamma net davo abhängan, wos d' wöhst; wäu es kau net sei, das d' fia ois und jeds wen kennan muast, der di auschiabt. Des Mauschn von de Rosanan do und de Graun, des muas aufhean!

Gleiche Chancen für alle! Hot a gschrian, da Göbe, und: A jeda muass noch sein' Potenzial ausgsuacht wean!

Des hot de Leit gfoin. Jo, haums gsogt, eh wo! Hechste Zeit, dos ana kummt, der's dena Gropfatn einesogt! Hechste Zeit, das si amoi wos ändan tuat!

Drum haums eam daun a gwöht, in Göbm.

Und da Göbe hot olle Rosanan und olla Graun ausseghaut; buglat sans davaugschlichn, grad ois wia waun sa se scheniert hätt. „Schee woa des! Poscht haums olle, und glocht und taunzt vor Freid.

Daum hot a si neiche Leit ghoit zum Oabeitn, da Göbe. De sitzn jetzt duat, wo frira de Rosanan und de Graun gsessn san. Jetzt brauchst ka rosanes Mascherl mehr, waunst a Wohnung suachst, und kan graun Huat, waunst irgendwo a Geschäft aufmochn wüst.

Nua a Krawattn muast haum.

A göbe.

Martin Stankowski

# EIN HIN UND HER, ODER: ESSENS-ESSENZ

Ich esse, also bin ich. Dieses zugegebenermaßen falsche Zitat veräppelt etwas keck einen berühmten vierhundertjährigen philosophischen Lehrsatz des bedeutenden Monsieur Descartes, der sogar als Cartesius lateinisch formulierte, um wie mit dem heutigen Englisch international zur Kenntnis genommen zu werden. Doch zurück zum Eingang: Immerhin steckt im verbalen Habitus des Veräppelns der „Apfel“, demnach Essbares. Schlimm allerdings erweist sich, wie schnell ersichtlich, die von mir veränderte Devise durch das „also“ in seiner Konsequenz als nicht fehlerfrei und zusätzlich in der Konsequenz des „bin ich“ in seinem Sein – für dessen Verständnis kaum philosophische Geistesgrößen wie Heidegger bemüht werden müssen – wohl ohnehin schlichtweg als falsch.

Deshalb ein neuer Versuch: Ich esse, also lebe ich. Schade, passt diese Version, namentlich in der Kurzform, ihrerseits nur eingeschränkt. Denn eigentlich müssten die Halbsätze, um wenigstens einigermaßen zu stimmen, vertauscht werden. Vor allem aber würden die Trinker – mithin nicht allein die Urologen – unter uns anmerken, der Mensch bestehe zu hohen Graden aus Flüssigkeit und müsse eben diese wegen Gefahr des Austrocknens sich zuführen, was meistens heißt: vorzugsweise in edler Form. Darum vielleicht doch eine andere Variante, ohne das schwierige „also“: Ich esse, weil ich lebe. Dieser Spruch dürfte schon besser hinhauen, wobei man bekanntlich nicht beim Essen reinhauen, sondern sich dabei manierlich benehmen soll. Welche Sitte am Essplatz gerade „in“ ist, hängt von der Region der Essenden ab; indessen: Knigge, oder wie er andernorts heißen mag, lebt beim Essen!

Der Hinweis auf den Trank deutet, als Umweg, freilich an, essen ist keinesfalls gleich essen. Was, anders ausgedrückt, jene Unklarheit aufdeckt, welches Essen ich zu mir nehmen muss, damit das Leben lebenswert sei. Sowohl die Ma-

mas am Herd wie die Haubenköche in Edelküchen werden Fastfood nicht als Essen, sondern allenfalls als Nahrungszufuhr gelten lassen. Daraus schließe ich: Nahrung vermag höchstens ansatzweise mit Essen identisch zu sein. Essen habe, sagen Mamas wie Haubenköche unisono, mit Speisen zu tun, ob groß- oder ob kleingeschrieben. Ist im zweiten Fall eine Aktivität ausgesprochen, hat gleichwohl auch das Substantiv beileibe nichts mit Passivität zu tun: Nachdem nämlich zum einen die Nahrungsvorlage bereits eine materielle Transformation zur wohlschmeckenden Kost hinter sich gebracht hat und zum anderen auch die Augen mit von der Partie sind ...

Damit wird klar: Nahrung verspeise ich kaum, in der Regel nehme ich sie zu mir. Beim schnellen Imbiss, ja selbst bei Köstlichkeiten wird allerdings, wenigstens bei mir, das Problem auftauchen, dass ich beim Zu-mir-Nehmen rasch zu nehmen kann: Was offensichtlich nicht dasselbe ist.

Ernährungsexperten empfehlen deshalb gerne, besser für die Linie sei es, öfters weniger einzunehmen als in Abständen große Mengen zu futtern. Es fragt sich demnach, wann ich esse. Ich könnte über den Tag verteilt essen, ein Häppchen hier, ein Häppchen dort. Somit etwa, wenn mir dank eines Appetitgefühls danach ist? Radio- und Fernsehsendungen legen rasch den Finger auf die Wunde: Naschereien machen dick, es sei denn ... diese seien gesund. Aus meiner Sicht statt indirekter Rede ein fragender Konjunktiv: Wie steht es bei solchen Hinweisen effektiv mit dem „gesund“? Ich vermute, es kommt bei der Antwort auf die Art der Verführung an. Demnach vielleicht, wenn meine Gattin gekocht hat? Ach, ein tiefer Seufzer steigt in mir auf, denn diese Qualität reizt allzu oft zu mehr. Oder ist die Verlockung am größten, wenn ich eingeladen werde? Diese Variante wäre zweifellos in doppelter Hinsicht recht günstig, weil ich nicht auf die Rechnung schauen muss, was mangels Kosten – für mich – die hoffentlich ebenso schmackhafte wie sinnvoll portionierte Kost noch besser verdaulich macht.

Unzufrieden mit meinen bisherigen Gedanken, erlaubte ich mir, als eine Steigerungsrate, sozusagen über Herrn Descartes hinausreichende geschichtliche Überlegungen allgemeiner Natur. Essen gibt es oder gab es auch in der Schmiede. Genauer benennen sie den Platz, an dem es extrem heiß wird. Ein hoher Verwandtschaftsgrad lag bis vor eineinhalb Jahrhunderten und liegt bisweilen im wieder entdeckten mit Holz einzufeuernenden Herd. Ja, selbst mit nicht mehr per

Hand zugeführtem Brennmaterial bedarf das Kochen nach wie vor reichlicher Hitze. Kochendheiß zu essen verbrennt bekanntlich die Zunge, essensheiß käme, gäbe es das wahrhaftig als Vokabel, mindestens aufs Gleiche heraus. Damit wird deutlich: Der Lebenswert hat, unabhängig von Knigge, gleichwohl damit zu tun, in welcher Weise ich esse. Bei weitem nicht nur die Mundhöhle, ebenso der Magen wird's mir melden, wenn ich denn alles zu heiß hinunterschlinge.

Apropos zu diesem streng erhobenen Zeigefinger: Ich las schon mehrere Male, zum Beispiel in Kochbüchern, gutes und nachgerade – oder deshalb? – gesittet eingenommenes Essen sei Musik für den Magen. Historisch gesehen geht es allerdings auch umgekehrt, nämlich als Speisen durch Noten, wie bedeutend der Herr Telemann mit „Tafelmusik“ und andere Barockkomponisten, sogar buchstäblich königlich Monsieur Delalande, nachwiesen – beziehungsweise und besonders bekannt Herr Mozart in seiner Oper „Don Giovanni“ mit zu dem Aufgetischten passenden Melodienzitaten.

Nach wie vor unbefriedigt vom bisherigen Ergebnis, fuhr ich als Ausländer im Internet nach Deutschland, genauer: nach Essen, in der Erwartung, dort mehr über essen zu erfahren. Aber da täuschte ich mich: Es handelt sich um eine bedeutende Wirtschaftsstadt. Ihre zahlreichen Einwohner indes werden immerhin ebenso wie ich essen und zweifellos auch anderes als rheinisch-heimische Mahlzeiten. Die letzte Feststellung lässt sich mutatis mutandis übrigens nicht nur für große, sondern sogar für mittlere, ja kleine Städte anwenden: Die Vorschläge in den meisten Geschäften und Gasthöfen und damit das – potenziell von mir erworbene, bestellte, eingenommene – Essen erweisen sich zunehmend als regelrecht international.

In diesem Sinn könnte ich den letzten der obigen Kernsprüche abwandeln und schreiben: Ich esse, weil ich auf der Welt bin. Wobei es fraglich bleibt, ob im Umkehrschluss gilt: Die Welt will mich, weil ich esse. Die Religiösen betrachten den Sinn meines Lebens im Einswerden mit dem Höheren, wobei eine himmlische Speise hilft. Die Wirtschaft sieht meine Funktion wesentlich als arbeitenden Menschen, wobei die Gewerkschaften vor langem bereits Essenspausen im Arbeitsalltag erreichten. Ökonomen schließlich sehen mich insbesondere als Konsumenten, der, wenn er denn Geld ausgibt, ebenfalls reichlich Essen erwerben sollte. Letzteres führt unter anderem dazu, dass in den Supermärkten die Non-

Food-Produkte meistens erst in den hinteren Regalen stehen. Zuerst kommt alles das, was ich verzehren kann.

Zehren kann ich in Konsequenz demnach nur vom Angebot, in den Läden und selbst, wenn es aus dem Garten meiner Gattin sein sollte. Ich bekomme, so bedeutet das eben Gesagte eingrenzend, nur eine Auswahl. Ich kriege beim Essen somit nicht einfach von vornherein alles, zumindest nicht gleichzeitig. Essen hat folglich etwas mit Einschränkung zu tun. Der Volksmund deutet es mit Sprüchen an wie: Die Augen waren da größer als der Magen. Die Limite liegt, um es anders zu formulieren, nachgerade in der Sättigung. Ich bremse hier angesichts der unübersehbar möglichen Anmerkungen ab, obwohl ich durchaus hinzuzufügen vermöchte, dass Orgien à la „Grande bouffe“ Gegenteiliges beweisen oder dass die Frage der Grenzen des Sattseins bei weitem nicht nur das Essen, sondern etwa auch das liebe Geld betreffen könnte – wobei mir dabei der Konjunktiv notwendig erscheint, zumal ich zu dieser Thematik zuvor schon etwas gesagt habe ...

Wenn ich aber bei der Essenswahl infolge gezielter Ernährung Anti-Aging betreibe, dann wachse ich sogar über mich oder zumindest über meinen momentanen Status hinaus. Denn solches Essen verbindet mich mit der Zukunft, wenn nicht gar mit der Ewigkeit. Mit der Ewigkeit indessen befasst sich die Philosophie in der Metaphysik. Also besitzen philosophische Kernsprüche doch ihre Relevanz! Deshalb möchte ich schlussendlich einen letzten Versuch starten und zum anderen Cartesius, dem großen Franzosen – der für einmal nicht als Koch auftrat – Reverenz erweisen. Deshalb formuliere ich jetzt: Ich esse, also bin ich ein Mensch!

# Kurt F. Svatek

## DAS ENDE DES REGENBOGENS

Das schönste Land  
ist nicht unbedingt das  
mit den höchsten Bergen.  
Das schönste Land  
ist nicht gerade das  
mit den weitesten Ebenen,

mit den grünsten Wiesen,  
den klarsten Wassern,  
den weißesten Gletschern,  
dem ewigen Sonnenschein  
am unnachahmlichen  
azurblauen Himmel.

Das schönste Land ist das,  
wo die Gedanken  
frei fliegen können,  
in Frieden fliegen können,  
irgendwo  
am Ende des Regenbogens.

**Claudia Taller**

# **DIE ZEIT VERSTREICHT DEN ORT**

**G**eboren in Bellbourne 2. 2. 2022

Dieses Datum habe ich für dich ausgesucht. Und du sollst hier geboren werden, in unserem Haus, in unserem Dorf. Hier will ich dich aufziehen, drei Jahre lang. Die Geschehnisse der ersten drei Jahre fallen der Verdrängung anheim, sagen sie. In deinem Unbewussten soll es fortleben, unser Dorf. Unser kleines, stolzes Dorf – 461 Häuser, 700 Seelen. Du wirst die 701. Eine Schmalspurbahn durchquert unser Dorf, und immer ist jemand da, zu winken. An den Rändern des Dorfes glitzert die See. Es gibt eine Hauptstraße, einen Bäcker und ein verfallendes Hotel. Es kommen keine Seelen mehr. Wir sind auf Sand gebaut und die See mag den Sand. Sie nimmt den Sand, sie einverleibt sich ihn. Die See ist gefräßig, sie steigt und steigt. Was macht die See mit dem Sand, den sie uns stiehlt? Sie gibt ihn uns zurück – hinterrücks türmt sie ihn auf. Und so gehen wir zweifach unter, wir versinken in See und Sand. Grausames Spiel der Natur. Du sollst es nicht erleben.

Gibt es nicht Dämme und Dünen und Pumpen? Könnten die Häuser nicht schwimmen lernen? Schutz kostet, sagen sie, er kostet zu viel, für 700 Seelen. 700 Seelen könne man stilllegen, 700 Seelen würden wohl auch stillhalten. Auch deine Seele, die 701., wird nichts bewirken.

Die Alten wollen es noch nicht glauben. Gleichmütig mähen sie ihre Rasen, Schweißperlen auf der Stirn; der Bäcker bäckt das Brot, mag sein mit Schweiß. Die Alten waren gekommen, um zu bleiben; ruhig sollte er sein, der Lebensabend. Eine Handvoll Urlauber kommt noch, aus drei Generationen – immer schon sind sie gekommen. Sie sitzen auf der Strandpromenade; sie sehen kein Meer, nur aufgeschüttete Steine, hilflose Versuche, hohe Fluten aufzuhalten. Wie lange noch? Bis 2045, sagen sie. Du wirst dann 23 Jahre alt sein.

Wir waren einmal ein Badeort, es gab Ferienhäuser und einen großen, voll-



besetzten Parkplatz vor dem Hotel-Restaurant. Der Parkplatz ist leer, rundum stehen verlassene Häuser. In so einem Haus bist du gezeugt worden. Dein Vater hat den Ort verlassen, und uns.

Die Häuser werden ab-getragen werden, sagen sie, sogar die Straßen und die Lichtmasten. Und wir, die Seelen, wir werden ab-gesiedelt werden. Wohin? Wohin soll ich ab-gehen, mit dir, der dann Dreijährigen?

Ich bin als Dreijährige gekommen, mit deiner Urgroßmutter, meiner Großmutter und deiner Großmutter, meiner Mutter. Für uns war das Dorf ein Traum-Ort, unser Haus ein Traum-Haus. Wir konnten das Meer hören, bei Tag und Nacht, wir konnten das Meer sehen, es war friedlich, es tat uns nichts. Wir strichen unser Haus in Gelb, die Balken der Veranda strichen wir blau. Ich schloss Freundschaft mit dem Bäcker. Ich holte frischen Toast zum Frühstück und er packte mir eine Semmel dazu. Ich hängte alles an meinen hellblauen Roller, ich war schnell. Einmal kullerte die Semmel auf die Straße, ein Auto überfuhr sie. Ich blieb lange stehen, Tränen in den Augen. Eine Frau fragte mich, ob mir etwas fehle. Ja, eine Semmel, dachte ich, ich sagte es nicht. Beim Frühstück war ich sehr schweigsam.

Großmutter stickte Sprüche auf Tücher, auf weißes Leinen, auf durchbrochene Gewebe. Sie stickte in Rot und Blau, niemals nahm sie eine andere Farbe. Sie stickte Lebensweisheiten und Zitate bedeutender Persönlichkeiten, sinnvolle wie naive. Ich fragte Großmutter, für welche Sätze sie welche Farbe nehme. Sie wusste es einfach, eine Erklärung dafür wusste sie nicht. Aber immer passte die Farbe zum Gesagten. Großmutterns Stick-Tücher hingen im ganzen Dorf, sie hingen in Schlafzimmern, in Badezimmern, in Küchen und Fluren. Jedes Haus musste einen Spruch von Großmutter haben.

Den Spruch „Morgenstund’ hat Gold im Mund“ hatte ich lange nicht verstanden, das heißt, ich habe ihn sehr wohl verstanden, auf meine Weise. Großmutter hatte eine gut sichtbare Goldkrone und ich nahm an, sie nehme diese über Nacht ab und setze sie am Morgen wieder ein. Damit war für mich klar, dass nur Leute mit einer Goldkrone eine solche Stickerei kaufen würden. Eigenartigerweise sah ich diesen Spruch sehr oft in den Fluren hängen.

Mutter hasste die Arbeit ihrer Mutter. Sie behauptete, die meisten Sprüche würden nicht stimmen, auf jeden Fall trügen sie zur Volksverdummung bei.

Großmutter ließ sich nicht beirren. Die gestickten Tücher brachten gutes Geld, wir lebten gut von der „Volksverdummung“. Und als Mutter arbeitslos wurde, musste sie zum Lebensunterhalt beitragen, sie musste sticken. Sie tat es widerwillig. Sie stickte keine Sätze, sie stickte „Guten Morgen“ und „Willkommen“ und dergleichen. Sie begann, zum Ärger von Großmutter, mit grünem Garn. Und sie verstickte sich. Ich war anscheinend die Einzige, die es bemerkte, ich war damals 12, 13. Ich behielt meine Entdeckung für mich. War Mutter ein Fehler passiert oder hatte sie ihn absichtlich hineingestickt? Einen Fehler entdeckte ich immer wieder – bei „Willkommen“ stickte sie statt des zweiten „m“ ein „n“ hinein. Keiner der Käufer schien es zu bemerken. Ich weiß bis heute nicht, ob ihr „n“ ein unbewusster Widerstand war – gegen Großmutter, gegen das Stickten – oder ein bewusst gesetzter Akt. Ich kann sie nicht mehr fragen.

Mein Widerstand gegen die Stickerei war ein offen gezeigter – ich wollte keine Stickerin werden. Jedes Haus in einem kleinen Dorf hat nur eine begrenzte Anzahl an Zimmern zum Aufhängen von Sinn- oder Unsinn-Sprüchen. Ich wollte eine Verkäuferin sein, eine Verkäuferin beim Bäcker. Er wollte mich nicht, er brauche einen Gesellen zum Teigkneten, meine Hände seien nicht zu gebrauchen für's Teigkneten. „Schau sie dir doch an“, sagte er, „du hast die feinen Hände deiner Großmutter.“ Wie konnte der Bäcker wissen, dass Großmutter feine Hände hat? Mein Blick war wohl sehr misstrauisch. „Ich habe sie einmal sehr verehrt, deine Großmutter“, des Bäckers Blick wurde weich. Großmutter und der Bäcker? Dann wäre er mein ...? Ich wagte es nicht zu denken. „Einmal“ hatte er gesagt. Wann war das gewesen? Meine Kindersemmeln fielen mir ein. Waren die geschenkten Semmeln nicht eigentlich mir zugedacht gewesen? War ich die Überbringerin einer mir unbekanntem, immateriellen Botschaft gewesen?

Die alte Greißlerin nahm mich als Verkäuferin. Sie sah nicht mehr gut. Sie konnte mich brauchen, um ihre Waren draußen vor dem Geschäft aufzubauen. Wir hatten Putzeimer und Wäscheschaffeln in allen Farben, wir hatten Blumenübertöpfe und Untersetzer in allen Größen, wir hatten Gießkannen aus Blech und Plastik. Und drinnen, drinnen gab es alles, was du in einem Dorf brauchen kannst, vom Teesieb zum Zuckerlöffel, vom Buttermesser zum Quirl und natürlich Gummihandschuhe. Wenn die Sonne besonders schön schien, ordnete ich die Eimer nach Farben. Ich war wichtig. Und eines schönen Tages fiel die Greißlerin über

die gestapelten Putzeimer. Sie fiel so unglücklich, sie musste ins Krankenhaus, ins Nachbardorf. Bei uns gab es keines mehr. Sie starb dort, allein. Hatte ich die Eimer anders aufgestellt? Lange quälte mich diese Frage.

Mangels Geschäften im Dorf bin ich nun arbeitslos. Wie Mutter.

Bis zum 2. 2. sind es noch zwei Wochen. Solltest du früher kommen wollen oder später – das Datum 2. 2. wird in der Urkunde stehen. Ich habe mit dem zuständigen Beamten auf der Gemeinde eine Vereinbarung geschlossen. Ich bekomme das Datum, so oder so, und er bekommt eines von Großmutterns schönsten Wandtüchern. Es ist zweifarbig bestickt, mit einem langen Spruch „Auch der längste Weg beginnt mit dem ersten Schritt“. Ich sah genau hin, tatsächlich, Großmutter hatte einen einzigen Stich in Grün hineingestickt, einer der „ä“ Striche war grün. Ob Mutter das gewusst hatte? Du siehst, die Wege gehen über die Generationen hinweg, sie werden auch dein Leben bestimmen.

Auch ich, wie Mutter, habe, letztendlich, meine Bestimmung akzeptiert – die zur Stickerin. Großmutter und Mutter haben mir ihre Nähmaschinen hinterlassen. Ich werde mit neuen Garnen arbeiten, ich werde die Farben unseres Hauses kombinieren – Blau und Gelb. Noch hängt in keinem der Häuser ein in Blau-Gelb gestickter Spruch. In den nächsten drei Jahren wird in jedem der 461 Häuser ein solcher Spruch hängen. Und du wirst mir beim Sticken zuschauen, du wirst um die Maschinen krabbeln und mit den Spulen spielen. So wirst du sie lieben lernen fürs Leben, die Spulen.

Du wirst nicht bemerken, wie die See steigt. Du wirst traurig sein, wenn wir unser gelbes Haus verlassen müssen, und es nicht verstehen.

Großmutterns Sterbetag war ein trauriger Tag. Großmutter wollte zuhause sterben, Mutter wollte sie ins Krankenhaus bringen, ins Nachbardorf! Damals war ich 20, ich stand auf Großmutterns Seite. Mutter und ich, wir stritten an ihrem Sterbebett. Heute schäme ich mich dafür. Ich warf Mutter hinaus, ich blieb bei Großmutter. Das war richtig. Ich fragte Großmutter noch einmal nach den Farben – wofür Rot, wofür Blau? Sie lächelte, es sollte ihr letztes Lächeln gewesen sein. „Ich bin farbenblind, ich nahm das Garn einmal vom linken Stoß, einmal vom rechten. Manchmal vergaß ich, auf welcher Seite welches Garn lag.“ Sie lächelte versonnen. Das war deine Urgroßmutter, selbst im Angesicht des Todes erfand sie Geschichten. Oder war es keine Geschichte? Und sie hatte über unsere

Dummheit gelächelt? Ich legte meine beiden Hände in ihre Hände. Der Bäcker hat Recht gehabt, unser beider Hände glichen einander. Ich wollte Großmutter nach ihm fragen, warum sie ihn nicht erhört hatte. Es war zu spät. Sie war gegangen.

An ihrem Grab standen sie alle; alle, die einen Spruch von Großmutter besaßen, das heißt, das ganze Dorf. Alle in Schwarz, nur Mutter in Grün. Als ich meine Stickerei auf Großmutterns Sarg fallen ließ, fragte ich mich plötzlich: Wie hatte sie wissen können, dass Mutter in Grün stickte? Und wie war der grüne Stich über das „a“ gekommen? Auf mein Tuch hatte ich „À dieu“ gestickt. „Weiß sie nicht, wie man das schreibt?“, hörte ich hinter mir. Für mich stimmte es genau so. Wer, wenn nicht Großmutter, hatte sich den Weg zum Himmel, zu Gott verdient.

Zwei Jahre später, an Mutterns Grab, stand ich wieder in Schwarz, umringt von wenigen Menschen. Irgendetwas musste Mutter falsch gemacht haben. Das ist jetzt ein halbes Jahr her. Und in zwei Wochen wirst du hier sein. Ich hoffe, dass du Großmutter ähnlich siehst, dass dein erstes Lächeln mich an ihr letztes Lächeln erinnern wird. Ich habe Mutter nicht gesagt, dass ich dich erwarte. Vielleicht hätte sie es getröstet über ihr Unglück. Ich wollte sie nicht trösten.

Was kann ich dir noch erzählen, bevor du kommst, in unser Dorf?

Ja, auch ich habe etwas falsch gemacht. Ich habe Mutter keine Chance gegeben, eine gute Mutter zu sein. Wie das in der Macht eines Kindes liegen kann? Ich fühlte mich so sehr von Großmutter angezogen, immer lief ich zu ihr. Eines Tages gab Mutter auf.

Wenn du kommst, wird es nur uns zwei geben. Und ich werde die Chance haben, eine gute Mutter zu sein. Und ich werde eine unselige Tradition fortsetzen – Großmutter, Mutter und ich, wir haben es nicht geschafft, unserem Kind einen Vater zu geben. Und ich schaffe es nicht einmal mehr, dir eine Heimat zu geben.

Doch in meinen Erzählungen wird unser Dorf für dich zu einem Märchen-Dorf werden. Ich werde unser Dorf für dich verschönern, für dich werde ich Parks anlegen mit Kieswegen und seltenen Gewächsen und einem Springbrunnen; für dich werde ich stille Gässchen entwerfen, in denen alte Frauen vor ihrem Haus in der Sonne sitzen, vielleicht lasse ich sie stricken oder nur die Sonne genießen. Dem Bäcker stelle ich ein paar Tische und Stühle vor den Laden, sein Kaffee soll der beste weit und breit gewesen sein. Und aus dem Abbruchhaus mit der

gefleckten Matratze mache ich einen Bungalow mit Himmelbett und hellblauen Rüschen. Von dort wirst du hergekommen sein. Die Strandpromenade pflastere ich für dich mit Steinen aus rosa Marmor. Für dich lasse ich die Dorfschönen in frisch gestärkten Röcken auf und ab promenieren. Eine von ihnen wird so ausschauen wie ich – sonnengebräunt, mit einem fröhlichen Gesicht und dunkelbraunen, dichten Locken. Von Großmutter sollst du das Lächeln haben, von mir die Locken. Und sonntags lasse ich die Blaskapelle aufspielen, in goldroten Uniformen.

Doch eines Tages werden deine Fragen kommen, schwere Fragen – für mich. Wo liegt dein märchenhaftes Dorf? Warum hast du es verlassen? Dann wird der Zeitpunkt gekommen sein – für die Wahrheit. Dieses Dorf liegt unter Wasser, werde ich sagen. Und du wirst meine Wahrheit für ein Märchen halten und mich auslachen. Und ich werde ganz ernst bleiben. Ich werde die Jahre berechnen und eines Tages werde ich dich an der Hand nehmen. Wir werden ein Schiff nehmen, das Schiff wird auf dem offenen Meer anhalten und ich werde auf eine Stelle zeigen. Und wenn du genau schaut, wirst du unter dem Meeresspiegel Silhouetten erkennen – von Häusern, von Schornsteinen, von einer Kirchturmspitze, vielleicht von einem vergessenen Straßenmast. Und wenn ich Glück habe und die Sonne verfängt sich zwischen den dunkelnden Silhouetten, wird es rosa heraufleuchten und ich werde sagen können – siehst du, das kommt von dem rosa Marmor.

Und wenn du noch größer bist, werde ich dir die bittere Wahrheit sagen. Dass sie uns aufgegeben haben, dass sie über unser Dorf das Meer und den Sand und die Zeit haben streichen lassen.

Oder – hat unser Dorf etwas falsch gemacht? Und alle Dörfer rundum? Alle Städte rundum? Alle Inseln rundum? Und rundum um unser kleines Dorf die ganze Welt?

Da fällt mir ein, ich werde den hellblauen Roller nicht hergeben, wir nehmen ihn mit. Einen Bäcker zum Semmelholen wird es immer geben.

Hannes Vyoral

# FRÜHSTÜCK WIE IMMER

alltagsgedichte

## AN NILS JENSEN

*(zum 75. geburtstag)*

wir sprachen  
vom mond unterm mond  
vom schnee im schnee  
von der welt  
auf der welt  
vom tod  
sprachen wir nie  
wir leben ja noch

## ES WAR WEG

es war weg  
ohne dass ich es bemerkte  
plötzlich, denn zuvor  
war noch sehr viel da  
dann  
war es weg

auf dem weg zum fischmarkt  
verloren  
oder als ich das fahrrad abstellte  
im keller  
auf dem dachboden  
hinter der küchenkredenz  
irgendwo  
wird es sein

## SPÄTSOMMERTAG

ich liege im blonden gras  
der ellbogen weist schon  
abdrücke der strohhalm auf  
die e i n m a l i g k e i t  
dass ich schweige  
will mitgeteilt sein  
doch wäre es verkehrt  
und außerdem  
ist niemand da

## RESÜMEE

ich habe viel gesehen  
und viel übersehen  
es wird sich wohl  
die waage halten  
wie das gehörte  
und das überhörte  
das getane  
das versäumte  
das geliebte  
ungeliebte ...  
ausgeglichen  
war ich trotzdem  
*n i e*

## JETZT IST'S PASSIERT

ich habe die brille verloren,  
der zeichenblock  
dient mir zum schreiben  
  
ich schreibe endlich  
ein großes gedicht

## ERNSTHAFTE ÜBERLEGUNG

eine kleine variation  
würde schon gut tun:  
nicht aufstehen  
in der früh und  
nicht zu bett gehn  
des nachts,  
aufs essen verzichten  
nur mehr wasser trinken  
und wein predigen  
das wär' doch was

## HANDREICHUNG

der himmel wirkte alt,  
der see sah grau  
und grämlich aus  
wir stapften unter regenschirmen  
wasservögel stoben auf  
ich gab dir noch einmal  
die hand, man muss es  
immer wieder tun,  
wir gingen weiter  
auf das ende zu

# NEUE MITGLIEDER

Roel Arnold

## EIN HARTER WINTER IN DEN ESTNISCHEN WÄLDERN

**A**n einem regnerischen Sommertag verlasse ich Wien, gebe die Wohnungsschlüssel zurück und steige in den vollbesetzten Umzugswagen. Während des gesamten Umzugswochenendes wird es weiterregnen, als ob die Götter um mich weinen. Ich werfe noch einen Blick auf den Schweizergarten und lasse mich über die Tangente hinauslocken. Als die Stadt hinter mir verschwindet, verwandelt sich das undefinierbare Gefühl langsam in eine bedrückende Traurigkeit. Denn ich habe meine Stadt verlassen, einen Traum aufgegeben und stehe mit fast leeren Händen da. Die ersten Wochen, nachdem ich die Perle an der Donau für immer verlassen habe, weit weg von meinem geliebten Platz bei der Hofburg und der schönen Ringstraße, laufe ich herum, als hätte ich eine Gehirnerschütterung. Habe ich mich wirklich von meiner großen Liebe getrennt?

Etwa einen Monat später fahre ich mit dem Interrail nach Tallinn. Ohne Plan, ohne Heimat, aber mit viel Mut und Entschlossenheit. Ich werde meinem Leben die Wendung geben, nach der ich mich sehne und die ich verdiene. Der Streckenfahrplan führt mich über Berlin nach Warschau. Diese Zugfahrt wird durch einen Streik in Deutschland erschwert, aber ich halte durch. Der Zwischenstopp in Warschau fühlt sich wie eine letzte Verschnaufpause vor dem großen Sprung an, den ich gleich machen werde. Leider gibt es keine Züge nach Estland, sodass ich den Nachtbus nehme. Eingepfercht zwischen unbekanntem Geräuschen und Gesichtern, mache ich mich wie ein nervöser Nomade auf den Weg in den



kalten Norden. Die Fahrt durch das Land und die frische Luft in Tallinn lassen mich sofort aufatmen. Die Ankunft ist hoffnungsvoll, und nach der ersten Woche beschleicht mich das Hotel-California-Gefühl: „You can check-out any time you like; but you can never leave.“ Und so verlangsamt sich meine Reise und ich beschließe, länger zu bleiben. Zu diesem Zweck miete ich ein Studio, das ich scherzhaft meine Mönchszelle nenne, und lasse die Ereignisse ihren Lauf nehmen.

An vielen Orten dieser Stadt, mit ihrer schönen mittelalterlichen Stadtmittte, herrscht eine Goldgräberstimmung. Alte Fabriksgelände wurden umgewandelt, um junge Geschäftsleute zu beherbergen, die sich nach Freiheit und Erfolg sehnen. Es wurde eine Infrastruktur geschaffen, die all diesen Menschen hilft, ihre Träume zu verwirklichen. Die Stadt ist voll von Geschäften, die „Schaufeln und Waagen“ an diese Goldschürfer verkaufen, die – ebenso wie die Stadt – vom großen Wunsch erfüllt sind, ein Einhorn zum Leben zu erwecken. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Esten sehr ruhig sind, sagen wir eher wortkarg als gedämpft, und all diese jungen UnternehmerInnen sind wie rote Hosen auf einer Beerdigung. Ich beschließe also, hier zu bleiben, beginne mit der Arbeit an meinen Projekten und bewege mich vorsichtig auf dem dünnen Eis des jugendlichen Mutes. Gleichzeitig beginnt ein Prozess des Nachdenkens im Gehen und des langsamen, aber sicheren Abschottens gegenüber dem Bekannten in meinem Leben. Dann endlich finde ich Ruhe, in der saubersten Luft Europas, und beginne mich von den Anstrengungen der letzten Jahre zu erholen. Die langen Wanderungen führen durch die geduldigen Wälder Estlands. Oft gehe ich zwischen den Bäumen, die Nomme, einen Stadtteil Tallinns, flankieren, manchmal suche ich mir einen Wald an der Küste und beginne Schritt für Schritt einen Heilungsprozess, den ich nie hätte vorhersagen können, als ich in den Nachtbus stieg.

In der Ruhe und Stille komme ich endlich mit dem tiefsten Kummer in meinem Leben in Berührung. Hier, unter den Bäumen rund um Tallinn, beginne ich, kritisch mit mir selbst zu sprechen, mir Fragen zu stellen und mir nach deren Beantwortung Aufgaben zu stellen. Der Sommer hat sich hier schnell verabschiedet, und allmählich läuft der lange dunkle Abend dem Tageslicht den Rang ab. Der Schneefall hellt die Dunkelheit auf, stellt aber hohe Anforderungen an die Zähigkeit aller, die hier leben. Das gilt auch für mich. Die Fragen tauchen während oder durch die Pilgerreise auf, und schrittweise gelange ich in eine tiefe Schicht, die

ich noch nie erreicht, geschweige denn anderen zugänglich gemacht habe. Der Albtraum, den ich als Kind hatte, war Wirklichkeit geworden. Etwas fängt schön an, endet aber schrecklich. Wie ein Tag, der am Morgen von der Sonne geküsst und am Abend vom Mond geschlagen wird. Oft habe ich etwas Neues begonnen, und allzu oft hat es sich festgefahren, und was ein schöner Sieg hätte sein können, wurde zu einer bitteren Niederlage.

Nach und nach erkenne ich den Programmierfehler in meinem System. Nachdem ich das Familiensystem neutralisiert habe, erwacht unerwartet eine schöne Erinnerung. Plötzlich ist sie in meinem Blickfeld. Leonie! Der süßeste Kuss, die ideale Frau, wir waren uns in so vielen Dingen ähnlich, es war fast zu schön, um wahr zu sein. Doch die innigen Küsse des Karnevals währten nicht lange, denn als ich von einem Besuch bei ihr und ihrer Familie zurückkam, die Wangen und Lippen noch immer rot voller Aufregung, verbot mir meine Mutter, sie wieder zu sehen. Es war zu diesem Zeitpunkt das zweite Mal, dass sie mir verweigerte, eine Freundin zu haben, und sie tat dies mehr als zehn Jahre lang. Jedes Mal, wenn ich, inzwischen ein paar Jahre älter, mit einem neuen Versuch nach Hause kam, wurde diese von meiner Mutter abgelehnt. Schließlich wählte sie aus, wen ich heiraten sollte. Was ich als ein Soldat, der streng darauf abgerichtet ist, Befehle zu befolgen, auch tat. Obwohl es am Anfang schön war, entpuppte sich die Ehe als Enttäuschung, Versprechen und Zukunftsträume wurden einseitig gebrochen, und endete in einer Trennung.

Für die Geschwister galten hingegen beim Dating andere Regeln. Diese Ungleichbehandlung verursachte einen anderen Programmierfehler in meinem System: Ich war das weniger-gleiche Kind geworden. Jedes Mal, wenn ein Flirt ernster wurde, geriet ich in Panik. Die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens verbrachte ich somit als Single. Lange Zeit habe ich das verdrängt und mir eingeredet, dass ich damit umgehen kann. Aber ich bin dadurch ein Mensch geworden, der nicht um seine Liebe kämpft, der alles mit sich machen lässt, und als ob das nicht schon schlimm genug wäre, der seine Individualität aufgibt. Ich wurde zu jemandem, der schon zu Beginn eines himmlischen Tages wusste, dass der Abend in der Hölle enden würde. Ich hatte mich daran gewöhnt, dass mir Freude nicht vergönnt war, und irgendwo irgendwie in meinem Algorithmus schlich sich die Überzeugung ein, dass ich es nicht wert sein würde. Meine Programmierung

brachte mich dazu, mich im Kreis der Verzweiflung zu drehen: anfangen, verlie-  
ren, weinen und wieder anfangen.

Mein Liebling Leonie, wir hätten Kinder haben können, glücklich sein, uns  
tagelang lieben, uns streiten oder uns wochenlang wütend nicht anschauen und  
wieder versöhnen können. Wir hätten gemeinsam die Welt entdecken oder jedes  
Jahr die gleiche Strecke fahren können. Wir hätten ein riesiges Haus oder eine  
Hütte mitten im Nirgendwo haben können, vier Hunde oder achtzehn Hühner,  
jeden Tag trainieren oder überhaupt nicht. Wir hätten nette Nachbarn haben  
oder nicht, einander für immer treu sein können oder nicht. Wie auch immer, wir  
wären zusammen gewesen und hätten alles gemeinsam erlebt, es hat nur nicht  
sein sollen.

Ich sehe Leonie vor mir, ihr glückliches Gesicht, sehe ihr süßes, munteres  
Lächeln und nehme sie in Gedanken wieder in den Arm und flüstere ihr ins Ohr:  
„Ich hätte um dich kämpfen sollen, du und ich hätten etwas Besseres verdient.“  
Langsam entwindet sie sich aus meiner Umarmung, um für immer einen wich-  
tigen und wertvollen Platz in meiner Erinnerung einzunehmen. Beim Gehen  
schreie ich auf, lasse meiner Wut freien Lauf, es fühlt sich wie eine Befreiung  
an. Die Zweige fangen meine Kehlkopfgeräusche auf und nehmen mir diesen  
Schmerz. Meine dunklen Augenringe verschwinden. Ich treffe die wichtige Ent-  
scheidung, das Geschehene nicht länger zu leugnen, sondern mich daran ohne  
Urteil oder Schuldzuweisung zu erinnern und damit den Programmierfehler zu  
beheben. Ich war an einem tiefen Punkt angelangt, habe aber den Weg nach oben  
wieder gefunden und schätze mich glücklich, dass ich die Kraft hatte, mich an  
meinen wenigen Haaren wieder aus dem Sumpf zu ziehen.

Mein wütender Aufschrei hat sich in eine jubelnde Urgewalt verwandelt, und  
ich schreibe meinen systemischen Fehler im Handumdrehen um. Ja, ich darf tun,  
was andere tun, zum Beispiel geschäftlichen Erfolg haben, und ja, auch meine  
Liebe finden. Die Vergangenheit hatte sich lange Zeit tief in mich eingegraben, ein  
Mangel an Selbstvertrauen oder Selbstwertgefühl, ein selbstzerstörerischer Me-  
chanismus, der Erfolg und ein Zuhause verhindert hat. Die Verwirklichung dieses  
Umschwungs findet um den kürzesten Tag des Jahres herum statt, an dem es hier  
kaum Tageslicht gibt, und zeigt rascher Wirkung, als ich es vorauszusagen gewagt  
hätte. Obwohl ich mich darüber freue, mich befreit und erleichtert fühle, über-

kommen mich manchmal auch starke Gefühle von Bitterkeit und Traurigkeit. Vor allem dann, wenn die Menschen mich freundlich und verständnisvoll behandelt haben. Das Bewusstsein, was hätte sein können, der Schmerz über die verpassten Chancen und die Panik. In diesen Momenten diszipliniere ich mich selbst, sage mir, dass ich durchhalten will, bereite jetzt den nächsten Schritt vor und glaube vor allem weiter an mich und meine Pläne und Träume.

Wieder einmal erstaunt mich die Ironie des Lebens. Wie kann es sein, dass ich in einer Umgebung, in der die Sonne so wenig Kraft hat, in der die Tage so kurz sind, trotzdem so viel Kraft in mir finde? Könnte es die therapeutische oder sogar spirituelle Wirkung des Waldes sein? Nach der Silvesternacht gehe ich das Leben mit neuem Elan an, in Gesprächen merke ich, dass das Selbstwertgefühl zurückgekehrt ist und wieder nach oben krabbelt. Die folgenden Tage, Wochen und Monate zeigen, wie sehr ich meine Programmierung umgeschrieben habe. In Situationen und Gesprächen reagiere ich anders als früher. Ich überrasche sowohl mich selbst als auch mein Gegenüber und genieße die Veränderung. Vor ein paar Monaten habe ich folgende Metapher formuliert: „Es ist, als würde man versuchen, einen zu großen Luftballon durch eine zu kleine Tür zu schieben, was mir natürlich nicht gelingt, aber wenn ich es schaffe, werden sich eine Menge Dinge ändern.“ Ich lerne Menschen anders kennen, erlebe Schönes, erhalte Chancen und bleibe bei meinen Projekten hartnäckig. Die Erkenntnis, dass ich genauso ein Recht auf gute Zeiten habe wie die anderen, ist eine Erleichterung. Gleichzeitig merke ich, dass ich zurückkehren möchte, zurück in die Stadt, die mir so viel bedeutet hat, zurück in meine Heimat. Denn es gibt nur eine Stadt, in die ich gehöre. Die Stadt des guten Windes, der Kaffeehäuser, mein Platz bei Mozarts Statue und so vieles mehr.

Indem ich andere Entscheidungen treffe, ändern sich meine Handlungen und damit meine Gewohnheiten und letztlich mein Verhalten und die Person, die ich bin. Es ist, als hätte ich mich selbst therapiert, meine Kraft zurückgewonnen, indem ich losgelassen habe und Urteile oder Beschwerden vermeide. Ich zeige Verständnis für die Vergangenheit, es war nicht alles schlecht. Durch eine fast militärische Erziehung, bei der ich einfach nur die Befehle der Offiziere befolgen musste, habe ich zum Beispiel Disziplin gelernt. Und ich habe oft davon profitiert. Ich weiß, dass es Wolken gibt, und wenn sie verschwinden, werden neue auftauchen, aber die Sonne ist immer da. Natürlich sind die Wiener ziemlich gut im

Granteln. Aber umgeben von den Bäumen und den Booten habe ich meinen Kurs festgelegt und werde ihn unbeirrt beibehalten. Ich sehe schon die Rückfahrt vor mir und verabschiede mich vom Bus aus langsam von der Ruhe und dem vielen Grün in Estland. Ich atme so tief wie möglich ein, um mich von den letzten Resten des Systemfehlers zu befreien. Ein paar Tage später werde ich mit einem vollen Umzugswagen über die Tangente zurück nach Wien fahren. Zurück in meine Heimatstadt, jetzt will ich sie ohne Traumata erleben, ich bin bereit!

**Christian Bachhiesl**

# BRENO

**D**as Herumfahren in der Welt gilt heutzutage schon für sich genommen als etwas durch und durch Gutes. Wer nicht als rückständig und faul, als Heimattümler, Provinzprimadonna und Feind der Fremde gebrandmarkt werden will, muss herumfahren in der Welt, und das tun denn auch alle. Elektrikerlehrlinge fahren nach Schweden, um den dortigen Umgang mit Strom zu verinnerlichen, Erholungshungrige fahren in überlaufene spanische oder südostasiatische Touristenorte, um dort ihre wohlverdiente Ruhe zu finden, und von neuartigen Viren Heimgesuchte fahren überall hin, auf dass sie bald möglichst viele Leidensgenossen vorfinden, um sich nicht mehr so allein und stigmatisiert zu fühlen. Wissenschaftler aber fahren auf internationale Konferenzen und Tagungen, um dort gescheitert zu werden, und das, obwohl die Konferenz- und Tagungsräume allüberall auf der Welt nicht nur ziemlich gleich aussehen, sondern auch das gleiche Gedankengut beherbergen, sodass man getrost zu Hause bleiben könnte – wenn man denn als Wissenschaftler ein Zuhause haben dürfte. Denn Wissenschaft muss international und mobil sein, ein Verweilen im Zuhause bietet doch bestenfalls Zeit zum Denken, und das Denken stört beim ernsthaften Projektantragstellen und hemmt somit den Drittmittelfluss. Daher ist der Kern des Gescheiteseins: oktroyierter Nomadismus.

Ich aber bin laut Dienstvertrag nur zu 30 Prozent ein Wissenschaftler und darf daher verhältnismäßig viel zu Hause bleiben, wiewohl auch das nur relativ ist, denn für den Kärntner gibt es nur ein wirkliches Zuhause, und das ist Kärnten, dort aber wohne ich aus arbeitsmarkttechnischen Gründen nicht, sodass ich den Ort meines Wirkens nur als Surrogat eines Zuhauses bezeichnen kann. Aber immerhin das. Hin und wieder fahre auch ich in die Welt, weil ich eingeladen werde und weil ich es als sinnvoll empfinde. Die liebsten wissenschaftlichen Reiseziele sind mir jene Orte, die nicht als klassische Zentren der Gelehrsamkeit gelten dürfen. Als ich also vorzeiten den Aufruf weitergeleitet bekam, an einer Konferenz über Banditen im Alpenraum in der kleinen norditalienischen Stadt Breno teilzunehmen, fasste

ich beherzt den Beschluss, mich dort mit einem Vortrag über den berüchtigten Herzlfresser von Kindberg zu bewerben, denn Breno ist klein und die veranstaltende Gesellschaft durchaus regional ausgerichtet, und noch dazu wohlklingend: Società Storica e Antropologica di Valle Camonica, das muss einem doch gefallen. Das Val Camonica ist ja bekannt für seine aus gar fernen wie auch aus jüngeren Zeiten stammenden Felsritzungen, schon das allein wirkt wie ein Magnet. Nun war der Kindberger Herzlfresser bei näherem Hinsehen zwar kein Bandit, sondern ein eher stumpfer Gewaltverbrecher bar jeder Sozialromantik, was aber die Società Storica e Antropologica di Valle Camonica keineswegs daran hinderte, mich im Rahmen der Veranstaltungsreihe Incontri per lo Studio delle Tradizioni Alpine als Vortragenden zur Konferenz über Banditi e fuorilegge nelle Alpi einzuladen. Eine Ehre, zumal für einen, der des Italienischen nicht ausreichend mächtig ist, um darin vorzutragen, und daher auf das international übliche Wissenschaftsvulgärentlich zurückgreifen muss. Laut Programm war ich der einzige Nichtitaliener in der Riege der ansonsten einigermaßen prominenten Vortragenden – umso mehr eine Ehre.

Das Reisen an sich mag ich ja bisweilen, solange es nicht mit dem Flugzeug vor sich gehen muss. Das war ja nun gottlob kein Thema, und so freute ich mich schon aufs Zugfahren, denn beim Denken an das Rumpeln der Wagen über die Schienen und an das Vorbeiziehen der Landschaft vor dem Fenster und an das Rattern und Rütteln, das einen in eine angenehm halbschläfrige Lesestimmung versetzt, fühlt sich der Mensch wohl. Nicht wohl fühle ich mich aber, wenn es darangeht, eine Eisenbahnreise genau zu planen und zu buchen. Das mag ich genauso wenig wie das Ausfüllen der Steuerausgleichsformulare. Für Letztere hat gnädigerweise meine Frau die Verantwortung übernommen, und für das Kaufen der Bahnkarten meine Mitarbeiterin in dem, was vormals Sekretariat genannt wurde, nun aber, wenn ich nicht irre, Office oder Zentrum für administrative Alltagsbewältigung genannt werden darf. Die Mitarbeiterin ist – nicht nur in derlei Angelegenheiten – gut beschlagen und schnell. Bereitet mir schon die Suche nach Fahrmöglichkeiten und Fahrkarten im Internet Pein, so macht sie das geschwind und gleichsam nebenbei. Und sie fragt mich vor dem Buchen immer, ob mir das alles wohl so passt. Auch diesmal fragte sie, und es gab einen bedeutenden Grund zum Fragen, denn der in Frage kommenden Stationen, die Breno im Namen führten, waren mehrere. Ich kannte mich nun in Breno nicht aus, und es gab so viel Arbeit

zu tun, und die Zeit war wie immer kostbar und knapp, und die zum Wort Breno im Fahrplan sich gesellenden italienischen Bezeichnungen entschlüsselten sich nicht von selbst (wie es etwa die Worte Centro oder Breno-Ovest getan hätten), und da dachte ich: Sei klug; Kaufe ein Ticket bis zur entferntesten Station, auch wenn das ein paar Euro mehr kosten mag, denn wenn du vorher aussteigen musst, so fährt der Zug eben ohne dich bis zur letzten Station, du aber kommst immer ans Ziel. Also sprach ich, und meine Mitarbeiterin buchte die Reise und kaufte die Fahrkarte, und ich war zufrieden. Zwar sagte die Mitarbeiterin noch, sie könne das Ticket nur bis Chur buchen, von dort an wären jeweils vor Ort die Fahrscheine zu lösen, ich müsse recht häufig umsteigen, und die Zeit dafür scheine einigermaßen knapp zu sein an manchen Stationen. Aber so ist das doch immer: Kaum einmal darf man durchfahren, meistens muss man die Beförderungsmittel wechseln, und die Fahrpläne werden wohl absichtlich so gestaltet, dass sie dem Reisenden Hürden zum Überwinden bieten, ob veranlasst von wohlmeinenden Flexibilitätscoaches oder bloß von Misanthropen, weiß ich nicht. Ich weiß vieles nicht.

Am Tag der Abreise war ich um halb sechs Uhr morgens am Bahnhof. Am Bahnhof in Graz – ich vergaß zu sagen, dass mich meine Reise von Graz nach Breno führte. Die meisten Leute sagen, Graz sei schön, was ja auch stimmen mag, aber Graz ist ganz gewiss nicht Klagenfurt, leider, und schon gar nicht Sankt Veit an der Glan. Also fällt es mir nicht sonderlich schwer, Abschied zu nehmen von Graz. Ein wenig schwer fiel mir nur das frühe Aufstehen, aber das musste sein, denn der Weg war weit: von Graz nach Salzburg, von dort über Innsbruck in die Schweiz, umsteigen in Sargans, von dort mit einem weiteren Zug nach Chur, dort vom Bahnhof zum Busbahnhof (was nicht weit ist, Gott sei Dank), mit dem Postbus von Chur nach Splügen und von dort nicht über den Splügenpass, nein, über den San Bernardino nach Bellinzona im Tessin. Von Bellinzona dann mit der Bahn Richtung Lugano, vor Lugano aber an der Station Lamone-Cadempino aussteigen und wieder umsteigen in den Bus, der einen dann nach Breno bringt. Ich fahre also über die Schweiz nach Breno, dachte ich, als ich im Zug den genauen Reiseplan durchging, auf Ausdrucken natürlich, denn ein Smartphone oder Tablet oder dergleichen besitze ich nicht, denn ich bin ein durch und durch analoger Mensch, und alles Digitale verursacht mir Qualen. Warum nicht von Norden her nach Breno fahren, Breno liegt recht weit nördlich von Brescia, da kann man genauso gut von Norden wie von



Süden her anreisen. Und so rumpelte ich über die Schienen nach Westen, und mühelos gelang das Umsteigen in Salzburg und in Sargans, wo der Reiseweg sich dann nach Süden wandte, und ich mich mit ihm. Der Wechsel in den Bus in Chur gelang ebenso mühelos, und dann die Fahrt durch die atemberaubende Alpenlandschaft nach Splügen, wie eine Reise in eine weit zurückliegende Zeit, und das schöne Rätoromanisch, das die Mitreisenden zum Teil sprachen, zum ersten Mal durfte ich es hören! Mühsam aber der Wechsel des Beförderungsmittels in Bellinzona, so lieblich dies auch im Tale vor einem liegt, wenn man aus den Bergen darauf zufährt: Zunächst frage ich den Busfahrer, ob ich jetzt das Billett bezahlen könne – um von ihm getadelt zu werden, dass ich das schon beim Einsteigen hätte tun müssen! Aber was weiß ein Fremder, wenn der Fahrer beim Einsteigen kein Billett verlangt! Dann ein hastiger Lauf zum Bahnhof, der allerdings umgebaut wird, sodass die Orientierung schwerfällt. Wie schön, da steht der Zug nach Lugano, er fährt in wenigen Sekunden ab, aber kein Fahrkartenautomat in Sicht. Der Bahnmitarbeiter, den ich fragte, deutet zurück in Richtung Bahnhofshalle, aber will ich den Bus in Lamone-Cadempino nicht verpassen, muss ich hinein in diesen Zug. Dann eben ohne Billett. Dem Schwarzfahrenden werden die Minuten lang in dem Zug, aber kein Kontrolleur ertappt ihn, und so springt er befreit aus dem Zug und hastet, eine Einheimische zwischendurch nach der Richtigkeit des Weges fragend, zur Busstation. Und da steht er, der Bus nach Breno – geschafft! Nun muss ich nur noch ankommen – oh, wie wunderbar schraubt sich die Straße in großartigen Serpentina in die Höhe! Es regnet, Nebel fängt sich in den Ästen der die Straße säumenden Edelkastanien, aber wie schön, wie schön, diese Landschaft! Bald muss die Grenze nach Italien überschritten sein, bald bin ich in Breno. Aber die Minuten verstreichen, und keine Grenze, die da käme. Und dann bleibt der Bus stehen, und der mit einer Passagierin flirtende Fahrer unterbricht sein Turteln, dreht sich zu mir um und sagt: Ecco, Breno, und ich steige aus, ein wenig stolz darauf, den Umsteigemarathon erfolgreich absolviert zu haben. Und stehe mitten in einem kleinen Bergdorf, im Regen, mein Reisetäschchen in der Hand, und denke mir: Da hat die europäische Grenzenlosigkeit also auch schon die Schweiz entgrenzt, und denke: Seltsam, dass hier alle Autos Schweizer Kennzeichen tragen, und denke: Das kann nicht mein Breno sein, die Fotos auf der städtischen Homepage sahen doch anders aus, und denke: Du bist ein Trottel, und mir wird mulmig im Bauch.

# Michael Dangl

Warum  
in meiner Erinnerung  
der Sonntag in Grado  
der doch mehr Menschen  
als sonst sah  
ganz den Möwen gehörte

Weil ich unter Vielen  
alleiner als sonst war?  
Und die Schreie  
der toten Seelen  
der Seefahrer mir  
mitten ins wunde Herz fuhren

*(Florenz, Jänner 2022)*

## ENGLISCHER GARTEN

Welch Glück  
am Leben zu sein  
Immer mehr  
es zu genießen  
heißt altern  
Um am Ende  
wieder zu staunen  
wie ein Kind

*(München, Ostersonntag, April 2022)*

Wie fern schon die Tage  
im Englischen Garten  
wie engt doch die Heimat die Brust

Aus Jubeln wird Klage  
aus Leben wird Warten  
und Sorgen ersetzen die Lust

Was macht nur die Heimkehr  
die Flüge der Reisen  
zur unsanften Landung

Warum wird das Herz schwer  
und Wehre aus Eisen  
versagen den Säften die Brandung

Was staunt nur dein Wesen  
das grad sich verströmend  
die Welt überzogen im Rausch

Des Hausmeisters Besen  
verkehrt was da träumend  
in dir war, hervorkehrt im Tausch

die staubige Schwermut  
die stickige Kleinsicht  
die endlich bewältigt dir schien

und Tropfen aus Wermut  
benebeln das Frühlicht  
und hindern die Triebe am Blüh'n

die grad aus der Erde  
zu lügen anfangen  
in Feiertagsfrühlingsgewand

Warum lässt das „Werde“  
das „Stirb“ nicht verklingen  
im Wochentagsspätwinterland

*(Wien, April 2022)*

Sommer ist.  
Dankbarer wird  
in den Himmel geschaut  
und der Wind  
streichelt die Haut  
die entwöhnte  
Diesmal bin nicht ich  
zum Sommer gefahren  
er kam zu mir  
mit einer Lilie in der Hand  
Ich höre die Botschaft  
Und kein Glaube fehlt

*(Baden, Mai 2022)*

## **STRANDABEND**

Keine Spur  
vom Menschen  
Hunderte Schichten  
von Blau  
in den regungslos  
liegenden Wellen  
hinterm letzten  
Lichtstrich des Tags  
am abendfrisierten Sand  
unbetretbar  
spieleentleert  
Dutzende Reihen von Liegen  
zum Ufer normal  
exakt parallel  
wie ernste Mäler  
einer Meeressgottheiten  
geweihten Religion  
Schauplatz des Leichtsinns  
beim Verlassen des Tags  
ins Urzeitliche gewachsen  
Ewigkeit atmet  
der Strand  
am gelassenen Abend  
Spitze Schirme  
zusammengebunden  
wie Türme  
in den verlöschenden Himmel

*(Grado Pineta, Juli 2022)*

**Monika Gentner**

# **GESCHENKTE ZEIT**

Das war neu: Eins, zwei, drei Uhr früh – in diesen Zeiten wuchsen ihre Texte. Sie ging zu früh schlafen, um sechs, sieben, acht.

Sie war da einfach müde – bis eins, zwei, drei. Ganz leise musste sie nachts sein in seinem Haus, ganz leise. Er schlief. Wann beginnen die frühen Morgenstunden? Sie betrachtete eins, zwei, drei als großes Geschenk. Weil sie nicht anders konnte, als Lebenszeit als Geschenk zu sehen. Sie war schon früh ein früher Vogel, die Morgenstunden begannen mit ihrem Gezitscher, wie gern mochte sie zwitschern können, wie Olga, die konnte das.

3.30 Uhr. Lohnte es sich, jetzt noch schlafen zu gehen? Um 5 Uhr stand sie ohnehin auf. Lieber eine Zigarette rauchen. Rauchen. Auch wenn ihre Lunge und ihr Herz protestierten. Das Rauchen würde sie umbringen. Dessen war sie sich ziemlich sicher. Rauchen und an Olga denken. Tschiwerek und Tschiwerka. Ihr Mann war kürzlich gestorben. Selbst Papageien überleben uns. Der Tod ist immer eine Möglichkeit, da braucht man nicht alt dafür werden. Selbst Kinder sterben. Der Tod ist

selbstverständlich. Sie glaubte nicht, den Tod zu fürchten. Sie glaubte nicht, den Tod fürchten zu müssen, das Verlöschen, das Nichts. Nicht angesichts des Todes, angesichts des Lebens ist alles lächerlich.

Sie hatte schon einiges an Leben. Sie hat es sich eingerichtet. Mit wenigen Einbaumöbeln. Die nicht zu verrücken waren. Keine Kinder, keine Tiere, keine Häuser. War er ein Einbaumöbel? Ein Fels in der Brandung, wie man so sagt? Sie wusste es nicht. Eines Tages oder nachts würde er einfach verschwinden. So oder so, vielleicht zu einer Jüngerin, vielleicht zu einem Engel, vielleicht zu einem jüngeren Engel. So oder so, der Schmerz würde groß sein. Eines Tages oder nachts würde sie einfach verschwinden.

Sie würde einziehen im 8. Bezirk von Wien und keine Bedürfnisse mehr haben, nicht mehr atmen, essen, trinken, lieben, leiden, keine Schmerzen mehr empfinden, keine Angst mehr haben, nicht mehr schlafen. Sie würde über Märkte gehen und keine Blumen, keine Früchte mehr haben wollen, kein Fleisch. Sie würde fliegen können. Und Gedanken lesen, Hoffnungen, Träume – nichts davon würde sie mehr berühren.

Sie stellte den Wecker von 5 auf 6 und machte sich einen Kaffee. 4.30 Uhr. Der Morgen graut nicht

mehr so früh. Herbst. Herbst. Herbst – zu billig, den ganzen Zustand jenseits der 56 Jahre so zu nennen, mit denen laut Hippokrates das Altsein beginnt. Es war eine andere Zeit, die hippokratische. Ein „kaum Fünfzigjähriger“ (Mann) war der Protagonist in Jean Améry's „Über das Altern“ – sie hatte genug über ältere Männer gelesen. Sie hatte genug über ältere Männer erfahren. Über ihre nachlassende Potenz, was sie nicht zugab. Über auch ihre nachlassenden Kräfte, was sie ebenfalls nicht zugab. Sie bemerkte es und niemand sprach darüber, als sei es besser so. Als sei ihr Leben zu privat darüber zu sprechen.

Es war eine andere Zeit, ihre Zeit. Neuerdings wurde ihr in der Straßenbahn manchmal ein Sitzplatz von Jüngeren angeboten. Den sie annahm. Ein Bein war lahm. Ihre Füße schmerzten bei längerem Gehen. Gesicht, Haut und Figur waren nicht mehr frisch. Ihr Körper verfiel, wie langweilig. Sie nahm täglich ein paar Tabletten. Sie sah ihre Ärztin regelmäßig. Obwohl. Sie kam sich nicht unsichtbar vor, auch in Film und Fernsehen nicht. Sie würde niemals Beige tragen, die Farbe der früheren Alten, eine Farbe, die ihr nicht stand. Männer schauten sie noch an, das Gesicht, den Busen, die Figur, stets in der Reihenfolge. Alte Männer, mittelalte Männer, manchmal junge Männer. Mittelalte Frau, die

Bezeichnung gefiel ihr für sich. Das Verlangen und Begehren schien noch nicht erloschen. Vielleicht erlosch es nie. Der alte Onkel sagte, er sähe gern eine junge Frau. Und meinte sie. Es blitzte nur viel seltener als früher.

Sicher, Geist und Seele trugen Verletzungen. Bei wem denn nicht. Weinen nicht Kinder am öftesten? Sie sollte einen Brief an eine junge Frau schreiben. Aber warum? Aber was? Die jungen Frauen führten ihre Leben ganz ohne ihren Rat.

Ein Bekannter erzählte ihr stolz, dass er kein Handy habe und keine E-Mail-Adresse. Sie bewunderte ihn ein bisschen.

Aber nur kurz, „denn“, sagte er dann, „das macht alles meine Frau“ Das Übliche, also. Hört denn das nie auf, dass Frauen ihre Männer managen. Sie mochte, dass er nicht gemanagt werden wollte. Obwohl. Sein Leben von Tag zu Tag machte sie manchmal wahnsinnig. Sie steckte voller Pläne. Mehr studieren, mehr reisen, mehr forschen, mehr ausgehen, mehr lesen, mehr leben.

Die Bezeichnung „Greisin“ wies sie weit von sich. 5.15 Uhr. Der Morgen gewann an Boden. Ihr war, als ob fürs Erste mehr zu gewinnen als zu verlieren wäre. In ein paar Monaten ging sie in Pension und freute sich sehr darauf. Endlich genug Zeit, Ruhe, Muße. Für einen Alltag ohne Hektik, einen Alltag

mit Zeit noch für den letzten Winkel. Sie steckte voller Pläne. Obwohl. Sie hatte ihr ganzes Leben gearbeitet und würde dies weiterhin tun. In Maßen, mit Ruhe.

Das ist neu: 4.15 Uhr. Sie rauchte eine Zigarette in seiner Scheune. Im Zimmer darüber bewegte er sich. Schnell ausmachen, die Zigarette, vielleicht roch er sie. Er rauchte nicht. Er hasste ihren Zigarettenrauch. Obwohl. Als er tags zuvor zwei tote Mäuse aus der Scheune trug, die kleinen Leichenkörper von Maden schon zerfressen, stinkend, sagte er ihr, sie solle in der Scheune rauchen, den Leichengestank mit ihrem Qualm überdecken. Sie sah dann eine Maus vor der Scheune sitzen, weichpelzig und zitternd – er erschlug sie (mit einem Holzsplitter). Die Maus tat ihr leid. Obwohl. Man kann Mäuse in Häusern nicht dulden. Es war eines der Häuser, bei denen die Scheune Teil des Hauses war, vom Wohnhaus nur durch eine Tür getrennt, wer wollte schon Mäuse im Wohnhaus, sie beide nicht. Halb sechs. Eine Katze fauchte draußen laut und wütend. Vielleicht ob der verlorenen Mäuse.

Noch immer dunkel bis halb sieben. Dann würde sie in den ersten Stock gehen und sich zu ihm ins Bett legen.

„Die Sexualität alter Menschen“ ist bei



Simone de Beauvoir in „Das Alter“ umstandslos die Sexualität alter Männer, ausschließlich alter Männer. Obwohl ihr schien, de Beauvoir wollte alles sagen, alles aussprechen, kommt die Sexualität alter Frauen bei ihr höchstens implizit vor. Zumindest gelegentlich schliefen alte Männer mit ihren alten Frauen. Und umgekehrt. Vielleicht suchten beide gelegentlich jüngere (auf). Sie gab zu, dass ein jüngerer Körper schöner war. Cougar, CougAAARRR – Puma –, so nannten die Angloamerikaner eine ältere Frau auf der Suche nach einem jüngeren Mann. Sie war nicht auf der Suche. Sie hatte bereits einen sehr viel jüngeren Mann gehabt, früher, als sie ihn noch nicht kannte. Es war eine sehr schöne Zeit gewesen. Obwohl ihr Gedächtnis sie sicher betrog.

Jetzt mochte sie die mürbe Vertrautheit seines Körpers sehr. Sie waren schon lange ein Paar. Obwohl. Sie konnte nicht wissen, was sich ergab. Doch wer nicht auf der Suche war, für den ergab sich auch nichts, dachte sie. Sie war doch nicht alt.

4.00 Uhr. Sie musste sich ihre Kräfte, die abnehmen und abnehmen, mehr einteilen als früher. Nächte durchfeierte sie schon lange nicht mehr. Sie sah Menschen zwischen 60 und 90 Jahren in recht guter Verfassung. Und. Dann. Meist einen raschen Verfall zum Tod hin. Die Begräbnisse wurden häufiger.

3.00 Uhr. Doing Age. Doing. Tun, machen, herstellen, anfertigen, verrichten, zustande / zuwege bringen, bewirken, ausführen, durchführen, vollführen, vollbringen; schaffen, erfüllen, ausrichten, bereiten, herrichten, zurechtmachen, in Ordnung bringen, aufräumen, putzen, beenden, vollenden, fertigmachen zum Abschluss bringen, eine Aufgabe / ein Problem lösen, eine Frage erledigen, antun, widerfahren lassen, erweisen, passen, recht sein, aufführen, spielen, darstellen, übersetzen, übertragen, zurücklegen. Doing. Age. Das Alter. Lebensalter, reiferes Alter. Doing Age.

Markus Jaroschka

# KIND AUF ABRUF

**E**ine stille Straße, gelegen schon am Rande der Stadt. Zahlreiche Häuser, Villen mit Gärten, prägen das Bild einer ruhigen Vorstadt. Vor einem dieser Häuser, an einem Gittertor, steht ein Kind, ein achtjähriger Bub mit hellblonden Haaren, begleitet von einer Frau in Schwesterntracht. Hinter dem Tor erstreckt sich ein weiter Garten, der durch eine Überfülle von Obstbäumen dunkel und kühl wirkt. Ungeduldig drückt das fremde Kind schon mehrmals auf einen Klingelknopf, rüttelt wild am Drahtgitter des Eingangs und schreit Wörter in einer fremden Sprache. Doch das Gartentor, dahinter der Zugang zum Haus, einer Villa, bleibt verschlossen. Nur oben, auf einem Balkon des Hauses, schüttelt eine ältere Frau, wie es scheint, Bettwäsche aus. Sie blickt mehrmals hinunter zum Gartentor, woran das Kind reißt und schreit. Es spürt ihre Blicke, doch die Frau reagiert nicht. Viel später, in der Erinnerung, wird sich dieses damals fremde Gesicht in ein manchmal lächelndes, manchmal abweisendes wandeln.

Das Kind ist nach einem einjährigen Auslandsaufenthalt in die Stadt seiner Geburt zurückgekehrt. Von einer tage- und nächtelangen Bahnfahrt war es am Tag zuvor wieder in die Heimat zurückgekommen und stand mit einem großen Namensschild auf der Brust in einem zerbombten Bahnhof in der Hauptstadt des Landes. Gleißendes Scheinwerferlicht im anbrechenden Abend erhellte den Zug am Bahnsteig, aus welchem mit ihm zahlreiche Kinder ausstiegen, die bei Pflegeeltern im Ausland gleichfalls ein Jahr verbracht hatten. Große Aufregung herrschte unter den Kindern. Aus einem Lautsprecher, montiert auf einer Holzbaracke, wurden ständig Namen aufgerufen, es waren die Namen der Kinder, die abgeholt wurden. Der Bahnhofplatz leerte sich. Es war dunkel geworden. Zuletzt standen das Kind mit den hellblonden Haaren und ein Mädchen mit ihren Namensschildern auf der Brust auf dem fast schon menschenleeren Platz, sie waren nicht ab-

geholt worden. Eine in den letzten Jahren nicht unbekannte Angst erfasste in diesem Geschehen das Kind. Beklemmung machte sich in seinem Brustkorb breit. Es starrte in das überhelle Licht des Scheinwerfers. Unbemerkt näherte sich eine Frau in Schwestertracht, nahm mit leisen, beruhigenden Worten eine Hand des Kindes und zog es fort. Als es zurückblickte, konnte es das kleine Mädchen mit dem Namensschild nicht mehr entdecken, es war verschwunden.

Noch in dieser Nacht fuhr das Kind mit der fremden Schwester in einem anderen Zug in seine Geburtsstadt. Es war in die Heimat zurückgekommen, ohne ein Zuhause vorzufinden. Mit Mühe hatte ein Priester für das Kind, wie es später erfahren sollte, einen Pflegeplatz für drei Monate aufgetrieben. Ein jungvermähltes Paar war bereit, dieses fremde Kind auf Zeit aufzunehmen, sie hatten noch kein eigenes Kind. So steht es an einem Aprilmorgen vor diesem unbekanntem Haus. Wie das Kind mit seiner Begleiterin in das Haus gelangt ist, ist in die Dunkelheit des Vergessens geraten. Die junge Ehefrau, selbst erst vierundzwanzig Jahre, sieht sich plötzlich einem achtjährigen Kind gegenüber, das die Muttersprache kaum noch beherrscht, weil es ein Jahr in einer fremden Stadt gewohnt hatte. Fast jeden Tag träumt das Kind von der Rückkehr in jenes ferne Land, wo es in einer Familie mit drei eigenen Kindern als weiteres Familienmitglied aufgenommen worden war.

Das Gastkind nannte die Eltern Pa und Ma. Pa, ein Mann mit wohlklingender tiefer Stimme, arbeitete im Tagbau eines Steinkohlebergwerkes. Jeden Nachmittag um vier Uhr lief das Kind zur Bahnstation der Lokalbahn, um Pa, der von der Arbeit zurückkehrte, abzuholen. An vielen Abenden saß es dann auf seinen Knien, er erzählte ihm Geschichten in der fremden Sprache. Dem Kind war diese Familie bald ein Zuhause geworden, vergessen waren die Wanderschaften in seiner Heimat von Pflegeplatz zu Pflegeplatz. Sehr schnell erlernte es im Spiel mit den drei Kindern, die älter waren, und als Gast Schüler in der Schule des Ortes die neue Sprache.

Doch manchmal, in Stunden des Alleinseins, stieg in ihm, in jenem fernen Land, wieder leise eine ihn ständig begleitende Furcht auf, dass er auch dieses neue Zuhause wieder verlassen müsse. Eine Kette von Erinnerungsbildern, oft an Abenden im Bett, machte sich in ihm breit. Die Bilder waren nicht hell, nicht von sonnigen Landschaften geprägt, nein, sie waren von Angst durchsetzt, von Erfahrungen der Trennung. Immer wieder galt es, Abschied zu nehmen von Menschen,

die für das Kind Nähe ausstrahlten, vielleicht eine erste Wärme. Unvermittelt traten wieder andere, fremde Menschen in das Leben des Kindes.

Seine Mutter, Magd auf einem Bauernhof, hatte das uneheliche Kind nach der Geburt, es war Krieg, nach wenigen Monaten in Pflege geben müssen. Sein Vater, er fiel im Krieg mit einundzwanzig Jahren, hatte auf Heimaturlaub das Kind als Baby einmal in Händen gehalten. Zu viele Pflegeplätze seit dem Ende des großen Krieges hatte das Kind durchlebt, von Kinderheim zu Kinderheim, von Bauernfamilien auf dem Land zu Arbeiterfamilien in der Stadt. Ein Ort reihte sich an den nächsten, ein ständiges Unterwegssein – ein Kind auf Abruf.

Die junge Frau in der Heimatstadt des Kindes blickt in den ersten Tagen der Aufnahme sorgenvoll auf das noch unbekannte, unruhige Gastkind, dessen Wesen alle Anzeichen von Entwurzelung aufweist. Jeden Abend verlangt es lauthals, ja oft aggressiv, wieder in das ferne Land zu Pa und Ma zurückkehren zu können. Für die zarte Frau, das Kind nennt sie „Tante“, ist ein Verstehen oft unmöglich, eine tränenreiche Zeit für Frau und Kind. Und dann gibt es eine Stiefschwiegermutter, die Frau mit der Bettwäsche auf dem Balkon. Viele Jahre später wird das Kind die wahren Gründe der abweisenden Haltung der älteren Frau erfahren. Das junge Paar hatte mit dem Wissen geheiratet, dass ihm Kindersegen wegen einer schweren Operation der jungen Frau wahrscheinlich versagt bleiben werde. Mit diesem Wissen hatten sie bereits vor der Ehe beschlossen, eines Tages Kinder zu adoptieren. Die ältere Frau, in ihrem Leben selbst nur drei Monate verheiratet, ihr Mann ist plötzlich in einer Straßenbahn verstorben, fürchtet sich in ihrer Unerfahrenheit vor Belastungen durch Kinder. Und so steht eines Tages, durch notvolle Umstände erzwungen, dieses schon achtjährige Kind inmitten dieser Familie, ohne dass die ältere Frau ihre Zustimmung gegeben hat.

Die drei Monate des vereinbarten Pflegeaufenthaltes vergehen schnell, weitere Monate folgen, das Kind bleibt, doch das junge Paar ist selten zuhause, weil der Pflegevater, „Onkel“ genannt, als Hautarzt im großen Krankenhaus der Stadt arbeitet. Zusätzlich forscht er dort oft bis tief in die Nacht nach Lösungen medizinischer Probleme. Er hat neue Verfahren der Behandlung entwickelt, und seine junge Frau hilft ihm bei der schwierigen Auswertung der Ergebnisse. Das Kind ist daher meist in der Obhut der älteren Frau, die für es kocht und näht. In dieser Zweisamkeit stellt sich für das Kind immer eine Angstzeit ein, weil die ältere

Frau mit dem Kind, das, auf eine braun-weiße Blechtrommel schlagend, brüllend durch Haus und Garten läuft, erzieherisch nicht fertig wird. In ihrer Hilflosigkeit kommen Bemerkungen von einer seltsamen Kälte, dass das Kind, wenn es weiterhin so schlimm sei, wieder wegmüsse. Und schließlich mündet es, als letztes Mittel von Strafe, immer in die so gefürchtete Aussage, sollte die junge Frau ein eigenes Kind bekommen, müsse es unverzüglich weg. Wieder zurück in ein Heim.

Im Alleinsein des Kindes, vor dem Einschlafen, kehren Erinnerungen zurück, an Begebenheiten, die sich in jenem fernen Land, in seinem Sehnsuchtsland, zutragen haben. Die Gastfamilie hatte dort schon zwei Abreisetermine des Pflegekindes verstreichen lassen und es trotz schriftlicher Aufforderung nicht auf den Bahnhof in die Hauptstadt des fremden Landes gebracht, wo der Rücktransport der Gastkinder in ihr Heimatland erfolgte. Die Gasteltern sagten dem Kind, sie würden versuchen, dass es für immer bei ihnen bleiben könne. Doch eines Tages stand eine fremde Frau vor der Tür, mit der Aussage, sie habe das Kind abzuholen. Die ganze Familie, auch die drei schon halb erwachsenen Kinder, machten sich mit auf den Weg in die Hauptstadt, um sich dort von ihrem schon längst angenommenen Familienmitglied zu verabschieden. Eine braun-weiße Blechtrommel wurde ihm als Abschiedsgeschenk umgehängt. Ein letzter Blick des Kindes aus der Lokalbahn auf das Haus, einen Ziegelbau, charakteristisch für dieses Land. Hinter dem Haus erstreckten sich weite Felder, die das Kind mit anderen im Spiel durchstreift hatte. Dieser Ort war für das Kind zur Heimat geworden. Im Rückblick hat es keine Erinnerung mehr, was es in diesen Augenblicken der Trennung fühlte.

Am Hauptbahnhof der Hauptstadt übernahm eine andere Frau in Schwesterntracht das Kind. Am Bahnsteig herrschte reges Treiben. Viele Gastkinder aus dem ganzen Land waren versammelt, ein neuer Rücktransport ging in die Heimat. Zahlreiche Schwestern umsorgten die aufgeregten Kinder. Das Kind stand am Zugfenster, die fremde Schwester dahinter, am Bahnsteig die Gastfamilie. Keine Erinnerung, was noch gesprochen wurde. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, das Kind trommelte wild im Zugfenster und schrie unverständliche Sätze. Plötzlich lief der älteste Sohn der Gastfamilie, gleichsam sein Bruder, dem schon fahrenden Zug nach und versuchte, das Kind aus dem Zugfenster zu ziehen. Es war vergeblich. Die Schwester im Zugabteil, unsichtbar von außen, umklammerte

mit beiden Händen den kleinen Körper des Kindes. Der Gleichsam-Bruder musste aufgeben, der Zug fuhr schon zu schnell. Atemlos sank das Kind zurück in das Abteil, neben sich die fremde Frau. Dann völlige Dunkelheit in der Erinnerung, keine Bilder von der Rückreise. Der Schock hat alles gelöscht. Das Kind weint bei dieser immer wieder hervorgeholten Erinnerung unter der Bettdecke. Dort liegt es eingerollt wie in einer warmen Höhle, ein immer wieder aufgesuchter Fluchort.

Monate vergehen, das Kind verbleibt auf dem Pflegeplatz auf Zeit. Mit der Drohung der älteren Frau im Ohr wird es immer unruhiger. In der Bibliothek des Pflegevaters versucht es mit großer Anstrengung heimlich, aus Büchern zu erforschen, wie Leben entsteht. Verstohlen beobachtet es den Körper, den Bauch der jungen Frau. Hat sich daran irgendetwas verändert? Wird der Bauch größer? Es stellt sich vor, wie das Kind im Bauch schon wächst. In seiner Vorstellung entdeckt es wie mit Röntgenaugen schon die Konturen eines kleinen Kindes. Es bewegt sich, denkt es aufgeregt. Manchmal gerät das Beobachten zu einem andauernden Starren auf den Körper der jungen Frau, sodass sie oder ihr Mann das Kind fragen, was los sei. Da konnte es passieren, dass es mit für die Erwachsenen unerklärlicher Panik aus dem Zimmer stürzt und sich irgendwo im Hause versteckt, meist im Keller, wo es dunkel und kühl war.

In dieser angestrengten Zeit der Daseinsbehauptung, wo alle Sinne des Pflegekindes auf Beobachtung, auf Abwehr gerichtet sind, eine ungeheure Anstrengung. Es ist im Hause ständig unterwegs, um zu horchen, vor geschlossenen Türen das Ehepaar zu belauschen, ob das neue, so vorgehasste Kind bereits unterwegs sei. Manchmal, beim Lauschen ertappt, eine Notlüge erfinden. Nach einiger Zeit darin eine Meisterschaft entwickeln. Doch dann abends im Bett, in der Zeit vor dem Einschlafen, erneut Einsamkeit, Ausmalen von Schreckensbildern, mit einem alten Koffer wieder vor einer neuen, fremden Haustüre zu stehen, zu läuten, zu warten ... Eines Tages Zusammenbruch des Kindes, zu groß die Anstrengung, zu schwer die Daseinsangst. In einem langen Gespräch das Versprechen des jungen Paares, das „fremde“ Kind niemals wieder fortzulassen. Niemals. Niemals. Da weiß das inzwischen zehnjährige Kind, es ist endgültig in einem Zuhause angekommen.

Heute trägt das ehemals fremde Kind den Namen dieser Familie. Die junge Frau, ihr Mann verstarb unerwartet früh, hat kein eigenes Kind bekommen.

Pascal F. Jelinek

# BRIEF DES VATERS AN SEINE VERLORENE TOCHTER

Liebe Maja,

ich machte vor einiger Zeit einen Wochenendeinkauf in einem großen Einkaufszentrum in Wurlmloch. Von weitem sah ich eine junge Dame mit einem Einkaufswagen. Sie war mittelgroß, mit welligem, braunem Haar und rundlichem Gesicht. Halb laut rief ich den Namen „Maja“ in ihre Richtung. Unsere Blicke trafen sich, doch sofort wendete sie sich von mir ab und fuhr schnellen Schrittes mit ihrem Einkaufswagen weiter. Sie hat dir, liebe Maja, doch so ähnlich geschaut! Habe ich dich, meine Tochter, nicht wiedererkannt, oder bist du gar vor mir geflohen?

Wie soll ich dich erkennen? Es liegen doch so viele Jahre zurück, als ich dich zum letzten Mal gesehen habe, und ein Kind verändert sich doch so schnell.

Du würdest dich doch nicht von mir abwenden? Oder doch?

Ich weiß, du möchtest zu mir keinen Kontakt haben, telefonisch hast deine Nummer unterdrückt, und in den sozialen Medien hast du meine Accounts blockiert. Es ist nicht verwunderlich, denn du hattest nicht einmal zwei Lebensjahre zu mir eine persönliche Beziehung. Wie soll da eine emotionale Bindung entstehen? Ich muss für dich ja eine fremde Person sein. Von einer Vertrauensbasis kann keine Rede sein.

Wahrscheinlich denkst du an mich mit gemischten Gefühlen. Ich vermute, dass du vielleicht enttäuscht bist, weil du denkst, dass ich mich nicht ausreichend um dich bemüht und um dich gekämpft hätte. Oder du bist auf mich zornig, weil du glaubst, dass ich dich in entscheidenden Lebenslagen im Stich gelassen hätte.

Maja, unser Leben verlief zweigleisig, wir waren meilenweit voneinander entfernt. Eines sollst du wissen: In all dieser Zeit deiner Abwesenheit habe ich täglich an dich gedacht. Dies waren oft kurze Augenblicke oder auch lange Momente. Auf meinem Schrank im Schlafzimmer stehen unangetastet eingerahmte Fotos von dir, aus den ersten zwei Lebensjahren, als wir noch eine Familie waren.



Mit deiner Mama haben wir uns auf deine Geburt sehr gefreut. Ich kaufte mir ein Buch über das werdende Leben, um keinen Tag deiner Entwicklung im Mutterleib zu versäumen. Jeden Tag besuchte ich deine Mutter im Krankenhaus. Sie betonte immer wieder, wie wichtig auch die Bindung zum Vater sei, sonst würden Lücken in der Entwicklung eines Kindes auftreten. Dem stimmte ich zu. Ebenso sagte deine Mutter: „Wir halten fest zusammen, egal was auf uns zukommt. Nur gemeinsam sind wir stark.“

Da kommen mir Kindheitserinnerungen hoch, wo wir zwei im Sandkasten spielten und miteinander Burgen bauten. Ich muss immer wieder lachen, wenn ich an die Augenblicke denke, als wir stundenlang im Wasser plantschten und du dich immer wieder an mich gedrückt hast. Es war für dich wohl immer ein Vergnügen, mich mit dem Wasser anzuspritzen. Bei den Wasserspielen durfte der Ball keinesfalls fehlen.

Leider kam es zur Trennung. Ich wurde auch für dich zu einer unerwünschten Person. Die Welt veränderte sich für uns alle. Nach unserer Trennung verblassten die realen Bilder von dir, und ich blendete sie aus. Weit wurden sie in eine Fantasiewelt entrückt. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an die Fantasiegeschichten, und sie gaben mir ein Gefühl der Geborgenheit und der Begegnung mit dir auf Distanz.

Eines Tages erblickte ich dich in einer Wochenzeitung mit deinen Klassenkameradinnen. Ich bin davon überzeugt, du wärest stolz gewesen, wenn ich dich einmal von der Schule abgeholt hätte. Bei den Schulauftritten würdest du dich freuen, dass auch dein Vater anwesend wäre. Auf der Bühne der Schule würde dir meine Anwesenheit beim Singen im Schülerchor Flügel verleihen. Ich stellte mir vor, du würdest nach dem Auftritt zu mir stürmen, mich umarmend begrüßen und fragen: „War ich heute nicht supi? Papa, Ende des Schuljahres haben wir eine Theatervorführung, kommst du wieder?“

Ein Erlebnis als Lehrer hat sich in mein Gedächtnis eingepägt. Ein 18-jähriger Schüler kam zu mir und erzählte mir folgende Begebenheit. Am Wochenende ging er zu seinem Papa, um einfach mit ihm zu reden. Ohne seinen Sohn ausreden zu lassen, holte dieser seine Brieftasche aus der Hosentasche, zückte einen Hunderter und sagte zu seinem Sohn: „Ich weiß, was du brauchst. Hier, nimm hundert Euro und amüsiere dich heute Abend!“ Der Schüler erzählte mir, dass

er in dieser Situation kein Geld benötigte, sondern sich ein Gespräch mit seinem Vater gewünscht hätte. Ich schenkte ihm Aufmerksamkeit, und er konnte sichtlich beruhigt wieder in seine Klasse gehen. Maja, hast du dir oft gewünscht, dass ich dir einfach zuhöre? Ich hätte dir so viel Zeit als Vater geschenkt, wie du benötigt hättest. Es gäbe zwischen uns keine Tabuthemen und du könntest jederzeit dein Herz ausschütten.

In der Schule beobachtete und begleitete ich auch Mädchen deines Alters bis zur Matura. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich gerne Mädchen deines Lebensalters. Mit ihnen versuchte ich indirekt mitzuerleben, was du machst, was du erlebst und was du denkst. Zur Maturafeier an unserer Schule versammelten sich Eltern, Großeltern und Freunde der Schüler. In meiner Fantasie und mit meinen Gedankensprüngen stellte ich mir vor, bei deiner Feier dabei gewesen zu sein. Voller Stolz dachte ich daran, dass auch du diesen wichtigen Lebensabschnitt so bravourös geschafft hast. Für diese Feier würde ich mich in Schale werfen, Verwandte und Freunde mitnehmen und nach dem Aufruf deines Namens besonders kräftig und mit Freude applaudieren. Nicht nur zur Feier würde ich gerne aufmarschieren, ich würde dich auch gerne all die Jahre bis hin zur Reifeprüfung schulisch unterstützen.

Wir sind uns fremd und kennen uns kaum. Trotzdem bist du mein Fleisch und Blut. Dir fehlt die emotionale Bindung zu mir. Dennoch bist du ein getrennter Teil von mir. Du kennst mich nicht und hast wohl ein verzerrtes Bild von mir. Du sollst wissen, dass meine Haustür für dich immer offenbleiben wird.

In der Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dir, liebe Maja,  
grüßt dich herzlich,  
dein Vater

*Nachschrift zu dem 2021 im Novum Verlag erschienenen Buch  
„Entzogenes Glück. Papa, ich will dich nicht sehen.“*

**Daniela Kocmut**

# **JUNIGEDICHTE 2022**

## **WENN DIE WORTE**

Wenn die Worte ausgehen  
und dem Schweigen Platz machen,  
dass sich endlich die Stille ausbreiten kann,  
haben die Gedanken Zeit Atem zu holen,  
um sich erneut im Kreis zu drehen.  
So nimmt das Sprechen wieder seinen Lauf.

## **DEINE STIMMEN**

Wenn du von deinen Stimmen erzählst,  
versuche ich zu lauschen, zu horchen,  
zu hören, zu verstehen.  
Die einen in deinem Kopf,  
die du nur nachzuerzählen vermagst,  
die anderen, die du sprichst,  
dann wieder die, die zu dir sprechen,  
und die, die dir dazwischenreden,  
und die, die dir zuflüstern.

Es ist nicht einfach, in diesem Sprechgewirr dich herauszuhören,  
aber einen Versuch ist es allemal wert.

## **SO NEBENBEI**

So nebenbei erzählst du vom Tod eines Kindes,  
als wäre es eine Kurznachricht.

So nebenbei erzähle ich von einer Trennung,  
als wäre es ein Zeitungsbericht.

Und so nebenbei erzählt sie von den  
Ungeheuerlichkeiten des Krieges,  
der sogar die Toten auszunehmen vermag  
für ein paar Organe.

So nebenbei.

## **ZWISCHEN DEN ZEILEN**

Zwischen den Zeilen  
deiner Verse  
findet die Botschaft ihren Weg  
aus dem Buch  
zu ihr.

Zwischen den Zeilen  
deiner Sätze  
findet das Wort seinen Weg  
aus dem Text  
zum Menschen.

Zwischen den Zeilen  
deiner Zeilen  
findet der Weg  
sein Ziel.

**Maria Lehner**

# **DES TODES NAME ODER WIESENGRAS**

**Montage vom Sterben einer Sprache**

*Dieser Text, dessen Veröffentlichung ich bisher noch nicht aktiv betrieben habe, ist mir wichtig. Er versucht semibiographisch-empathisch eine Annäherung an Tevfik Esenç. Dieser nimmt bewusst wahr, dass er in seinen letzten Lebensjahren der Einzige ist, der die Sprache Ubychisch sprechen kann, in der er aufgewachsen ist, und der weiß, dass nach seinem Tod seine Sprache (trotz der Bemühungen und Arbeit zahlreicher Linguisten) aussterben wird.*

*Die nichtkursiven Textteile sind einem unpersönlichen (dokumentierenden) Berichterstatter unterlegt; die kursiven imaginieren die Aussage des redegewandten scharfen Denkers. Jede der einzelnen Reden stellt, realisiert als ein langer Satz, in den ein oder mehrere Nebensätze oder Partizipialkonstruktionen eingebettet sind, eine die Lesenden fordernde, hypertrophe Form dar. Erst in der letzten Rede des Tevfik Esenç wird formal ein harter Bruch sichtbar.*

*(Grabinschrift: Das ist das Grab von Tévfik Esenç.  
Er war der letzte Mensch,  
der die Sprache Ubychisch sprechen konnte)*

Dieser Tevfik Esenç war einer, der zu den Ubychen gehörte. Zu denen, die vom Kaukasus, dem Berg der Sprachen, herkamen. Wie mag es ihm ergangen sein, als er erkannte: Das ist der Tag, ab dem ich der Einzige bin, der noch so spricht, wie man am östlichen Schwarzmeerufer bei Sotschi, in Abchasien, gesprochen hatte. Hatte er damals schon nachzudenken angefangen, wie seine Grabinschrift lauten

würde? Viele Sprachen waren einst in diesem Brennpunkt nebeneinander in Vielfalt gewachsen und eingeschrieben worden in das Gedächtnis der Menschen. Der Steckling einer Rebe war sein Sprachenwissen, heimlich in der Jackentasche mitgenommen und über Generationen in fremder Erde gewurzelt, immer aufs Neue austreibend.

Es war an einem Freitag, an dem der Forscher Georges Dumézil in Istanbul angekommen war. Tags darauf stand vor ihm, makellos gekleidet, der weltmännische Esenç und gab Auskunft, denn:

*Diener bin ich meiner Sprache und Bewahrer ... ich habe versucht, alle die Worte einzubunkern, und bin gezwungen, ihnen einst ins Innere der Erde zu folgen, denn ach, gern lebte ich ewig, für jene, die schreiben und fragen, aufzeichnen und hören, dass es im Doppelklang die Steppen Russlands tönen ließe und jene rufe aus dem tscherkessischen Stamm der Ubyche, deren Sprache nun nur mein eigenes Ich widerspiegelt tausendfach in einem unendlichen Raum, aus dem wir kamen als die Fünftausend der moslemischen Hirten und Bauern, wie die Alten sagten, die – vertrieben vom Zaren Alexander – in Adrianopel nach der Schließung des Friedensvertrags, damals 1829 am 14. September, keinen Frieden, dann einen Hungerwinter erlebten und vier Jahre später als unsere gewählten ehrenwerten Ältesten den bewaffneten Widerstand beschlossen, denn, so sagen sie auch, die Alten: Die Tscherkessen hätten weder den Kopf noch das Herz verloren.*

Aus mündlichen Überlieferungen weiß er, wie es damals war: Es wurde gesagt, dass die russischen Truppen die Flüchtenden eingekesselt hatten. Die in die Türkei gehen wollten, sollten sich in Lagern an der Seeküste bei der Mündung der Flüsse Shakhe, Vardane und Sotschi versammeln, türkische Schiffe würden kommen. Die anderen sollten zum Fluss Kuban gehen, wo ihnen Land zugewiesen werden würde. So gab er das ihm Erzählte wieder:

*Im März 1864 also brachen dreißigtausend vor dem Lichtschein brennender Dörfer an die Küste auf, darunter meine Vorfahren und, angelangt am Marmarameer, zogen sie weiter bis zum Kocaçay-Fluss entlang des Tales zu Manyas im Bezirk Balikesir gehörend, wo etliche dann in den Dörfern von Hacı Yakup, Kırkpınar, und eben Haciosman siedelten, und auch die Familie Zayshua ankam, die unter Mustafa Kemal Atatürk den Namen Esenç erhielt und in der vierzig Jahre später, also 1902, ich, Tevfik Esenç, dort hineingeboren in ein Haus mit Lehm Boden bei meinen Uby-*

*chisch sprechenden Großeltern aufwuchs als der, der von Bauern herkam und dort sterben wird, mich erinnernd, dass ich wegen meiner Sprachkenntnisse als Kosmopolit und Gelehrter galt, Muhtar geworden war und eine Stelle in der öffentlichen Verwaltung in Istanbul erhalten hatte, bevor mir dieser Georges begegnete, was einer meiner Söhne bewerkstelligt hatte und mir gesagt hatte, dass ein Forscher kommt, für den ich Ubychisch sprechen solle, was mich bewog, ein weißes Hemd, Weste und Anzug zu tragen als einer, der seine Mutter, die Sprache, verloren hat und mit all diesem Wissen dahindämmert im Schmerz des Wortexils, der Auslöschung bestimmt, aber dennoch stolz und noch lebendig.*

Dieser Tevfik Esenç sprach etliche Sprachen und er erkannte: Sie unterscheiden sich weniger durch das, was sie ausdrücken können, sondern mehr durch das, was hervorgebracht werden kann und muss. Ubychisch etwa ist voll von Redewendungen, und das Wort „Tür“ zum Beispiel ist eine solche, die, je nach Umgebung und Zusammenhang, auch „Richter“, „Gericht“ oder „Regierung“ bedeuten kann. Man hörte ihn sagen:

*Ja, Bilder haben wir, wie etwa Sonne, Mond, Morgenstern, die wir als die Wichtigsten am Himmel einschätzen, weshalb Morgenstern auch „Frau“ bedeutet, und ich will kein anderes Wort als dieses in Ubychisch dafür sagen trotz meiner Kenntnis so vieler Sprachen, denn selbst dass ich die Laute den Fängen der Zeit zu entreißen vermochte und dass sie als Alphabete, Grammatikregeln, Märchen oder Legenden gesammelt und in Wörterbücher gegossen wurden, vertrieb nicht die Kummernis in jedem Zug meiner Zigarette an jenem Morgen, als ich meinem Sohn Zeki sagen musste, dass ich einen Traum gehabt hätte, den ich ihm aber nicht erzählen könne, denn der sei in einer fremden Sprache gewesen, die er nicht verstünde.*

Um die Sprache, von der hier die Rede ist, hat man sich bemüht, wollte sie – unter Laborbedingungen – konservieren. Schon 1930 hatten sich ein paar ubychische Gemeindeälteste jeden Abend im türkischen Samsun am Schwarzen Meer getroffen: Von einem Forscher waren sie mühsam in den Dörfern aufgespürt und gesammelt worden. Sie kamen also zur Gebetsstunde angeritten, aßen im Garten zu Abend und schliefen auf dem Treppenabsatz, um bei Sonnenaufgang auf ihre Felder zurückzukehren. Und jede Nacht gaben sie getreulich weiter, was sie in ihren Sprachen noch wussten. Auch an einem anderen Ort, und Jahrzehnte später, 1974, stieg in Haciosman jemand mit einem Fotoapparat in der Hand aus dem

Auto. Georges Dumézil war die Hauptstraße bis zur Abzweigung nach Manyas entlangefahren und von dort weiter in den Weiler gelangt. Später sagt Tevfik Esenç:

*Sadettin Hunç betrachtet mit mir ein Foto, tags darauf gemacht, welches den ehrenwerten Hasan Çare mit dem schwarzen Hemd, den weisen Fuat Ergün mit dem grünen Hemd und ihn, Sadettin Hunç, ganz rechts neben dem zu bewundernden Sadettin Çirik, begleitet von einem weiteren Ubychisch-Sprecher, auf dem Foto ganz links zeigt: den gerechten Cemil Eshen, der an der Mauer lehnt.*

Einer von den Männern gibt Georges eine Telefonnummer aus Istanbul, dort könne man Tevfik Esenç ausfindig machen: So kam der Sprecher zum Forscher. Da ist auf einem Regal in einem der Büros an der London University School of Oriental and African Studies dieses Bild von Tevfik Esenç: Eine Hornbrille trägt er und sitzt, etwas zur Seite gewendet, auf einem eleganten Stuhl mit geschwungener Rückenlehne und geschnitzter Armlehne. Er stützt sich auf seinen linken Ellenbogen, die Finger zu einer Faust geschlossen, der Zeigefinger liegt an der Wange des etwas geneigten Hauptes: die Geste eines Nachdenklichen. Mit schräg gestreifter dunkler Krawatte, weißem Hemd und schwarzem Anzug ist er europäisch gekleidet. So mag er gearbeitet haben mit Dumézil, mit Georges Charachidzé und später mit dem türkischen Linguisten A. Sumru Özsoy. In Istanbul, in Paris, in Oslo. Tevfik Esenç lernte schließlich auch, Ubychisch in der speziellen Transkription zu schreiben, die Georges Dumézil, erfand. Darüber sagt er:

*Umkreisend umschmeichelnd die Sprache, auf dass sie vertrauen möge und sich einfangen ließe, erfolgt die Näherung auf vielerlei Arten, nämlich Begriffe von Georges lernend, die das Besondere, das Außergewöhnliche an meiner Sprache abbilden sollen, was da wären die mehr als 80 Konsonanten und auf der anderen Seite die eigentlich nur zwei phonemischen Vokale, die etwas dazutun, dass sich die Sprache langsam öffnet und uns umspült mit alten Geschichten, wie die vom türkischen Reisenden am Schwarzmeer, in der – wie die Alten erzählen – der Sultan den Heimgekehrten nach dem Klang des sagenhaften Ubychisch befragt hatte und der Mann einen Sack Kieselsteine auf dem Marmorboden ausgeschüttet hatte, sodass die Steine prasselten und der Sultan, befragt durch den Heimgekehrten, was er denn höre, geantwortet hatte, er höre ein Prasseln, worauf der Heimgekehrte bestätigte, dass es so sei und ein Fremder von dieser Sprache nicht mehr verstehen könne.*



Neun Stunden am Tag – Vorbeigehende schüttelten wohl den Kopf. Wenn diese Worte wie Steine auf den Marmorboden fielen, hörten vermutlich auch sie nur ein Prasseln. Dabei war es womöglich ganz anders gewesen, etwa so:

*Wir putzten die Steine der Ruine jetzt und packten sie in Schachteln, die beschriftet wurden, und sie ließen mich dabei in ein Gerät sprechen und durchleuchteten mich mit einem anderen Gerät, während ich Laute bildete (denn sie können meine Sprache nicht hervorbringen und sagen, es sei, weil meine Laute in elf Bereichen des Mundes gebildet werden nicht nur in den üblichen fünf), und ließen mich kramen in den verstaubten Winkeln der Ruine nach meinen alten Wörtern, als gäbe es kein Morgen, obwohl Müdigkeit aufkam und die Herzschläge vorherbestimmt waren mit jedem übersetzten Wort, das über allem schwebte, als ein Ritual das Feuer der Alten weitertrug und ein in der Schürzentasche des Bauern vergessenes Samenkorn war, das Zuflucht nimmt in hartem Boden oder Klangkörper wird und damit so viel mehr ist als bloß ein Instrument, ja, ein Beweis für Einzigartigkeit.*

Dieser letzte „echte“ Sprecher war durch den Kontakt mit den Forschern gleichermaßen beschenkt wie erschrocken.

*Lange hatte meine Sprache allein mit mir in einer Ruine gehaust und keiner war gekommen, mich im zerfallenden Haus zu besuchen, in dem meine Zunge oft Worte bildete, die in räumlicher und zeitlicher Ferne liegen und für die ich, da ich alt bin, auch die verstecktesten Ecken nach Worten abtaste, nach Wendungen, die ich – sie laut aussprechend – entlasse in die Welt, auf dass sie in ihr bleiben mögen wie die jene Rebe, der der Morgentau genügt, die Rebe nämlich, die meine Vorfahren – als einziges, was sie mitnehmen konnten – vom Kaukasus mitgebracht haben, versteckt als Zweiglein in der Brusttasche.*

Burcu Esenç aus der Enkelgeneration konnte in einem Dokumentarfilm die verschwindende Sprache auf der Reise von Paris, Oslo und dem Kaukasus nachzeichnen. Im Originaltext der Großen Nationalversammlung der Türkei würdigt man den Bürger Tevfik Esenç, der 1992 starb und von dem es auf dem Friedhof in jenem Dorf dieses Grab gibt, für das der zu Begrabende schon acht Jahre vor seinem Tod die Inschrift vorsah: „Das ist das Grab von Tevfik Esenç. Er war der letzte Mensch, der die Sprache Ubychisch sprechen konnte“ – denn die anderen Sprecher waren nicht mehr, in seinen letzten Jahren konnte er nur zu sich selbst in seiner Sprache sprechen:

*Ist der Augen Müdigkeit mir, dem Freund der Nacht, Tag für Tag geläufiger, der ich – immer ein wenig Rückwärtsgeandtheit in mir tragend, tausend Pläne niedergeschrieben hatte, die morgens wie ermattete Nachtfalter zu Boden taumeln, weil sie für den Tag nicht taugen – manchmal mir selber gram sein muss, weil das Schicksal so schwere Strafen verhängt und mich zum letzten Sprecher jener Sprache gemacht hat, die mich Kukush, mein Großvater lehrte?*

Könnte es so gewesen sein an dem Tag, als er sich in seiner Muttersprache verabschiedete, bevor er starb?

*Ich will sprechen, sprechen, sprechen, sprechen. Auf dass es hineinsickere in die Welt. Entfernt bin ich von. Den Gesichtern. Die. Ich. Kenne. Und. Immer. Ent-fern-ter ...*

An diesem 7. Oktober 1992 verstand niemand seine Worte. Etwas war für immer verlorengegangen, das man mit den vorhandenen Informationen und Mitteln nicht mehr herstellen, sich nicht mehr vorstellen konnte. Hat er in der Kühle des stillen Gartens um vier Uhr morgens den Namen eines Vogels geflüstert – oder was sonst? Der Dichter John Burnside sagt darüber: „... doch später würden sie sich an dieses eine Wort erinnern, das er an diesem Morgen gesprochen hatte, kurz bevor er starb: das Wort für den Tod vielleicht oder Wiesengras.“

*„Yet later they memorise the word he spoke that morning, just before he died: a name of death, perhaps, a meadow grass.“* Übersetzt nach John Burnside: The Last Man to Speak Ubykh. Gedicht. In: London Review of Books, Band 24, Nr. 16, 22. August 2002. Online, letzter Zugriff 2022 02 22: <https://www.lrb.co.uk/the-paper/v24/n16/john-burnside/the-last-man-to-speak-ubykh>

# DER NEBEL REISST AUF (Auszug)

## V. Poesie der Stimmklänge

**D**iesen Ort beschreiben? [*leise:*] *Nednufeg etiestso red na gnagnie ned chrud sgattimrov täps glef muz gnaguz ned nebah riw*. Wir haben den Zugang zum Feld spät vormittags durch den Eingang an der Ostseite gefunden. *Nehiernechiez nov nednatseb tchid, dlef nie riw nehesh childne*. Endlich angekommen, sehen wir ein Feld, dicht bestanden von Zeichenreihen. *Neniesch nemmokuzuz snu fua ied nehiernechiez*. Zeichenreihen, die auf uns zuzukommen scheinen.

*Gnutchirtfirsch enie negeg rieh riw neheg?* Gehen wir hier gegen eine Schrift-richtung? *Gnutchiresel ied negeg rieh riw neheg?* Gehen wir gegen die Leserichtung? *Os tniesch se*. Es scheint so. *Tglof gnutchirtpuah nenie resied* –. Es scheint so, dass dieses Feld dieser einen Hauptrichtung folgt – von links nach rechts.

[*Schreibgeräusche, Stimmklänge:*]

In diesem Feld verbergen sich Perspektiven hinter Lauten und Silben, und diese wiederum verbergen sich hinter Zeichenreihen. Das wussten wir anfangs nicht. Wir haben nur bemerkt, dass das Feld voll ist mit Zeichenreihen, unterschiedlich lang, unregelmäßig in ihren Positionen, und entlang dieser Haupt- richtung orientiert. Dazwischen vereinzelt Lichtungen. Die Zusammenhänge, die diesem Feld eigen sind, zeigten sich erst, als wir die Zeichen berührten. Denn als wir im Vorbeigehen an den Zeichenreihen entlangstreiften, traten sie, verursacht durch den Klang, der hinter ihnen stand, etwas zur Seite, wobei sie die Klänge mitnahmen, und machten so den Zugang frei zu dahinterliegenden Perspektiven. Im Verebben der Klänge schlossen sich die Zeichenreihen wieder.

[*Stimmklänge*]

Wir haben dann versucht, die Positionen einzelner Elemente innerhalb der Zeichenreihe zu verändern.

*Nir haban denn w̄ersuwt, die Pochitisonen leinzener Emelente hinlabernder Eireichzehen vu zerändern.*

*Gir vaben nad wuhsercht, pin Dosientione heilniner Etmelene haninberl dre Eheizriechend un zervären.*

Dieser Versuch brachte uns auf noch eine Idee:  
im Weiteren auch einzelne dieser veränderten Zeichenfolgen gegen ihre Strichrichtung zu bürsten.

*Dürsten zir Gichuntrres, teich gehnig gauch iverdänteren, enlene Zolfenuch, seiber wech Neiteron reim z.*

*[Stimmklänge]*

*Zir zegannen zieses Zeld zenauer zund zind zeinen Zetails zu zerforschen.*

Wir begannen dieses Feld genauer und in seinen Details zu erforschen.

*War bagannan dasas Fald ganaar and an saanan Dataals za arfarschan.*

*[Stimmklänge]*

## VI. Aufgezeichnete Stimmkörper

Die Stimmen  
beginnen zu kreisen.

Luft schupft Luft,  
losgelöste Stimmsedimente.

Die Aufzeichnungen  
haben zu kreisen begonnen.

Setzen Rufe,  
murmeln Raum für Antwort.

[leise] dieStimmendieStimmendieStimmen

Trommeln und rufen  
Schriften aus Chiffren,  
Alphabete aus Echos,  
rücken Entferntes zurück.

Schnelle Silben aus heißem Rückgrat  
fordern nach flüstergewebten Schwebungen.

Rufe, Pfeile ohne Ankunft,  
zelebrieren Wiederkehr,  
jeder Ruf  
ein Segment im Kreisen.

Aufgezeichnete Stimmkörper,  
der Atem wieder und wieder entrollt  
aus beständig neuen Maschinen.

Robert Preis

# DER BESUCHER

**W**illkommen im Hotel Paradies. Dürfen wir Ihnen einen Aperitif anbieten? Ein Glas Muskateller vom Weingut K. oder einen Sauvignon Frizzante aus der Domäne P.? Fühlen Sie sich wie zu Hause.

Alkohol war also das Erste, was sie einem hier anboten. Auffallend war zudem, dass die Rezeptionistin die Gäste im ausladend geschnittenen Dekolleté begrüßte, was in ihrem Fall nicht weiter schlimm war – handelte es sich doch um eine junge, durchaus attraktive Blondine. Aber man musste schon hinterwäldlerisch sein, um die Intention dahinter nicht zu erkennen. Natürlich sollte einem die Dirndl-Trägerin in erster Linie – beim ersten Blick sozusagen – den Kopf verdrehen. Und dann noch dazu der Alkohol.

Das sind diese Österreicher-Tricks, die sie noch aus den Zeiten kennen, in denen sie einen auf Schipisten das Gehirn zudröhnten. Mit irrwitziger Musik, die sexuell stimulierte, und mit Trinkspielen und Table Dance-Einlagen, ein Konglomerat an Versuchungen, die allesamt dem biblischen Sodom und Gomorra um nichts nachstanden. Wie wir das eben in Mallorca oder auf Ibiza auch gemacht haben. Oder die Amis in Mexiko. Die Briten auf Zypern. Und die Wiener am Neusiedler See.

Wir alle ahnten nicht, dass dieses ausschweifende Leben tatsächlich biblische Ausmaße annehmen sollte. Die Reaktion blieb jedenfalls nicht aus. Im Fall der Alpenvölker bedeutete das: der Schnee nahm ab. Immer mehr. Bis er schließlich nur noch auf Leinwänden zu sehen war, als märchenhafter Hintergrund, der ungläubiges Staunen und glänzende, in Erinnerungen starrende Augen hervorrief.

Das alles ist lange her, aber der Mark und Stoodt war das Marketing ins Blut übergangen, fast würdelos wie sie ihre Reize ausspielten. Zugegeben, in diesem Fall schön anzuschauen, aber dennoch – würdelos.

Dabei handelte es sich hier ja um eines der angesehensten Hotels der Stadt.

Am Ufer des Flusses, der sie teilte. Das war keine zweideutig billige Absteige. Wer hier logierte, der war *angekommen*. Im Herz der Mark, mitten im Klischee eines unglaublichen Ortes. Der letzten Insel der seligen Touristen.

Du hast Dein ganzes Geld zusammengekratzt, um diesen Ort wenigstens noch einmal zu sehen, bevor alles endet. Bei manchen reicht es sogar, um auf ewig hier zu bleiben. Und obwohl dieses *ewig* längst ein traurig absehbares Ablaufdatum hat, ist das trotzdem Wahnsinn. Wahnsinnig viel Geld.

Aber was spielt Geld schon für eine Rolle im Angesicht des Endes aller Dinge.

Bei mir geht sich das mit dem Ersparten nicht aus. Mir wurde deshalb prophzeit, dass ich tränengetränkt im Zug sitzen werde, wie alle anderen Touristen auch, weil ich wissen werde, das Schönste auf Erden gesehen zu haben. Besser wird es nicht mehr. Der Rest ist Grauen.

Ich weiß, dass es so kommen wird. Trotzdem wollte ich hierher in die Mark. Und jetzt dieses Dekolleté. Ich fass es nicht, wie groß es ist. Ich fass es nicht, wie plump. Wie *schön*.

Wie gesagt: Wir hatten uns diese Reise immer schon gewünscht. In den letzten Jahren mehr denn je. Natürlich hatten wir das, wer nicht? Alle wollten in die Mark. Nur einmal hingucken, nur *Einmal noch die Welt fühlen, bevor sie zugrunde geht*, so lautete auch der Slogan des Reisebüros.

Die Mark war längst kultig und zum Ort der Anbetung hochstilisiert worden, denn hier gab es das, was es sonst kaum noch wo zu sehen gab: das, was unsere Erde wirklich kann. *Natur*.

Ich weiß, wie kitschig das klingt. *Natur*. Früher hätte man Leute, die so daher quasselten, als Öko-Fritzen abgestempelt, aber das, müssen Sie zugeben, hatte sich mittlerweile geändert. Heute drückt das Wort eine tiefe Sehnsucht aus, es schwingt eine enorme Schuld mit. Es klingt wie *Wilder Westen, Tausend und eine Nacht* und *Grimms Märchen*.

Diese Schuld wollte ich mit der Reise begleichen, was dazu führte, dass ich am Bahnhof von Stoodt nur mühsam die Selbstbeherrschung hatte, nicht auf die Knie zu fallen, wie Columbus in dem Film, als er sein vermeintliches Indien entdeckt hatte, im 14. oder 15. Jahrhundert, so genau wusste das heutzutage ja längst keiner mehr. Heutzutage weiß kaum jemand noch etwas. Heutzutage ist es wie in der Steinzeit nur mit Fahrzeugen und viel Technik. Das große Ganze versteht

keiner mehr. Wir staunen nur noch darüber, was wir einst einmal gehabt zu haben scheinen. Ich meine, überlegen Sie doch einmal: Ich benötigte hier in Stoodt nicht einmal ein Atemgerät!

Zugegeben, es war mir dann nicht leichtgefallen, mich zu beherrschen, als ich bemerkte, dass selbst hier der Bahnhof nur ein grauer Betonklotz war. Fast fühlte ich mich hintergangen, um einen Traum betrogen, aber dann trat ich durchs Bahnhoffoyer, wo sie einem die obligatorischen Sonnenbrillen gegen das gleißende Licht aushändigten, und trat hinaus in den Vorplatz. Und da war es dann an der Zeit, richtig zu staunen. Die Stoodt war ein Traum. Ein Wirklichkeit gewordenes Paradies. Ich trat hinaus in ein Meer aus Grün.

Nach der Fahrt in der mucksmäuschenstillen Schwebetram – „Eine Mischung aus Gondel, U-Bahn, S-Bahn und Sammeltaxi, also aus all dem, was die Stoodt immer schon wollte“, wie die Dame im Reisebüro geflötet hatte – stiegen wir am Ufer des Flusses aus, direkt hier vor dem Hotel. Da war ich bereits überzeugt davon, jeder Cent dieser Reise habe sich gelohnt. Und ich habe es ja bereits angedeutet, es waren Säcke voller Cents, die ich in dieses Abenteuer investiert hatte.

Von der Tram aus bewunderte ich durch die Brille die moosbedeckten Häuser, die Baumriesen am Straßenrand deren krumme Äste in alle möglichen und unmöglichen Richtungen deuteten. Und egal welcher Gasse man folgte, man konnte sich gar nicht satt sehen an all dem Grün.

Und die Vögel erst, überall saßen sie, in den buntesten Farben und zwischen ihnen schwirrten Schmetterlinge in einer Menge und Vielfalt, dass selbst das einstige Schmetterlingstal von Rhodos – davon habe ich einmal auf einem vergilbten Plakat an der Klotür eines Studentenlokals gelesen – bestenfalls nur ein Abklatsch sein konnte.

Vor den Lokalen saßen lachende Menschen an kleinen runden Tischen, tranken Wein und Aperol Spritz und ehrlich gesagt hatte ich auch noch nie so viele offensichtlich verliebte Paare durch die Straßen flanieren sehen.

Ich blickte meine Begleitung an, seufzte, und wandte mich wieder dem Schauspiel draußen vor dem Tramfenster zu.

Wir fuhren noch eine Weile, beobachteten die verschiedensten Arten von Drohnen – Lastendrohnen, Polizeidrohnen, Mediendrohnen, Postdrohnen – und



genossen die Ankunft in einem Ort, der genauso war, wie ich es mir erhofft hatte. Genau das Gegenteil von dem, was ich kannte. Das Gegenteil von *allem*.

Nachdem ich mich vom tiefen Ausschnitt der blonden Rezeptionistin – es war übrigens ein von dunklen Strähnen durchzogenes Blond, das auch durch dunkle Augenbrauen betont wurde unter denen junge, verheißungsvolle, helle Augen strahlten – jedenfalls, nachdem ich mich von diesem Anblick regelrecht *losgerissen* hatte, folgte ich dem Gepäckwagen, einem altertümlichen Modell, das noch tatsächlich von einem Pagen gezogen werden musste, ins Zimmer. Von dort starrte ich abermals minutenlang hinaus über die Dächer von Stoodt und versuchte zu erfassen, was ich sah. Es waren allesamt rote Altstadtächer, für die Stoodt einst ja auch weltberühmt gewesen war. Heutzutage hatte man wahrlich andere Sorgen – zumindest in den meisten Gegenden außerhalb der Mark.

Ich hörte nicht einmal mehr, wie der Page das Appartement verließ, starrte nur hinaus auf die City und traute meinen Augen nicht. Selbst auf diesen uralten Dächern wuchsen Gärten, was die Dachlandschaft aussehen ließ wie ein vor überbordender Naturfantasie sprießendes Gemälde. Die Leute saßen unter grünen Dächern aus dichten Zweigen und an Baumarten konnte ich alles ausmachen, was ein Laie so kennen konnte. Bäume mit Laub, Bäume mit großen Blättern. Mit Nadeln. Ich habe einmal gehört, dass die Leute früher sogar die exakten Baumarten auseinanderhalten konnten, aber gut, früher war die Welt auch noch unkompliziert, da konnte man sich allerhand Dinge merken.

Gerda Sengstbratl

# ICH SEHE AUS WIE DER SCHAH VON PERSIEN

Auf allen Stühlen und Bänken liegen kratzende jugoslawische Kelims. In der Mitte steht ein niedriger Tisch. Es ist 1971. Cäcilia und ihre Freundin Erni sitzen im Wohnzimmer gegenüber von Frau Doktor Dietrich, die die persische Geschichte erklärt, und beide schreiben mit. Jede Woche dreimal je eine Stunde. Das geht Monate so.

Später auf dem Super-8-Film sieht man beide die Gangway herunterkommen, als sie in Teheran das Flugzeug verlassen. Während der Filmvorführung spricht Cäcilia von der Wüste. Dass die Perserteppiche erfunden worden seien, damit die Bewohner der Wüsten Blumengärten hätten. Sie redet kreuz und quer, springt zwischen Orten, Personen, Jahrzehnten hin und her. Wenn man ihr zuhört, wird man nach einer Weile müde. Hammurabis Gesetzestafeln. Isfahan. Die 2500-Jahr-Feier. „Ich sehe aus wie der Schah von Persien“, sagt sie manchmal nach dem Friseurbesuch, wenn ihr die Augenbrauen zu dunkel getönt wurden.

Als Kind wird sie ‚Fratz‘ oder ‚Cilli‘ genannt. Später heißt sie ‚Cille‘, manchmal auch ‚Cill‘. Sie streckt als Kind ihr Knie aus dem Schlitz eines Dirndlkleides, lässt sich vom Dechant das Alte Testament erzählen und bekommt für das Abschaben der Erdklumpen von den Schuhsohlen an der Sprosse unter dem Tisch in der Gaststube von ihrer Mutter Ohrfeigen.

Als Jugendliche sonnt sie sich im Liegestuhl auf der Ladefläche des Lastwagens, den eine ihrer Schwestern lenkt. Sie sticht im Schlachthaus der Eltern Schweine ab. Sie stiehlt als Zimmermädchen Polsterhüllen aus dem Great Eastern Hotel in London, wo sie als Zimmermädchen arbeitet, um ihre Kleider vor Staub zu schützen, und geht im Dirndlkleid zur Krönung der britischen Königin.

Sie schlägt mit dem Schneebesen. Sie walkt mit dem Nudelwalker. Sie drückt auf den Spritzsack. Die Hände bewegen sich, Dampf steigt auf. Ich sehe ihre Füße. Sie stecken immer in weißen Baumwollgesundheitsschuhen, die sie mit

Kernseife und Bürste wäscht. Die Tischwäsche ist weiß mit steifen Falten. Die Leintücher und die Gästebettwäsche müssen nach dem Waschen, bevor sie aufgehängt werden, ausgeschüttelt werden. Ich stehe am Dachboden ihr gegenüber. Meine Hände reichen kaum von einer Ecke eines Überzugs oder Leintuchs zur zweiten. Die Polsterüberzüge und der Rest laufen durch die Bügelmaschine. Sie sitzt manchmal davor. Es surrt, wenn sie das Pedal betätigt.

Im Fernsehen spricht Monsieur George Creux und Mademoiselle Ulli Patek spricht nach. Frau Doktor Dietrich hilft ein wenig. Erni geht mit in den Kurs. Sie fahren einmal in der Woche zu Monsieur Pinass. Später unterrichtet der Dorf- arzt einmal die Woche im Wirtshaus. Sie ist die Beste. Sie muss die Beste sein. Sie überholt alle. So lange, bis niemand mehr mag.

Sie fährt nach dem Mittagsschlaf mit dem Fahrrad steil bergauf. Tritt und tritt gegen ihre schlechten Gefühle, bis sie von ihr tropfen.

Sie steht vor einem Steinhaufen mit Bartnelken und blauen Blütenkissen. Sie steht bei Strauchrosen. Sie bindet zu Allerheiligen Moos in ein Drahtgerüst in Form eines Korbes. Sie pflanzt Erdbeeren für die Kinder, mulcht mit Stroh, damit die Beeren weich fallen.

Mittwochnachmittags ist das Gasthaus geschlossen. Sie packt die Kinder – „Schaut Kinder, wie herrlich!“ Sie fährt die Kinder auf Ruinen und Burgen, Schlössern, Bechern, auf Skipisten, in kleine Städte, immer danach mit Ausflugsjause, Torte. Stammgäste gehören zur Familie und werden ins Auto gequetscht.

Immer läuft sie hin und her: Gaststube, Küche, Fleischbank, Kühlraum, Fleischerei, Dachboden, Waschküche, Gemischtwarenhandlung. Morgens steht sie immer vor dem Haus auf der Straße hinter dem Lastwagen mit offener Heckklappe. Sie wählt Gemüse und Obst aus. Sagt der Bierwagenfahrerin, wie viel Bier, Wein, Sodawasser. Den Vertretern der Gewürzfirma Wiberg sagt sie in der Küche, während sie mit Lebensmitteln hantiert, an: wie viel Majoran, wie viel Pfeffer, wie viel Maggi.

Wenn sie nach dem Fahrradtreten verschwitzt zurückkommt, wenn sie sich zum Bügeln ins Extrazimmer setzt und beim Bügeln den Rotz hochzieht und ihr Tränen runterlaufen und sie wieder hochzieht und nur unterbrochen wird von einzelnen Gästen, die auf einen kleinen Braunen kommen und schweigend in der Gaststube sitzen und rauchen, ist es drei Uhr nachmittags an einem Montag, Dienstag oder Donnerstag.

Sie bäckt Zimtkarten, Lebkuchen und Vanillekipferl. Tropfentorten und Cremeschnitten mit echtem Blätterteig, echtem Schlagobers und echter Vanille. Buchteln. Schlägt Weinchadeau auf über dem Wasserdampf.

Sie trägt Lippenstift und Mascara. Später verträgt sie nur noch Lippenstift, Sportkleidung und Nivea-Creme.

Sie schleift, lackiert und versiegelt Böden und Möbel.

Sie rodet Hecken und holzt Bäume ab. Ihre größte Angst, die mit den Jahren immer stärker wird, ist Überwucherung. In einem Schrank verwahrt sie Handwerkszeug. Sie zeichnet die Umrisse aller Geräte ab. Oft verschwinden Hammer, Schraubenzieher, Bohrer. Wenn nur sie alleine da wäre, würde alles immer sofort an seinen Platz zurückgebracht.

Später klebt sie tschechische Vokabeln an die Tür, die Schnalle, das Fenster, Stuhl, Kühlschrank, Tisch. Alle Tische sind immer mit Blumen in der Mitte geschmückt. Später züchtet sie Himbeeren, nachdem sie mehrere Jahre lang die ganze Umgebung abgeklappert hat und in den dornigen Hecken blutig gekratzt wurde. Im Garten die Plantage muss abgeerntet werden. Einkochte Säfte und Marmeladen. Marillen lässt sie aus der Wachau kommen. Pilzsaucen und Knödel. Jede Speise hat einen Namen. Muss einen Namen haben. Hess-Kochbuch. Gastgewerbeschule. Die Handtücher kratzen und saugen gut. Wer Schuhe mit Bleistiftabsätzen trägt, ist selbst schuld. Stehhosen und Sitzschuhe. Immer fand sie sich zu dick. Es gab Algensaft, „Brigitte“-Diät und die Abnehm-Gruppe. Sie nimmt ihr Leben lang ab (ca. 700 Kilo). Ihr Mann muss ihr bis heute Schokolade und Kekse in seinen Gewehrschrank sperren, damit sie nicht rankann, und abends zwingt sie ihn, dass er für sie den Schrank aufsperrt, und er sagt nie etwas dagegen.

Alles, was sie je kochte, schmeckte delikat. Ihre Hände tragen Narben von Schnitten. Die Kuppe eines der beiden Zeigefinger fehlt.

Später beklebt sie alle Möbelstücke mit Italienischvokabeln und liest Adesso.

Neben ihrem Bett liegen Stapel von Büchern. Ich hab nichts zu lesen, ich hab nichts anzuziehen, das sind ihre zwei Standardsätze.

Sie reist nach Bali, Israel und Indien. Nach Spanien, Mexiko, Usbekistan. Nach Marokko, Tunesien und Ägypten. Sie bereist die meisten europäischen Länder. Als Jugendliche arbeitet sie ein Jahr lang auf Guernsey als Zimmermädchen und anschließend in London.

Die 13-jährige Tochter schickt sie nach Südengland, die 18-jährige zur Lateinmatura-Nachhilfe. Ihre Kleider sind immer adrett. Praktisch. Die Frisur auch. Sie geht zur Fußpflege, Massage. Sie liebt Turnen. Immer. In den Siebzigerjahren Ilse Buck. Sie näht Faschingskostüme, versorgt zwanzig Pelargonien-Kästen am Haus. Sie strickt Norwegerjacken beim Fernsehen, bringt zwei Koffer indonesische Kleider für die Kinder. Sie nimmt ihre Teenager-Kinder zweimal pro Jahr zum Kleiderkauf mit in ein Geschäft. Sie suchen aus, was sie wollen, und Cäcilia bezahlt Berge von Gewand.

Sie sagte nie Nein. Jeder Satz wurde unterbrochen vom Tun, von einem Gast, von etwas Wichtigerem. Jede Handlung von einer dringenderen abgelöst.

Als alte Frau heilt sie ihren Mann vom Krebs mit einem Buch namens „Healing Cancer with Food“. Jede Gelegenheit nützt sie zum Unterrichten. Alle Kundschaften erhalten Cäcilias letzte Erkenntnisse zum rohen Fleisch im Plastiksack gratis dazu.

Sie versorgt drei Hunde und vier Katzen mit den Namen der Brontë-Familie – Margaret, Emily, ein Tier nach dem anderen. Englisch liebte sie immer schon. Sie hat drei Schwestern. Die jüngste starb 2009.

Die Großmutter ihrer Mutter hat dreizehn Kinder. Die Mutter der Mutter hat neun Kinder. Cäcilias Mutter hat vier Kinder. Sie selbst hat drei Kinder. Das Älteste war schizophran und starb 2013. Maler.

Sie wünscht sich immer einen Mann, der alles mit ihr macht. Den bekommt sie, als sie alt ist und in eine eigene Wohnung, weg vom Gasthaus, zieht. Sie machen alles zusammen. Seit 25 Jahren. Und sie streiten schon beim Frühstück. Der Mann verfrüht sich aus Prinzip, sie verspätet sich aus Gewohnheit. Er mag Fleisch, sie liebt Gemüse. Er mag alles von einem Teller, sie beginnt jede Mahlzeit puristisch mit Salat, danach Vegetarisches, und am Ende Vegetarisches. Niemals vermischt. Ihre Laden sind geordnet. Wenn sie die Treppe in den ersten Stock hochgeht, geht sie nie mit leeren Händen, und wenn sie hinuntergeht, auch nicht. Es gibt keine Handlung ohne eine andere. Es gibt keinen Gott, kein Gebet, kein Gesang, kein Gedicht. Nur die Liebe. Eine starke, große, mächtige, fürsorgliche Liebe ohne Reibung für die Natur, Blumen, das Wandern, Turnen und vielleicht ein paar Tiere, ein, zwei Menschen. Ehrgeizig, diszipliniert, fleißig. Leistung, Verantwortung, Durchhaltevermögen.

Sie hat mich zur Welt gebracht.

Johannes Wally

# STAFFELLAUF

Welche Perspektive würde mich am vorteilhaftesten zeigen?“ Es gab eine Zeit, da hätte sie Nils’ Antwort nicht oft genug hören können: dass ihr jede Perspektive schmeicheln würde und jedes Licht. Dass aber eine Frontalaufnahme ihrem ebenmäßigen Gesicht am ehesten gerecht werden könne.

Heute Nacht hört Bärbel Nils’ Stimme so deutlich wie vor fünfunddreißig Jahren, als sie diese Frage zum ersten Mal stellte und er sie zum ersten Mal fotografierte. Und sie presst die Lippen aneinander und starrt in die Dunkelheit, die in sich gemustert scheint – wie eine Collage aus unterschiedlich belichteten Nachtaufnahmen. Schließlich dreht sie sich auf die Seite, so heftig, dass die Couch quietscht.

Es dauert, bis sie einschläft.

Bald jedoch ist sie wieder wach. Sie tastet nach dem Schalter der Stehlampe, und schlagartig wird es hell. Sobald sie sich an das Licht der Sechzig-Watt-Birne gewöhnt hat, sieht sie auf den Wecker: kurz nach ein Uhr nachts. Sie setzt sich auf und wirft einen Blick ins Wohnzimmer. Da ist nichts Auffälliges. Wahrscheinlich hat sie ein Traum, den sie nicht mehr fassen kann, aufgeschreckt. Seit Nils’ Tod kommt das öfters vor. Sie hat die Hand bereits gehoben, um das Licht abzdrehen, da fällt ihr Blick auf das Bücherregal.

Das oberste Fach ist leer.

Das ist unmöglich, schon lange hat sie keines der Bücher herausgenommen. Bärbel spürt, wie ihr Puls beschleunigt, spürt das Pochen im Hals. Doch sie kann ihren Schauer bezwingen. Weder legt sie sich hin, noch zieht sie sich die Decke über den Kopf. Stattdessen steht sie auf und geht um die Couch herum. Tatsächlich. Der Lärm aufprallender Gegenstände hat sie geweckt. Denn am Boden liegen Bücher wie gekippte Dominosteine: Nils’ Gesamtausgabe der Werke Marx und Engels.

**A**ls wir studierten, lasen alle Marx oder konnten ihn zumindest zitieren.“ Bärbel schenkt Hanna Kaffee ein und setzt sich ihrer Nichte gegenüber. „Sobald sie Karriere machten, hörten sie wieder auf damit. Nur nicht Nils.“

Hanna nimmt sich einen Keks, kaut ausgiebig und schluckt ausgiebig: „Da war aber auch viel Show dabei.“

„Wieso? Eine gerechtere Gesellschaft war Nils ein ehrliches Anliegen.“

„In der Theorie vielleicht.“ Hanna greift nach ihrer Kaffeetasse und lehnt sich zurück: „Aber in der Umsetzung war er nicht so konsequent. Allein seine Freizeitgestaltung: Fotografieren war damals ein ziemlich teures Hobby. Außerdem: Marxisten sollten doch die Welt verändern, nicht fotografieren.“

Bärbel zuckt mit den Achseln, will trinken, trinkt jedoch nicht. Vor Jahren waren Hanna und Nils ein Herz und eine Seele gewesen. Doch dann kam es zum Bruch, wegen eines läppischen Streits, bei dem es vordergründig um Steuersätze ging. In Wahrheit, vermutet sie, ging es um etwas anderes: Hanna wollte Nils' Anerkennung, weil sie unabhängig denken und zu anderen Schlussfolgerungen kommen konnte als er. Mit dieser Art von Emanzipation kam Nils aber nicht zurecht.

Das weiß sie nach dreißig Jahren Ehe.

„Wie auch immer. Auf jeden Fall weiß ich nicht, was ich über den Vorfall letzte Nacht denken soll.“

„Du meinst die am Boden liegenden Bücher?“

Sie nickt.

„Ein Gespenst geht um in deinem Wohnzimmer“, flüstert Hanna, eine vor Angst zitternde Stimme imitierend.

Bärbel dreht den Kopf zur Seite, presst die Lippen aufeinander. Hannas Witz ist gelungen, aber sie kann darüber nicht lachen. Mit dem Tod ist es aus. Alles andere ist falscher Trost. Da kann man die Lippen so fest aneinanderpressen, wie man will. Doch der Wunsch, dass dies nicht so ist, ist so groß wie die Überzeugung, dass es so ist. Sie stellt die Tasse auf den Couchtisch und wendet sich wieder Hanna zu. Ihre Nichte greift nach ihrer Hand: „Entschuldige bitte, das war jetzt taktlos von mir.“

„Schon gut.“

„Die Bücher werden einfach aus dem Regal gefallen sein.“

„Natürlich.“

„Gib sie doch weg.“

„Was meinst du?“

„Bring sie doch in einen Antiquitätenladen oder sonst irgendwo hin. Dann bist du vielleicht ein bisschen freier.“

Bärbel nickte. Vielleicht hat Hanna Recht. Irgendwann muss man beginnen, abzuschließen. Plötzlich überkommt sie Panik: „Was soll ich dann in das Fach stellen, wenn die Bücher weg sind?“

„Bei IKEA findest du sicher etwas.“

**D**as ist nicht mehr aktuell.“ So die Direktorin der Schule, in der Nils dreißig Jahre unterrichtet hat, als Bärbel ihr die Gesamtausgabe anbietet. Seine Kameras hingegen nimmt sie gerne. Kameras, auch analoge, könne man für Schulprojekte immer gebrauchen. Die Bücher aber würden nur verstauben. Dass das schade wäre, sagt die Direktorin nicht.

Bärbel steigt in den Golf, mit dem sie und Nils noch vor einem halben Jahr nach Warschau gefahren sind, und startet. Der Dieselmotor stottert, bis sie etwas mehr Gas gibt und aus der Parklücke fährt. Im Einkaufszentrum ganz in der Nähe gibt es einen offenen Bücherschrank, gleich zwischen H&M und Interspar. Jeder kann sich Bücher nehmen, jeder kann dort Bücher hineinstellen. Dass sie alle Bände unterkriegt, ist zwar unwahrscheinlich. Doch im schlimmsten Fall wird sie die Bücher einfach neben dem Schrank stapeln.

Bärbel hat Glück.

Alle Bände haben im Schrank Platz. Sie muss sie zwar doppelreihig einfächern und die letzten vier Bände querlegen, aber sie muss kein Buch auf den Einkaufszentrumsboden stellen. Sie tritt einen Schritt zurück und bleibt mit gesenktem Kopf stehen, andächtig geradezu. Immerhin: Hier sind nicht einfach nur Bücher gestapelt und quergelegt, sondern ein Teil von Nils' Leben, ein Teil seiner Identität.

Schließlich greift sie nach dem Einkaufstrolley, in dem sie die Bücher transportiert hat, lässt den Griff aber wieder los und zieht ihr Handy aus der Manteltasche. Vielleicht blättert ja wirklich jemand durch eines der Bücher, bleibt an einer von Nils Unterstreichungen oder Anmerkungen hängen, und nimmt einen Band nach Hause. Das würde ihr gefallen. Das würde Nils gefallen: ein Staffellauf,



bei dem ein Buch von Leben zu Leben gereicht wird. Allerdings wäre dann die Gesamtausgabe nicht mehr vollständig. Und jetzt, wo sie noch vollständig ist, will sie das dokumentieren.

Doch die Handykamera ist der Aufgabe nicht gewachsen. Sie könnte entweder ein paar Bände so ins Bild bannen, dass die Titel lesbar sind, oder alle Bände. Dann aber könnten es irgendwelche Bücher sein und dann hat das Foto keinen Sinn. Mit einem Kopfschütteln steckt Bärbel das Handy wieder ein und geht in Richtung Interspar, um Brot und Käse für ihr Abendessen einzukaufen. Den Trolley zieht sie hinter sich her.

Leer scheint er nicht viel leichter zu sein als mit Büchern angefüllt.

**Karl Wimpler**

# **KEIN SPIEL**

**Als österreichischer Linker in den 1970er-Jahren**

## **Das Plumpsklo im globalen Dorf**

**D**en Koschplkübel gab es in den Siebzigerjahren nicht mehr. Kartoffelschalen und Essensreste aller Art waren darin gesammelt worden und alle paar Tage kam die Mitzi und holte ihn ab, zum Verfüttern an die zwei Schweine, die ihre Zieheltern neben ein paar Hühnern und Kaninchen hielten. Diese einige Häuser weiter lebenden Bekannten bewohnten inmitten einer Wiese eine Keusche, die es längst nicht mehr gibt. Inzwischen stehen dort durch Zäune und Hecken solide von der Umgebung abgeschirmte Einfamilienhäuser. Ich bin mir sicher, dass der Koschplkübel ohne jede Gegenleistung, aus nachbarlicher Solidarität, zur Verfügung gestellt wurde.

Das Plumpsklo war zu Beginn meiner Zeit im Gymnasium, zu dem damals alle „Mittelschule“ sagten, Geschichte. Bei uns zuhause gab es zwei solcher Toiletten, eine ebenerdig, genauso aus grobem, kaum gehobeltem Holz gefertigt wie jene, die es heute noch auf manchen wenig frequentierten Almen gibt. Sie befand sich unter einem hölzernen Vorbau gegenüber dem Eingang. Fast genau darüber, im ersten Teil jener altertümlichen Holzkonstruktion, zu der man auch Veranda sagte, obwohl das viel zu vornehm klang, befand sich das zweite. Beide waren zügig und im Winter eiskalt. Niemand wäre, vor allem in der kalten Jahreszeit, auf die Idee gekommen, es sich auf dem Klosett gemütlich zu machen, gar Zeitungen zu lesen, obwohl es sich an der Wand mit einem Nagel befestigt befand, das in DIN-A5-Größe zugeschnittene Zeitungspapier, das als Klopapier diente. Der 2006 verstorbene deutsche Lyriker Robert Gernhardt meinte einmal, eine der bedeutendsten Erfindungen der vorangegangenen Jahrzehnte sei gewesen, dass die Reisekoffer mit Rädern ausgestattet wurden. Für mich war der Ersatz des damals besonders groben und holzigen Zeitungspapiers durch vergleichsweise

weiches WC-Papier ein mindestens ebenso tiefer Einschnitt, der noch dazu täglich wirkte und nicht nur auf Reisen. Obwohl vor allem in der ersten Zeit dieser Umstellung mit dem angenehmeren Papier sehr sparsam umgegangen werden musste.

Der ebenerdige Abort diente nicht nur den Familienmitgliedern als Klosett, sondern auch den Lehrlingen und wenigen Gesellen der Schlosserei meines Vaters, auch Besuchern. Die Türe war von außen mit einem einfachen Haken zu verschließen, von innen rastete der Kabinenhaken, wie oftmals bis heute bei Fensterbalken üblich, in eine Öse ein. Eine besondere Gaudi war es manchmal für die Kinder, andere Kinder, aber auch Jugendliche oder Erwachsene von außen so einzusperren, dass sie es erst bemerkten, wenn sie den stillen Ort wieder verlassen wollten. Natürlich wurden die Opfer des Juxes rasch wieder freigelassen. Zur Schadenfreude reichten einige Sekunden.

Strafen gab es für solche Scherze üblicherweise nicht. Höchstens eine Ermahnung, wenn ein nicht sonderlich nahestehender Erwachsener damit geärgert wurde. Für vieles andere allerdings waren Strafen oder deren Androhung allgegenwärtig. Überhaupt scheint mir heute, dass das Strafen einen wesentlichen Teil dessen ausmachte, was als Erziehung galt. Und von klein auf verglichen die Kinder untereinander, was in ihren Familien als Bestrafung üblich, häufig oder besonders gefürchtet war. „Gestern hat mein Vater meinen kleinen Bruder zwei Stunden lang ins Klo gesperrt“, erzählte mir ein Volksschulfreund einmal. Und obwohl es sich dabei bereits um ein modernes WC handelte, war ich froh, dass es eine solche Demütigung bei uns zuhause nicht gab. Ob ich aber dazusagte, dass bei uns stattdessen der finstere Keller des Hauses als kurzzeitiges Gefängnis diente, weiß ich nicht mehr. Kellerstrafen gab es aber selten. Auch körperliche Gewalt nicht häufig, mit der Rute auf den Hintern zum Beispiel. Ein paar Mal reichte, um als ständige Drohung zu dienen. Und ich kann mir auch im Rückblick nicht vorstellen, dass es ein einziges Kind meines Volksschuljahrgangs gab, das keine körperlichen oder psychischen Züchtigungen erdulden musste.

Daher erinnere ich mich auch an die Angst, die im Alltag nicht wegzudenken war. Kinder wurden „zurechtgewiesen“, hatten zu „gehören“, mussten „sich benehmen“, dazu gehörte bei Buben „der Diener“ und bei Mädchen „der Knicks“. Diese hatten ihre Haare am besten zu „ordentlichen Zöpfen“ geflochten, während

jene auf „einen artig gekämmten Scheitel“ zu achten hatten. Außer sie hatten eine „Stoppelfrisur“. „Gib die Hände aus den Hosentaschen!“, „Beim Essen spricht man nicht!“ Dergleichen Anweisungen waren das Übliche. Eine besondere Angst entwickelte ich darüber hinaus gegenüber dem melodios schönen, teilweise auch textlich poetischen Einschlaflied „Guten Abend, gute Nacht“, das mit den Zeilen endet: „Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.“ – Und wenn Gott nicht will, fragte ich mich, getraute mich aber lange nicht, darüber zu reden. Wie überhaupt Schulen und Religion ohne Angst ebenfalls nicht auskamen. So waren „Sünden“ damals noch etwas Handgreifliches, bedroht mit konkreten Strafen, im schlimmsten Fall mit Höllenqualen oder wenigstens Fegefeuer. Wobei tatsächliche als „Sünden“ bezeichnete Taten oder Gedanken weniger gebeichtet wurden als erfundene. Statt fremden Menschen Geheimnisse anzuvertrauen, dachte auch ich mir lieber banale religiöse „Fehltritte“ aus. Eine Verbindung zu jener Hölle, die bei dem mit Kreide auf den Asphalt gezeichneten oder in den Erdboden eingeritzten Feldern gerne gespielten Hüpfwettbewerb gemieden werden sollte, gab es nicht. Hier war die „Hölle“ lediglich eine Metapher wie der „Himmel“, und Angst kein Thema. So wie sich auch beim Spiel „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?“ niemand tatsächlich fürchtete und erst recht nicht vor einem Schwarzafrikaner, wie neuerdings von manchen gemutmaßt wird, die ihre politisch korrekte Gegenwart über eine ihnen unbekanntere Vergangenheit zu stützen versuchen. Und ob ich jemals beim Spiel „Schneider, leih mir d’ Scher“ an einen Schneider gedacht habe, bezweifle ich. Oder glaubte im Ernst jemand beim Völkerballspielen an Geister, nur weil ein wichtiger Spieler jeder Mannschaft „Geist“ genannt wurde?

Ich vermute allerdings, dass der Vorstellungskraft der Kinder breiterer Raum gegeben war, weil die Welt ungleich weniger als heute durch eine mediale Bilderflut dominiert war. Musik wurde entweder selbst gemacht oder kam aus dem Radio. So sangen wir Kinder dann beim Schlager „Marina“ statt der Zeile „Ti voglio al più presto sposar“: „Sie woscht si mit Presto die Fiaß“ – weil damals gerade ein Handwaschmittel dieses Namens nicht nur stark beworben wurde, sondern sich in fast allen Haushalten fand, die ich kannte, jedenfalls auch in unserem. Und „Weltnachrichten“ hörten die Eltern – meistens während des Essens – aus dem Radio, das in der elterlichen Küche das Kruzifix im Herrgottswinkel ersetzt hatte.

Wenn ich monatelang, vielleicht jahrelang von „Ben Bella“ oder der „OAS“ hörte, war es völlig nebensächlich, dass es sich dabei um ein Land namens Algerien handelte, das gegen die Kolonialmacht Frankreich um seine Unabhängigkeit kämpfte, sondern beflügelte vor allem die Lautmalerei meine Phantasie. Erst recht bei einer Bewegung, die „Mau-Mau“ genannt wurde, von der ich erst lange danach erfuhr, dass es sich um eine antikoloniale Befreiungsbewegung Kenias gehandelt hatte, die von Großbritannien niedergeschlagen worden war. Oder wenn die Namen Lumumba und Kasavubu fielen, von denen damals im Radio häufig die Rede war und die, so hat es sich mir eingeprägt, bei manchen Kinderspielen abwandende Verwendung fanden. Viele Jahre später erst erinnerte ich mich wieder an jene einprägsamen Wortklänge, als Nachweise hörbar wurden, wonach der erste gewählte Ministerpräsident des Kongo, Patrice Lumumba, durch eine CIA-Operation gestürzt und bestialisch ermordet worden war. Nachdem US-Präsident Eisenhower erklärt hatte: „Wir müssen den loswerden!“ Das war im Jahr 1960 und ich war sieben Jahre alt.

Die allgegenwärtige Angst wurde allerdings seltsamerweise nicht mit dem aus heutiger Sicht erst wenige Jahre zurückliegenden Weltkrieg in Verbindung gebracht. Zwar war dieser noch präsent, auch im Radio, wenn etwa die Suchmeldungen des Roten Kreuzes nach Vermissten verlesen wurden. Oder sichtbar beispielsweise in Gestalt der unübersehbaren „Kriegskrüppel“ und hörbar beim Gerede der Erwachsenen. Aber deren Welt erschien als eine weit entfernte Fremde, der Einarmige mit der verbliebenen verstümmelten Hand, der Einbeinige mit den Krücken oder der Trafikant mit der Prothese als Exoten aus einer Zeit, die mit dem Jetzt meiner Welt nichts unmittelbar zu tun hatte. Erst viel später bemerkte ich, aus wie viel Kriegerischem diese meine Welt bestand. „Tapfer“ zu sein war erste Bubenpflicht und ständiges Erziehungsziel, „weibisch“ ein verächtliches Verhalten. „Verweiblichung“ galt bei Buben und Burschen als gefährliche Entgleisung. Dass der Männlichkeitskult und das Heldentum just in den damals von den meisten Älteren verachteten „Schundheftln“ eine bedeutende Rolle spielten, bemerkten diese nicht, weil sie auf die Ablehnung alles mit der „Siegermacht Amerika“ in Verbindung Gebrachten konditioniert waren. Comics galten generell als „amerikanisch“, auch wenn sie in Westdeutschland produziert wurden, wobei ich mich insbesondere an „Sigurd“, „Akim“ und „Tibor“ erinnere. Sie wurden

wegen einer angeblichen „Verhunzung“ der Sprache verabscheut. Der gebügelte Faltenrock meiner Schulfreundin bei der Weihnachtsfeier des Turnvereins wurde ebenso als „schön“ bezeichnet wie meine einzige Hose mit Bügelfalte, während über amerikanische Blue Jeans gelästert wurde, die in den Kniekehlen eine unansehnliche „Ziehharmonika“ bildeten. Von den verachtenswerten „Nieten“ an diesen Hosen gar nicht zu reden. Unmöglich, wenn auch vielleicht nicht verboten, wäre es gewesen, mit solcher Bekleidung beispielsweise zur jährlichen „Heldenehrung“ rund um Allerheiligen am nächtlichen Marsch zum Kriegerdenkmal – im Gleichschritt mit den ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht – teilzunehmen. In der nebelfeuchten Novemberfinsternis sah ich unter dem Schein der Fackeln nur finstere Gesichter über dunklen Mänteln und bei den Männern nahezu ausschließlich die Hosenbeine von uniformen Steireranzügen.

Im Nachhinein bringe ich auch den vielfach sichtbaren Alkoholismus vieler Männer mit dem zurückliegenden Krieg in Verbindung, nicht nur bei dem nachts die Stiege fluchend hinaufstolpernden Untermieter im ersten Stock, dessen Frau dann tags darauf von den anderen Bewohnern häufig nur mit Blicken bedauert wurde. Angst vor der Aggressivität betrunkenener Männer gehörte für viele Kinder zum Alltag. Mag sein, dass es dies auch vor dem Krieg bereits in vergleichbarer Weise gab. Und möglicherweise hat sich der Alkoholismus heute mehr in den privaten Bereich zurückgezogen. Zumindest weist das damals geltende Alkoholverbot an Wahlsonntagen darauf hin, dass er im öffentlichen Leben ein Problem darstellte. Jedenfalls schrieb ich zu Beginn der vierten Klasse im Jahr 1962 gemäß dem Diktat der Lehrerin in mein Schreibheft: *Durch den Trunk zerrinnt, was die Arbeit gewinnt. Und: Hüte dich vor dem ersten Glas! / In einem Glas steckt das Faß / und darin Elend ohne Unterlaß.* Und da in der Region aus klimatischen Gründen keinerlei Weinbau betrieben wurde, galt hier auch als „Sprichwort“: *Im Wein ist Wahrheit, sagt der Tor. Der Weise zieht das Wasser vor.* Schließlich reimten die Asketen, die meistens Asketinnen waren, auch noch: *Wasserkrug macht alt und klug.* Dazu passte auch das unablässig, faktisch vom Säuglingsalter an gepredigte *Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!*, das wohl nicht zuletzt auch dazu diente, den Sparkassen und Banken jene Mittel verschaffen zu helfen, mit denen dann zusätzlich Kredite an Unternehmen vergeben werden konnten: „Wiederaufbau!“, „Wirtschaftswunder!“, „Wohlstandsgesellschaft!“ – Heute haben sich die Spar-

appelle an den einzelnen Menschen verflüchtigt und richten sich nahezu ausschließlich an den Staat, der gefälligst bei den Sozialausgaben „einsparen“ soll.

Angst vor Not, also vor Hunger, Winterkälte ohne Kohle zum Heizen, Mangel an warmer Kleidung und entsprechendem Schuhwerk und Ähnlichem, war vielen Erwachsenen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren gegenwärtig. Und materielle Not war keine verborgene Seltenheit. Kinder hingegen mochten arm sein, aber Angst spielte dabei kaum eine Rolle. Außer wenn sie eigene Armut zu verbergen suchen mussten. Vor einigen Jahren traf meine Schwester auf einer Almhütte einen meiner ehemaligen Volksschulkollegen, der bald nach der Volksschulzeit mit seinen Eltern weggezogen war. Ich hatte ihn immer mir sozial und finanziell überlegen gesehen. Und nun erzählte er, dass seine Eltern damals nur auf das Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit bedacht waren, während ihm in der ärmlichen elterlichen Wohnung kein eigenes Bett zur Verfügung stand. Weiter verbreitet dürften hingegen Ängste vor und in der Finsternis gewesen sein. Straßenbeleuchtungen gab es nur an wenigen Stellen und andere Lichtquellen im öffentlichen Raum waren Mangelware. Und eine heute oft ersehnte Stille konnte als unheimlich erscheinen.

Mein Beobachten all dieser Umstände war arglos und das Blickfeld eingeschränkt, nicht nur, weil ich ein Kind oder Jugendlicher war, sondern auch, weil das Dorf, in dem ich aufwuchs, auf vieles eine beschränkte Perspektive bot. „Dorf“ ist natürlich offiziell falsch. Der Markt wurde bereits vor meiner Geburt zur Stadt erhoben und fungiert bis heute als Bezirksstadt. Aber ein Ort mit fünftausend Einwohnern, das wurde mir bald klarer, als ich andere Länder sah, ist natürlich ein Dorf – nicht uncharakteristisch für unser großteils in den Alpen gelegenes Land. In der Volksschule habe ich gelernt, es habe fünftausendvierhundertzweiunddreißig Einwohner. Erst viel später erfuhr ich, dass es noch gut zwei Jahrzehnte davor, vor dem Krieg, nur halb so viele waren. Der Bevölkerungsexplosion innerhalb weniger Jahre durch die Ansiedlung des Rüstungsbetriebes war die Bebauung des Ortes nicht gewachsen, und dies prägt sein Erscheinungsbild bis heute.

*Aus einem diesen Herbst bei Promedia, Wien, erscheinenden Buch.*

# Waltraud Zechmeister

## AUGUSTIN

backofenfrisch  
auf den Tisch  
bakterienfrittiert  
glasiert und beschmiert  
masken.loss gehenkt  
niemandem was geschenkt  
kreuzfidel und munter  
a echter weana geht ned unter

## CORONA BLUES

Die Sorglosigkeit ist dir abhandengekommen  
unter all den Masken, Elefanten, Kühen und Kontrollen

Denn wer sorglos ist,  
wird bestraft.

Spontan die Freunde zu umarmen,  
Körperkontakt und Wärme zu spüren,  
das war gestern.

Für dich oft schon zu viel Nähe,  
Rückzug war vonnöten – damals.



Distanz ist jetzt verordnet,  
du aber sehnst dich nach überfüllten  
Einkaufszentren und Kaffeehäusern.

Vor allem Kaffeehäusern,  
diesen Hochburgen des  
Geborgenseins unter Fremden.

Die Freunde sind ausgesperrt,  
Körperkontakt und Nähe  
außerhalb der Wohngemeinschaft verboten.

Zurückgeworfen auf dich selbst,  
sehnst du dich nach der  
spontanen Sorglosigkeit der Vorcoronazeit.

## **DIE WIRTSCHAFT**

Die Wirtschaft  
leidet am Frieden  
und gebiert sich  
den Krieg.

# IN MEMORIAM

Edith Haider (1931–2020)

## FÜNF GEDICHTE

Vorlage: undatierte, von der Autorin einzeln signierte Typoskript-Durchschläge im Archiv des ÖSV.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Frau Angelika Makridis.

### WUNSCHZETTEL

Schenkt mir  
den Rodelberg,  
auf dem ich  
Amundsen war  
auf dem Südpol.  
Schenkt mir  
den Kachelherd,  
die nassen Strümpfe  
zu trocknen.

Schenkt mir  
die zärtliche Hand,  
meine frierenden Füße  
zu wärmen.

Schenkt mir,  
schenkt mir,  
ach, schenkt ...

## ICH MÖCHTE IHN ZÄHMEN ...

Ich möchte ihn zähmen,  
den Tod,  
ihn zähmen,  
der alle zähmt.

Wie aber kann ich ihn fangen  
und zureiten  
wie einen Hengst,  
ihn, der alle  
mit seinem Lasso fängt?

So muß ich m i c h zähmen  
zuerst,  
in meinem Daseinsdrang,  
geringer achten,  
was unverzichtbar erscheint.

Dann aber werf' ich ihm nach,  
was er mir nehmen will,  
schenk' ihm mein Herz  
in silbernem Opferkelch  
und vergälle die Freude ihm  
an seinem Raub.

So kann ich ihn zähmen –  
vielleicht – den Tod,  
wie jedoch  
zähm ich mich selbst? – – –

## FEUERZEICHEN

Im tanzenden Licht  
der Kamille  
lodern  
die Fackeln des Mohns.

Der Wind  
trägt den Funken  
herüber  
ins dürre, dürstende  
Herz.

Wessen  
nur ist jenes Glüh'n,  
das auffacht  
zu Jubel und Weh?

Glücklich,  
wer ohne Frage  
hinnimmt,  
was ihn bewegt.

Ich kann  
die Gedanken  
nicht wenden:  
ich möchte  
die Zeichen versteh'n. – – –

## SOMMER

Träge  
zersägen die Fliegen  
den schläfrigen  
Nachmittag.

Träge auch  
gurren die Tauben  
im Schatten  
des Dachgebälks.

Auf schrägem  
Lichtseil  
flimmert  
versilberter Staub.

Leise  
löst sich ein Blatt  
vom morgens gepflückten  
Klatschmohn.

Schweig still,  
dann hörst du es  
fallen – – –

## SO GEH ...

„Ich gehe zu ihm“,  
sagst du,  
zu ihm,  
der dir  
im Blut sitzt.  
Und du  
siehst mich an  
mit deinem  
Undwenndu dich auf-  
denKopfstellst-  
Blick,  
an dem meine  
Prophezeiungen  
abprallen  
wie an  
kugelsicherem  
Glas.

So geh, Kind,  
und zahle  
auch du  
den Preis,  
der seinen Index  
hält,  
seit tausenden  
von Geschlechtern. – – –

**Dorothea Nürnberg (1964–2022)**

# **LIEBE AUF REISEN (2017)**

**W**enn die Liebe auf Reisen geht, dann tanzt der Kosmos Walzer, schwirren Hummeln im Freudenflug, lächeln Stechpalmen in Pastell.

Wenn die Liebe auf Reisen geht, immer seltener, denn sie wird langsam müde, dann weckt sie die bewussten Wesen dieses Planeten mit ihrem hauchzarten Himmelskuss aus ihrer Agonie, ihrer Dumpfheit, ihrem Herzschlaf. Vorwiegend die menschlichen Bewusstseinsträger, neigen diese doch in besonderem Maß zu Herzverhärtung und Lieblosigkeit.

Reisen, besonders auf unserem ins All gestreuten Planeten, bedeutet für die Liebe zunehmend Beschwerlichkeit, Kummer, Qual. Wohnt sie doch verborgen im Herzen der Lebewesen, der Natur, des Seins. Wird sie doch tagtäglich millionenfach verletzt in misshandelten Tieren, gequälter Natur, gefolterten, missbrauchten Menschen.

Im innersten Herzzentrum der Wesen verborgen, wird die Liebe zumeist vergessen. Aus lichten hochfrequenten Welten blickt sie auf das liebeferne Treiben der Menschen auf diesem Planeten und kann sich immer seltener dazu entschließen, sich auf die Reise nach unten, mitten hinein ins Überleben auf diesem verschmutzten, verseuchten Planeten zu begeben.

Erstickungsanfälle drohen ihr in Peking oder Mexico City, höchste Verletzungsgefahr in den wenigen verbliebenen Regenwäldern dieser Erde, Herzrhythmusstörungen in Massentierhaltungsfarmen, vollkommene Auslöschung in Guantánamo oder Aleppo.

Liebe auf Reisen. Früher schwirrte sie auf ihren Ausflügen auf die Erde mit Vorliebe auch durch die Köpfe der Dichter, webte sie zarte Schleier und unvergängliches Feuer in die Herzen der Troubadoure.

Damals konnte sie Erdbewohner noch öfter verzücken mit ihrer alldurchdringenden Himmelsmacht.

Wenn die Liebe heute auf Reisen geht, muss sie sich mit Gasmasken und kugelsicheren Westen ausstatten, ihre zarten Herzflügel bandagieren, um den heftigen Angriffen, die ihrer auf der Erde harren, standhalten zu können.

Doch die Liebe, die hält ja alles aus.

Dennoch, das Ausmaß an Liebefeindlichkeit, das die menschlichen Erdbewohner ergriffen hat und die nichtmenschlichen Erdbewohner scharenweise dahintrifft, zumeist grausam und brutal, auch die menschlichen Erdbewohner, immer wieder, immer öfter, immer grausamer dahintrifft, legt der uralten ewigen unzerstörbaren Himmelsmacht gewaltige Bürden auf.

Sie, Trägerin des Seins, Allmacht, an wen soll sie sich wenden, wo Hilfe suchen?

Wer kann die Wunden heilen, die die menschlichen Erdbewohner ins Herz der Liebe schlagen? Auch ihre Grenzenlosigkeit schützt sie nicht vor Verletzung und Schmerz.

Auf Kur, in höheren Gefilden, Rückzug nach Hause, in ihr Inneres, heimlich himmlisch, wo die Liebe zu Hause ist. Nie wieder reisen. Doch die Liebe muss, es bleibt ihr nichts übrig, da unten, unter den Rauchschwaden der brennenden Regenwälder, unter den Smogschichten der Millionenmollochstädte, laufen, leiden, leben, sterben Milliarden Wesen, denen sie innewohnt, ob sie will oder nicht. Innewohnt, in jedem Bewusstseinträger. Ein unvorstellbar schweres Schicksal. Wer hat sich diese für die Liebe so unerträglich mühsame Erweiterung ihrer selbst bloß ausgedacht? Sie selbst womöglich, wollte sie sich in ihrer Liebessucht liebend erweitern, immer mehr Liebe und noch mehr Liebe und nie genug Liebe?

Ja, einfach nie genug Liebe auf der Erde, und sie wird immer weniger, täglich leidet die Liebe durch jene unsägliche Erweiterung ihrer selbst Höllenqualen fernab der Herzen der Menschen. Auch in ihrer hochfrequenten lichten Liebesheimstatt kann sie sich durch diese Vernetzung nicht mehr ihrer Liebesnatur erfreuen. Stets zieht und zerrt die liebesferne Erde mit ihren Milliarden menschlichen Lebewesen und Billiarden nichtmenschlichen Lebewesen an ihr.

Menschen, sie morden, foltern, zerstören, vernichten, verschmutzen, verletzen, täuschen, betrügen, belügen, hassen, verpesten, zersetzen.

Setzen die Liebe unter Wasser, ertränken sie in Erdöl, fangen sie in Treibnetzen, zerfetzen sie in Konzentrationslagern.

Die Liebe, geschunden, gemartert, gefoltert, erdrosselt – überlebt. Sie hält ja alles aus.

Doch die Lust am Reisen erdwärts ist ihr vergangen.

Zaghaft blickt sie hinunter auf den kleinen graublauen Planeten, vermehrt dürrebraun, die nächste Reise steht an. Unverrückbar, nicht stornierbar, unvermeidlich.

Dem Wahnsinn nahe Politiker haben soeben beschlossen, dem Weltklima den Gar auszumachen. Klimaabkommen aufgehoben, Regenwälder abgeholzt und unter Staudamm-Wasser gesetzt, Tiere ausgerottet, Luft verschmutzt, Nahrung verseucht.

Verzagt blickt sie hinunter auf den kleinen Planeten, Ungehorsam wird ihr nicht zugestanden. Sie muss ja alles ertragen, das hat man ihr, hat sie sich selbst so zgedacht.

Unter ihr: Satelliten, Raumstationen, Kampfflugzeuge.

Sie muss da runter. Es bleibt ihr nichts übrig. Sie hat die Reise zu oft verschoben. Die himmlischen Liebeerweiterungen ihrer selbst reden ihr gut zu, die Reise nun endlich anzutreten. Da unten, auf der Erde, brennt's!

Wenn sie den Weg nach unten antritt, dann erhöht sie die Liebeschwingung in den Herzen der Bewusstseinträger des Planeten, Liebeerweiterungen ihrer selbst. So der Plan. Die Bestimmung. Sie kann es selbst kaum glauben. Die Misserfolge ihrer letzten Reisen nahmen ihr zunehmend den Mut. Ohne ihre Ausflüge auf die Erde, meinen die insistierenden Erweiterungen in den höheren Liebereichen, ginge es da unten noch viel schrecklicher zu.

Es geht um das Überleben des Planeten und seiner liebevergessenen Bewohner.

Wenn sie erstmals da unten angekommen ist, das Ozonloch passiert und die Smogschichten durchdrungen hat, soll sie sich ein genaues Bild machen vom Zustand der Liebe in den Herzen der Erdbewohner. Wenngleich sie die Diagnose bereits kennt: Liebesmangel, an Selbsterstörung grenzende Liebesverweigerung. Daher hat sie sich auf Erden wieder in Erinnerung zu rufen, sich in den Herzen der wenigen noch verbliebenen Liebenden trostreich bemerkbar zu machen mit den ihr eigenen, unvergleichlichen Eigenschaften: Glückseligkeit, Herzöffnung, bedingungslose Hingabe, grenzenlose Liebe zu allen und allem. Auf die Reise in die Herzen der Liebenden, auf dass ihre Liebe fort dauere, nicht nach

ein paar Wochen, Monaten wieder versinkt in Gleichgültigkeit, Überdruß oder Abenteuerdurst.

Besondere Hinwendung soll sie auf jener Reise wie immer den Pflanzen und Tieren des Planeten schenken, sie überschütten mit ihrer grenzenlosen Zärtlichkeit, die leidenden, gequälten Wesen. Zu ihnen hat die Liebe ein besonders inniges Verhältnis. Sie bedürfen des Trostes, der Hilfe, der Rettung, hoffnungslos ausgeliefert dem wahnsinnigen Treiben, der Ausbeutung und Quälerei durch den Menschen.

Auf ihrer letzten Reise, die Liebe kann sich noch gut erinnern, stand sie knapp vor dem psychischen Zusammenbruch. So viel Leid, so viel Schmerz, so viel Kummer hatte die Erde überzogen, dass sie jenen dunklen Frequenzen kaum mehr standzuhalten vermochte. Die Hochfrequente. Ins Meer stürzen, vergessen, und sei es nur für kurze Zeit, sich treiben lassen, in den Himmel träumen – doch kaum hatte sich die Liebe den Wellen anvertraut auf der Suche nach ein wenig Trost, war sie in ein Schleppnetz geraten, gemeinsam mit verendenden Fischen und Plastikmüll eine Zeitlang durch ölverseuchtes Meer getrieben. Unter ihr Atommüll.

Ein paar Fische konnte sie retten, das Netz zerbarst schließlich, doch die Liebe selbst war nach jenem unerträglichen Meeresausflug dem Selbstmord nahe – nein, derartige Gedanken dürfen der Liebe nicht kommen, aber auf der Erde, also auf der Erde wird auch die Liebe ihrer selbst entfremdet durch die dort herrschenden Missverhältnisse.

Ausflüge in Wälder übernimmt sie schon lange nicht mehr, sie kann den Lärm der Motorsägen nicht ertragen, auch die sterbenden, kranken Bäume in den kühleren Bereichen des Planeten verursachen wieder diese unerträglichen Herzrhythmusstörungen. Kurz hatte sie auf einer ihrer letzten Reisen Zuflucht in der Wüste gesucht, fernab der Menschen, nur ein paar Disteln und Kakteen, niemand rückte ihr zu Leibe, sie musste sich von den Schrecken, denen sie in den Städten begegnet war, erholen. Kleine Käfer krabbelten auf ihren Händen und in der Nacht küsste sie die Sterne. Doch dann musste sie weiter, rasch, die Wogen des Sandes erinnerten sie an das Meer, sanfte Dünen. Auch Sandrosen.

Am Golf angekommen, drohte sie zu kollabieren, in Saudi-Arabien bekam sie – zum wiederholten Mal – eine Erdölvergiftung, nach Nordamerika traut sie sich



seit der Angelobung des neuen Präsidenten nur noch aus der Luft, mindestens 4000 Meter über der Erdoberfläche. Diese Distanz reduziert die Wirkung ihrer Liebestrahlung nur in verschwindend geringem Maß. Notfalls kommt sie auch ein wenig näher, bis auf 2800 Meter Entfernung.

In den höher frequenten Bereichen zürnte man ihr ob jener mäßig erfolgreichen Reise. Daher muss sie jetzt schon wieder hinunter. Auf die Erde. Vorrangige Reiseziele Syrien, Russland, USA, Afrika. Auch ein Abstecher in die Türkei wurde ihr nahegelegt.

Die Liebe bettet ihr Herz an einem sanften Wasserlauf – Grillen zirpen, Vögel singen, Bienen summen – und weint. Die Erde bricht ihr früher oder später das Herz. Vielleicht erträgt, erhofft sie doch nicht alles. Vielleicht hat man sich, hat sie sich geirrt. Wenn ihr Herz bricht, dann brechen auch die Herzen jener Lieberweiterungen, die sie in verschwindend geringem Ausmaß noch bewohnt.

Sie hat keine Wahl, sie muss es versuchen. Wenn die Liebe künftige Reisen auf die Erde verweigert, dann gehen die letzten noch vorhandenen Liebereserven in den Herzen der Menschen verloren. Tiere, Bäume, Meere, Flüsse suchen das Weite, sterben, kehren in den Himmel zurück – sie sind nicht unbegrenzt belastbar. Menschen vernichten sich gegenseitig, weiten ihr Treiben auf den Mars aus. Das Sonnensystem ist bedroht.

Sie muss sie wieder auf sich nehmen, die Reise nach unten. Ab und an eine Zufluchtsstätte in den Herzen einiger Liebender, ab und an ein Liebesgedicht. Zumeist ohne Reim. Die Dichter, sie wollen auch nur noch selten etwas von ihr wissen. Ab und an predigt man in Kirchen und Tempeln von ihr und verrät sie doch gleich wieder. Kinderherzen, da findet sie Heimstatt, bei manchen Müttern, auch Vätern. Zärtlich Liebende, innig leidenschaftlich Liebende, ab und an. Wahrhaft Liebende. Einander Liebende, auch Andersdenkende Liebende, aktiv Liebende, solidarisch Liebende, weltumfassend Liebende, engagiert Liebende. Die Liebe Liebende, sich selbst und andere und alle Liebende, Naturliebende, Wahrheit Liebende. Kampfbereite Liebende, Gerechtigkeit Liebende. Liebende – liebeverliebt. Ja, es gibt sie, natürlich, sonst wäre der Planet und mit ihm die himmlische Liebe längst untergegangen.

Sie wird sie in ihrem Herzhauch baden, bis sie vor Glückseligkeit tanzen.

Dennoch, auf dieser ihr nun bevorstehenden Reise sendet man sie vorrangig

zu den Liebefernen, und die gibt es im Übermaß, Unmaß, überall. Vorwiegend an den Schaltstellen der Welt. In die oberen Etagen der Banken und Konzerne soll sie reisen, nie hätte sie gedacht, dass sie, die Allumfassende, so leiden würde.

Die Liebe schluchzt herzzerreißend, Vögel setzen sich auf ihre Hände, ein Reh berührt mit seinem Schnäuzchen ihren Arm, ein kleiner Löwe kuschelt sich an ihr Herz. Die Liebe besinnt sich, denkt an die Tiere, die Vögel und Wälder, Delfine und Meere. An Guantánamo und Aleppo – und reißt sich am Riemen, Regenbogen leuchtet erdwärts.

Ihre Reisebegleitung – weniger zimperliche Liebeerweiterungen ihrer selbst – hat die Koffer bereits gepackt: Herzzauber, Feuerrosen, Sternschnuppen, Liebeshonig, Herzbalsam, Sanftmut, Zärtlichkeit, Hingabe, grenzenlos.

Ein kurzes Gleiten, ein letzter Blick nach oben, Venus und Jupiter winken zum Abschied.

Die Reisegruppe quert Milchstraßen und Sonnensysteme, Spiralneben und Rote Zwerg, gleitet tiefer, streift Raumsonden und Müll, weit verbreitet im All. Unter ihnen schließlich das vertraute Grau der verschmutzten Atmosphäre. Ein tiefer Atemzug, Schaudern durchzuckt ihre Herzen.

Gelandet.

Die Reise beginnt.

# REZENSIONEN

**Susanne Ayoub**

## **PODIUM PORTRÄT 118**

**Podium, Wien 2021, 64 Seiten**

**ISBN 978-3-902886-67-5**

Band 118 der Podium-Porträt-Reihe ist der Autorin und Filmemacherin Susanne Ayoub gewidmet. Die Aufmachung der kleinen, feinen Büchlein ist seit vielen Jahren unverändert; Gestaltung, sorgfältiger Buchsatz, ein Autorenfoto sowie das einführende Geleitwort zeugen von gewohnt hoher Qualität. Die Einführung stammt diesmal von Geoffrey C. Howes, seines Zeichens emeritierter Universitätsprofessor für deutsche Sprache und Literatur in Ohio. Kurzbiografien und bibliografische Angaben von Ayoub und Howes sind selbstverständlich enthalten.

Bei jedem Buch der Porträt-Reihe empfehle ich, es mit dem Vorwort zu beginnen. Dessen Gedankentiefe und Ausführlichkeit, bei Howes immerhin acht (von insgesamt nur vierundsechzig) Buchseiten, führen nicht nur in die Bücher der besprochenen Autorin oder des Autors ein, sondern bieten auch jenen Lesenden, die mit dem Werk bereits vertraut sind, stets Neues, bislang unbekannte Details und Wissenswertes.

Die Themen von Susanne Ayoub's Lyrik sind durchaus gestreut, doch dreht sich vieles um den Themenkreis Zweistromland und Irak. Ayoub, Tochter eines irakischen Vaters, verbrachte die ersten Lebensjahre in Bagdad, und diese Wurzel lässt sie nicht los, auch wenn sie ihr gesamtes übriges Leben in Österreich verbrachte. Das ist gut so, denn es beschert uns ein reichhaltiges lyrisches Panoptikum, in dem die Autorin sich einerseits mit altmesopotamischen Mythen auseinandersetzt und andererseits die bewegte und leider auch von Kriegen geplagte Realität des modernen Irak anspricht und aufzeigt. Bei all diesen Themenkomplexen befasst sich Susanne Ayoub in vielfältiger Weise auch mit der Kulturgeschichte und der Lebenslage der Frauen.

Wahrscheinlich schreibt jeder Lyriker irgendwann in seiner Laufbahn einmal Liebesgedichte. Das trifft gleichermaßen auf Susanne Ayoub zu. Aus dem Buch „Von der erfüllten, von der enttäuschten, von der vergangenen Liebe“ stammen diese Zeilen: (...) *Du sprichst nicht laut / doch klug / du liebst das Lesen / ganz wie ich / Buch an Buch / und Herz an Herz / so sitzen wir einander gegenüber (...)* (S. 24).

Ganz anders die Gedichte im Buch *Im Krieg*, das sich mit den kriegerischen Auseinandersetzungen im Irak und persönlichen Bezügen der Autorin beschäftigt. Es ist eine ganz andere Darstellung als jene, die man aus den Medien kennt, und kleine Details – auf Ayoub's Erlebnissen und Bekanntschaften beruhend – machen atemlos und vor allem: nachdenklich.

Die Podium-Porträt-Reihe stellt ausschließlich Gedichte vor. Diese machen neugierig auf mehr, und Susanne Ayoub blickt auf mehrere Lyrikpublikationen zurück, die in verschiedenen Verlagen, etwa bei Löcker, erschienen sind. Darüber hinaus schreibt sie Romane, zumeist bei Hoffmann und Campe oder Braumüller veröffentlicht, Theaterstücke, Hörspiele und Drehbücher. In ihren filmischen Arbeiten setzt sie sich mit kulturellen und kulturpolitischen Themen auseinander. 2014 erhielt sie den Dr.-Karl-Renner-Preis für Publizistik.

Das Gedicht „In diesem Garten“ stammt aus dem Zyklus „Sprichst du mit mir“ und nimmt Bezug auf das Gilgamesh-Epos: *Karneoltraube / Lapislazuliblatt / der Zedernstamm Tigerauge / schwarz weiß gestreifter Ast / die Nadel Meereskoralle / der Zapfen rötlicher Achat / Keine Dornen und Disteln / Kristalle* (Seite. 37).

Klaus Ebner

---

**Johannes Diethart:**

## **SPRACH-ROSINEN**

**was nicht unbedingt so im Wörterbuch steht**

**Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen 2022**

**ISBN 978-3-902760-20-3**

Mit dem vorliegenden Band bedient Johannes Diethart eine hellhörige sprachkritische Leserschaft auf unterhaltende und gewinnbringende Weise. Pickt doch der Autor aus den Hekatomben möglicher Wortschöpfungen solche her-

aus, die sich als soziologisch oder kulturhistorisch fruchtbar erweisen, die eine hohe Alltagstauglichkeit zeigen und zugleich eine Menge über jene (und ihre Zeit) verraten, die diese „Rosinen-Wörter“ prägten oder sie im Umlauf hielten. Wie im Vorwort von Hannes Outis (Santiago de Chile) trefflich festgehalten, sind solche sprachverliebten und zugleich sprachkritischen Exkurse u. a. ein stärkendes Elixier, nicht zuletzt für jene, die von ihrer Muttersprache abgenabelt und weitverstreut in der weiten Welt siedeln. Worte und Wortprägungen werden in den Texten vorgeführt, welche die launische Dame Zufall dem Autor zuführte – aber diese oft bekittelte Primadonna hat Diethart zu einer prächtigen Auswahl verholfen, und mit Akribie und kulturhistorischer Spürnase ist es dem Autor gelungen, jedem dargelegten Begriff pralles Leben einzuhauchen. Die Leserinnen und Leser werden aus den nachstehenden illustrierenden Wortbeispielen ersehen, wie viel an Formulierungsdichte, historischen Hintergründen und feinnerviger Formulierungskunst sich in der nachstehenden „Rosinenparade“ verbirgt. Ein Hinweis, dass die Quellen akribisch dokumentiert sind, ist bei einem hochkarätigen Wissenschaftler wie Johannes Diethart eigentlich überflüssig. – Na endlich hat der Rezensent ausgelabert!, brummeln die beispielhaften ausgewählten – und wie man sieht eitlen – Rosinen-Wörter und drängeln auch schon herbei:

*Anserpanier*: Wenn einer fesch daherkommen will, wirft er sich ins schönste Gewand (Einserpanier), das er im Kasten hängen hat.

*Bundespräsidentenstichwahlwiederholungsverschiebung*: Na klar, zum Wort des Jahres 2016 gewählt!

*Deppenapostrophitis*: Der im Text zitierte Telemax führt dafür etwa „Erika’s Blumenladen“ an.

*Kernd-(Körndl-)Hacken* steht in der Gaunersprache für Juwelendiebstahl.

*Kurvenwusler*: eine liebenswürdige Bezeichnung für das Automobil; sich von wuseln ableitend, das für unruhiges Hin-und-Her-Bewegen steht.

*Verdeixung*, die, von Manfred Deix’ Grafiken und Plastiken ausgehend, in Österreich *auch* mentale Spuren hinterlassen hat.

Noch ein kraftvolles letztes Beispiel: *Strebergaleere*: Der Begriff bezeichnet ein an der Neuen Donau verankertes Schulschiff, welches als Gebäude des Realgymnasiums 21, Bertha von Suttner, dient.

Viele schöne Beispiele wären noch vor den Vorhang zu bitten, aber sie bleiben gut geborgen unter dem obigen ISBN-Code, den aber jeder Buchhändler oder der Verlag zu öffnen vermag.

Gottfried Pixner

---

**Isabella Feimer**

## **CADAVRE EXQUIS**

**Erzählung**

**Zeichnungen von Isabella Feimer**

**Illustratorische Transformationen von Manfred Poor**

**Betrachtung von Martin Plattner**

**Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2021**

**ISBN 978-3-902717-64-1**

Vorsicht! Das Buch könnte Arbeit machen, Angst einflößen, affirmativ wirken, ohne dies am Ende erklären zu können. Deshalb zur Grundierung des Seelenkostüms sich vorab mit Leonora Carrington (geboren am 6. 4. 1917 in England, gestorben am 25. 5. 2011 in Mexiko-Stadt) beschäftigen! Sie war eine britisch-mexikanische surrealistische Künstlerin, die als Malerin, Bildhauerin und Dramatikerin tätig war, wie auf Wikipedia zu lesen ist. Das Wissen, dass sie 1938 an der legendären „Exposition International du Surréalisme“ in Paris teilgenommen hatte und kurz mit Max Ernst zusammengelebt hatte, reicht buchstäblich nicht aus, um mit der Lektüre von „Cadavre exquis“ zu beginnen. Je gründlicher man vorab sich recherchierend durchhackert, desto gewinnbringender ist danach die „gruselige“ Leselust!

Isabella Feimer hat ihre Erzählung an Leben und Werk von Leonora Carrington angelehnt und mit dem Fotografen Manfred Poor einen literarischen Bildband geschaffen, der in dieser Brillanz wohl nur in der Literaturedition Niederösterreich hatte verwirklicht werden können. Für ein qualitativ gestaltetes Buch, das Text und Illustrationen gebührend zur Geltung kommen lässt, muss Geld in die Hand genommen werden, ohne Wenn und Aber. Das zahlt sich dann jedoch aus, in jeder Hinsicht!

So wie es sich auszahlt, zumindest „Das Haus der Angst“, die surrealen Kurzgeschichten von Leonora Carrington, gelesen zu haben. Dann aber muss man endlich bei „Cadavre exquis“ von Isabella Feimer einsteigen, dieser ebenso surrealen Erzählung, deren Grundlage Carringtons Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik während des Zweiten Weltkriegs ist. Die Autorin versetzt sich in die existenzbedrohende, höchst traumatisierende Lage Carringtons und schafft gleichzeitig neue Traumbilder, Trugbilder und Hoffnungsbilder, die heutige Leser in den Bann ziehen. Das ist nicht Nachschöpfung, sondern Neuschöpfung! Für Leser und Leserinnen wird „Cadavre exquis“ zu einer Achterbahnfahrt der Gefühle, und die kongenialen Fotokreationen von Manfred Poor zu den Zeichnungen der Autorin befeuern die Sehnerven.

Beruhigung tritt erst wieder ein, wenn man erschöpft zur Nachbetrachtung von Martin Plattner gelangt, sich diese als erklärende Lektüre zum Runterkommen reinzieht, und dann das Buch zuklappt.

Die Conclusio steht auf der Rückseite der Buchhülle: *Sie müssen näher kommen, näher, müssen sich ganz nah an mein Herz lehnen, schauen Sie, mein Brustkorb ist offen, aufgeschnitten. Bitte lehnen Sie sich hinein. Oder haben Sie Angst, sich schmutzig zu machen?*

Die Leserschaft halte sich vor Augen, dass sie es ist, die „die vorzügliche Leiche“ wie ein Blatt Papier faltet und gestaltet, in einem zufälligen, durchaus gleichzeitig verstörenden und freudvollen Akt der Lebenslust.

Doris Kloimstein

---

**Sidonia Gall**

## **AUS DEN KULISSEN**

**Roman**

**edition lex Liszt 12, Oberwart 2022, 217 Seiten**

**ISBN 978-3-99016-199-9**

Wir kennen Sidonia Galls Lyrik, wir kennen ihre Erzählungen. Und nun liegt ihr Roman vor uns. Was alle ihre literarischen Formen verbindet, ist ihre exquisite, unverwechselbare Sprache, ob sie beschreibt, berichtet oder erzählt. Ihre Stärke,

vielleicht auch ihre geistige Leidenschaft ist das Analysieren, das gedankliche und psychologische Durchdringen ihrer Umwelt, ihrer Mitwelt. Es sind die Tiefenschichten der Seele, um die es geht. So erleben wir Elena, die Hauptfigur des Romans als Beobachterin und Deuterin all jener, die aus den Kulissen, aus dem Dämmer ins Licht der Bühne treten und eine Rolle haben in ihrem Leben. So meistert sie das Geschehen und hält es gleichzeitig auf Abstand.

Elena nennt die Personen der Handlung ihre Figuren. Diese Bezeichnung weist auf die Distanz hin, die auch nötig ist, um genau schauen und durchschauen zu können. Die Distanz bleibt gewahrt auch dort, wo Sympathie herrscht. Selbst Freundschaft ist nicht ganz frei davon. Elenas Beziehung zu ihrem Ehemann, liebevoll und doch sehr verhalten, sehr besorgt und bemüht um Gleichgewicht, ist von seiner Seite durch besondere Symbole der Distanz charakterisiert. Seine wissenschaftliche Arbeit, in der er vollständig versinkt, gilt nämlich den Sternen, den fernsten Phänomenen und Galaxien.

Die Kommunikation der handelnden Personen erfolgt zum größten Teil telefonisch und per E-Mail. Dies ist zwar ein Zug der Zeit, aber auch ein Syndrom des Sich-vom-Leib-Haltens. Elena selbst erleben wir im Spiegel ihrer Figuren. Denn sie muss mitspielen.

Wir lernen ihre Mitarbeiter kennen und damit das komplizierte Geflecht des Berufslebens. Jeder greift auf seine Weise störend und verstörend in ihr Leben ein. Wir lernen auch zwei ihrer Freundinnen von gegensätzlichen Charakteren kennen. Aber Distanz und Diskretion werden immer gewahrt und gelten auch gegenüber ihrem eigenen Gefühlsleben. Manchmal führt die Handlung an den Rand eines möglichen heftigen emotionalen Geschehens heran, aber es bleibt nur die Ahnung eines solchen.

Sidonia Gall entwirft das Bild einer starken Frau in der modernen Berufswelt. Hohes Pflicht- und Verantwortungsgefühl prägen Elenas Leben nicht nur im Beruf. Sie arbeitet am Rand der Erschöpfung mit wenigen, bewusst zelebrierten Ruhepausen. Die Wörter „Genuss“ und „genießen“ wiederholen sich oft, als Wunschbilder, die nur selten Erfüllung finden. Die Arbeit wirkt manchmal auch wie Selbstschutz vor den Zumutungen des Lebens. Ein Zurückweichen vor den Ansprüchen, die zu zahlreich an sie gestellt werden. Glück? Augenblicke der Zufriedenheit. Und selbst diese sind das Ergebnis eigener psychischer Fähigkeit.



Sidonia Gall hat einen fein durchpsychologisierten Roman von leiser, intensiver Dramatik geschrieben, über das Leben und seine Grenzen des Möglichen. Der Schmerz über diese Grenzen kommt nicht direkt zu Wort. Aber der Lesende fühlt ihn umso tiefer.

Elisabeth Schawerda

---

**Eva Kittelmann**

## **DIE QUADRATUR DER STUNDEN**

**Poetische Reminiszenzen**

**Verlagshaus Hernald, Wien 2022, 125 Seiten**

**ISBN 978-3-903442-26-9**

Diese Quadratur ist die achte der Reihe. Wir kennen Eva Kittelmanns unerschöpfliche Kreativität, ihre Schreiblust und ihren Schreibleiß. Mit den Quadraturen hat sie eine Form für sich gefunden, mit der sie beides vermag: sich zu disziplinieren und sich auszutoben. In kurzen Intervallen folgte ein Bändchen auf das andere, immer sorgfältig und ästhetisch ausgestattet. Nun sind es die Stunden, die sie zum Thema wählte.

*Was dem grausamen Ablauf der Zeit und den verschwendeten Stunden in der Tat widerstand*, war und ist das Schreiben. Es gibt ein Leben und es gibt das Leben des Schreibens, und dieses ist das dauerhafte. Die zahllosen Stunden der vielen Jahre, die real erlebten, die geträumten, die in Wunschvorstellungen imaginierten und die Angstfantasien, die in der weiten Welt der Bücher verbrachten Stunden, die Meditationen und vor allem das Schatzhaus der Erinnerungen: welch ein Reichtum. *Wir gehen als wandelnde Museen um & Galerien mit Schätzen, die unter unseren Stirnen ruhen mit Melodien, Büchern, Namen*. Diese Museen und Bibliotheken ruhen aber nicht nur unter Eva Kittelmanns Stirn. Sie ruhen vielmehr in ihrem Herzen und durchpulsen ihren Blutkreislauf. Sie sind ihr Lebenselixier, ihre Ressourcen und ihre kreatürliche Lebensbedingung.

Eva Kittelmann beginnt bei der Stunde null zu erzählen, als ihr Leben begonnen hat. Aufgeschrieben mit leichter Hand, die Gedanken fließen, die Einfälle sprudeln, die Feder kratzt nicht, läuft, springt, manchmal übermütig, manchmal

ernst, aber nicht schwermütig, und nie um ein Wort, eine Metapher verlegen, heftig in Bewegung. Was geht vor in dieser Dichterin? Vieles zugleich. Fliegend wie ein Fabelwesen, spielerisch und zaubernd. *Hätte gern zu schreiben vermocht wie die Flamme am Docht flackernd und launig*. Aber genau so – und auch anders – schreibt Eva Kittelmann.

Sie beschreibt uns viele Stunden ihres Lebens, nicht jede war eine „hora felix“. Aber sie vermag auch die schweren Stunden unglaublich selbstmitleidslos zu schildern. Abstand? Die Lust zu fabulieren, auch wenn es um Wahres geht? Es geht sehr oft um Wahres in diesen Texten, das macht sie so berührend.

Ein teilweise heiteres Postludium nennt Eva diesen achten Band der Reihe. *Ich lege ihn meinen Freunden als ein lyrisch-prosaisches Vermächtnis an das Herz* lesen wir auf dem Deckblatt des Buches. Vielleicht ist dieser Band der heiterste und auch der persönlichste. Aber was bedeutet Heiterkeit? Mit Leichtigkeit und dennoch Tiefe über Ernstes zu schreiben.

Dieses „Postludium“ – aber es ist zu bezweifeln, dass es ein solches ist – bereitet mit seinen überraschenden Einfällen und köstlichen Formulierungen ein besonderes Lesevergnügen.

Elisabeth Schawerda

---

**Kloimstein, Fischer, Minarz (Hgg.)**

**NOAHS FEST**

**Eine Art Stundenbuch**

**Krall Verlag, Berndorf 2021, 98 Seiten**

**ISBN 978-3-99103-021-8**

Völlig zu Recht vermeiden die Herausgeberschaft und die Kuratorinnen die Benennung „Anthologie“ für dieses bemerkenswerte Druckwerk und typisieren es treffender als „Eine Art Stundenbuch“. Ein solches war in Vorzeiten bekanntermaßen ein gebildetes Gebets- und Andachtsbuch für Laien mit vornehmlich biblischen Texten. Das Anthologische in NOAHS FEST sind die sehr unterschiedlichen literarischen und künstlerischen Beiträge verschiedenster Persönlichkeiten, die sich unter dem Motto *10 Tage für die Bibel* im Herbst des „Bibeljahres“ 2020 im

Stift Seitenstetten zusammengefunden hatten, um in der Art eines Skriptoriums Beiträge zu dem ihnen gestellten Thema „Noahs Fest“ zu erstellen. Wobei der Fokus weniger auf die Sintflut per se gerichtet war, sondern auf das Verhalten von Noah (in Gen 9,20), als alles überstanden war. Eine doppelte Vision stand den im Stift Versammelten vor Augen: In Zeiten der bestehenden Coronaeinschränkungen lag der Vergleich der biblischen Arche mit einer Quarantäne von heute auf der Hand, und Noahs dritte Taube – in der Legende von Stefan Zweig – diente als Metapher für die verbreitete Sehnsucht, endlich wieder frei von pandemiebedingten Ein- bzw. Beschränkungen zu sein.

Ein Stundenbuch war kein Lesebuch mit durchgehender Handlung. Es bot vielmehr in jedem seiner Abschnitte eine in sich geschlossene Leseinheit. So auch in NOAHS FEST. Hier allerdings erst ab Seite 27, denn davor findet man – ungewöhnlich umfangreich, aber hilfreich für das Verständnis, was mit diesem Buch beabsichtigt wurde – mehrere Einführungen. Es empfiehlt sich dringend, diese zu lesen. Neben Vorworten der Herausgeberschaft, der Redaktion und den drei Kuratorinnen sollte man den aus der Einheitsübersetzung stammenden Text (Gen 5,1 bis Gen 10,32) studieren, der im Anschluss von der Theologin Dr. E. Birnbaum vertiefend beleuchtet wird. Das eigentliche „Fest“ von Noah besteht daher im unverzagten Neuanfang nach der Katastrophe, seine Pflanzung eines Weinbergs stellt den ersten kreativen Schöpfungsakt des Menschen auf der ihm von neuem übergebenen Erde dar. Ein Festakt gewissermaßen. Daran orientieren sich die anschließenden literarischen und künstlerischen Beiträge.

Zunächst jener Autoren, die im Stift Seitenstetten anwesend sein konnten. Doris Kloimstein hinterfragt in einem kurzen Essay unter anderem augenzwinkernd, ob Noah für Libellen eine Art Terrarium auf die Arche mitnehmen musste, Christian Teissl beschließt sein Diptychon mit der Feststellung, (dem Sinne nach!) „alles was welkt, um neu zu erblühen, hat Noah zum Fest geladen“. Hans Bäck führt ein ausführliches Interview mit Sem, Noahs Sohn, in dessen teils witzigem, teils sarkastischem Verlauf es sich herausstellt, dass es heute nicht viel anders zugeht als damals. Bis heute sind wir alle „nach der Sintflut“, nur die Zerstörungsmethoden sind anders geworden. Walter Siess Bergmann führt das Fest Noahs in deftiger Prosa und drastischer Deutlichkeit vor Augen. Claudia Taller wiederum stimmt sanfte Freudengesänge für die Erde, die Luft, das Wasser (es erquickt

trotz gehabter Sintflut letztlich Seele und Geist) und das Feuer an. Josef Paul Beneders duftig-knappe Lyrik befasst sich mit der Schrift. Exegese ist nicht alles.

Der nächste Teil des „Stundenbuches“ zeigt die malerischen Werke der bildenden Künstler/innen (Maja Pogacnik, Margret Ambichl, Alexander Eggenhofer, Svava E. Eglison, Markus Reiter, Renate Minarz und Elidia Kreutzer), die die Sintflut, den Tanz, das festliche Feiern, die Freude, den Ackerbau u. Ä. bildlich zum Ausdruck bringen.

Da die Coronapandemie einige Teilnehmer gehindert hatte, im Stift dabei zu sein – ihnen wird im Vorwort der Kuratorinnen besonders gedankt –, sind deren Beiträge in einem eigenen Abschnitt zusammengefasst worden.

Eva Jancak lässt eine Mathilde das Bild der Arche bei der Einschiffung der Tiere betrachten und darüber sinnieren, dass die Archebesatzung nach vorübergegangener Sintflut leicht feiern konnte, während sie, Mathilde, heute, trotz aufmunternder Worte des Bundeskanzlers, noch lange keinen Grund zum Feiern sehe, weil rundherum alle Feste abgesagt, die Maskenpflicht vorgeschrieben und Einschränkungen verordnet worden sind. Magdalena Tschurlovits kommt in ihrem Essay zu dem Schluss, dass Noah, in Anbetracht der Probleme und Strapazen mit Tieren und Menschen auf der Arche, heiliggesprochen werden müsste, obwohl er – hatte er die Unmengen an flüssigen und festen Verdauungsresten ins Meer entsorgt? – als erster Umweltsünder angesehen werden müsste. Margit Jordan wiederum beschreibt die Arche in feiner Poesie als Zeitboot, welches in *fernen stillen räumen landet, ... wo noahs feste uns aus engen tagen führen ...*

Nach einem Acrylbild von Paul Robas (ebenfalls an der Teilnahme verhindert) schließt das Buch mit den einzelnen Biografien, einer stimmigen Fotografie eines „Skriptoriums“ in Seitenstetten und dem Dank an alle, die organisatorisch, finanziell und künstlerisch am Werden dieses Buches beteiligt waren.

Ein in jeder Hinsicht lesenswertes Werk mit einer fundierten Einführung, die selbst für bibelsichere Christen einige neue Gesichtspunkte für diesen Abschnitts der Genesis bringen.

Das Cover-Statement auf der Rückseite (*In Wahrheit war die Sintflut der erste Lockdown*) wird jedem einleuchten, der sich diesem „Stundenbuch“ gewidmet hat.

Michael Stradal

**Regine Koth Afzelius**

## **DIE LEIBWÄCHTERIN**

**Roman**

**Edition Rösner, Maria Enzersdorf 2022, 182 Seiten**

**ISBN 978-3-903059-99-3**

Die äußere Handlung von Regine Koth Afzelius' Roman „Die Leibwächterin“ ist schnell nacherzählt: Die Ich-Erzählerin ist, nachdem sie spät die Lehre zur Orgelbauerin abgeschlossen hat, in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Sie arbeitet in der Werkstatt eines Orgelbauers und ist gerade dabei, sich in ihrem neuen Leben einzurichten, als ihr Vater, ein Professor für Orgelspiel, zu dem sie immer ein angespanntes Verhältnis hatte, schwer erkrankt und in ein Pflegeheim muss. Die Protagonistin begleitet ihn in diesen letzten Lebensmonaten, beobachtet seinen körperlichen und geistigen Verfall, sein Aufbegehren gegen den Tod, schwankt selbst dabei, mehr und bessere Behandlung für ihn zu organisieren oder dem Unausweichlichen seinen Lauf zu lassen. Gleichzeitig will sie aber selbst leben, hat eigene Bedürfnisse. Sie hat allerdings nicht die Kraft für herkömmliche Beziehungen, obwohl sie durchaus am Besitzer der Orgelwerkstatt und auch an einem Weinbauern aus der Nachbarschaft Gefallen findet. Die Auseinandersetzung mit dem Sterben des Vaters bewirkt, dass sie sich immer mehr zurückzieht, sogar die Treffen mit ehemaligen Klassenkameradinnen ihr unerträglich werden. Ihre körperlichen Bedürfnisse befriedigt sie mit mechanischen Hilfsmitteln aus dem Versandhandel. Als sich das persönliche Kennenlernen einer Facebook-Bekanntschaft als Enttäuschung erweist, bestärkt sie das in ihrem Einsiedlerinnendasein. Schlussendlich stirbt der Vater. Kurz darauf feiert die Erzählerin Geburtstag. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Wie, soll hier nicht verraten werden.

Regine Koth Afzelius schafft es, dieser Geschichte ganz eigene Aspekte aus der weiblichen Sicht abzugewinnen. Sie rückt den Körper auf zweifache Weise in den Vordergrund: verfallend und sexuelle Lust einfordernd. Die eigenwillige Rechtschreibung verhindert ein schnelles Durchblättern, verlangt Konzentration. Jede der Figuren hat eine eigene Sprache, die die jeweilige Persönlichkeit hervorhebt. Insgesamt ist „Die Leibwächterin“ eine interessante Auseinandersetzung mit den letztgültigen Dingen des Lebens.

Sascha Wittmann

**Hilde und Richard Langthaler**

## **KERBUNGEN**

**Schwarze Texte und Holzschnitte**

**Mit einem Vorwort von Susanne Ayoub**

**Promedia Verlag, Wien 2021, 88 Seiten**

**ISBN 978-3-85371-495-9**

Nach dem Tod von Hilde Langthaler am 22. Jänner 2019 sichtete ihr Mann Richard zwei Jahre lang Hildes literarischen Nachlass, manches musste er aus der Handschrift transkribieren. Das nun vorliegende Ergebnis trägt den Titel „Kerbungen“: Vierzig Texte, bezeichnet als „schwarze Texte“ – einerseits Gedichte, manche fast wie Haikus, andererseits kurze Prosastücke –, treten in einen illustrativen Dialog mit jeweils einem Holzschnitt von Richard Langthaler, der außerdem die Auswahl besorgt hat. Aufgrund seiner umfassenden Kenntnisse des Werks versammelt das Buch einen repräsentativen Querschnitt aus dem achtzigjährigen Leben und Schreiben der Autorin, die sich niemals auf einen Roman eingelassen hatte. Susanne Ayoub schreibt in ihrem Vorwort: *Ich fragte sie, ob sie auch einmal längere Erzählungen machen wollte oder immer die kurze literarische Form bevorzugte. Sie erwiderte, dass sie nie genug Zeit für einen Roman gehabt habe. Und fügte dann in der ihr eigenen Selbstironie hinzu: ‚Vielleicht fällt mir auch nichts Langes ein.‘* (Seite 3)

Was wenig verwundern mag, nach einem Studium der Medizin, einem Gaststudium an der Filmakademie sowie mehreren Semestern Soziologie, Politikwissenschaft und Publizistik, einer Entwicklungszusammenarbeit in Afrika mit ihrem Mann sowie Hildes Einsatz in der Friedens-, Ökologie- und sogenannten Dritte-Welt-Bewegung. Als Mitbegründerin des Wiener Frauenverlags sowie als Autorin von „Nur keine Tochter“ etablierte sich Hilde Langthaler Anfang der 1980er Jahre auf der „literarischen Bühne“.

*Nur auf Reisen fiel ihr das Dichten leicht, konstatiert Susanne Ayoub, und so sind die meisten Bücher nach Urlauben entstanden, am Strand, in den Bergen oder beim Langlaufen.* (Seite 3)

Wie sehr Langthaler eine politisch engagierte Frau war, vermitteln auch ihre Gedichte; keinesfalls scheut sie sich, Missstände beim Namen zu nennen (Seite 76):

## **wer hat anspruch auf rechtsstaatlichkeit**

auf eine bürgerliche existenz

auf objektive berichterstattung

auf beziehung eines anwalts

von der ersten einvernahme an

(...)

– das hängt offenbar von der hautfarbe ab –

heute in österreich – unserem land

(...)

Gleichermaßen finden ihre afrikanischen Erfahrungen und Erlebnisse Eingang in ihre Dichtung:

## **los der afrikanischen frau**

das schicksal der mit schwarzer haut geborenen frau ist hart. jeden morgen sieht man die straßenränder eingesäumt mit zum markt wandernden frauen, kinder auf den schultern und körbe auf dem rücken – gefüllt mit maniok, mais, süßkartoffeln und bananen oder bündel mit zuckerrohr, holz oder tonkrügen – eine last von 40 – 60 kg. (...)

als wir den vertreter der katholischen pfarre fragten, warum denn keine ochen, die in großer zahl herumlaufen, zum tragen verwendet würden, sagte er ohne bedenken: was hätten dann noch unsere frauen zu tun? (Seite 50)

In dem Gedicht „ADRIA 1993 – Sarajevo“ thematisiert sie ihre Unruhe und die Hilflosigkeit angesichts des Kriegs in Jugoslawien. Ein Badestrand am Meer, und zugleich fallen Bomben auf Sarajevo. *warum diese unruhe, / bei all der herrlichkeit des meeres und der sonne? (...) bin ich ungehorsam, / füge mich nicht in den badebetrieb? / die angst vor strafe sitzt mir im genick (...) bin ich eine antenne für das, was um mich vorgeht? / eine antenne, die schwingt, die zittert und hebt.* (Seite 6)

Wie eine Antenne reagiert das lyrische Ich, ersehnt ein Miteinander beim einsamen Überschreiten einer Brücke (Seite 8), wird oftmals von Angst gepeinigt (Seite 12), beklagt die Brutpflege: *die brutpflege – wie in der tierwelt. / so viel kraft in die brutpflege. / ob die, die das verweigern, / nicht das bessere teil erwählt haben – nicht gescheiter sind. / was man alles tut, damit die menschheit nicht ausstirbt /*

*oder seine gene weitergegeben werden ... Sodann die unabwendbare Resignation: aber der tod wartet – / was ist noch zu tun? / schnell noch zu tun? / (oder ist eh alles wurscht).* (Seite 20) Demgegenüber Gedichte, die von einem tiefen Gefühl Zeugnis ablegen, wie die Geburt eines Kindes, dem Zärtlichkeit und Vertrauen vermittelt werden muss, ein Beispiel dafür ist „menschwerdung“ (Seite 54).

### **millionen antennen**

millionen antennen  
in schwingung und schwebung  
destilliert und gefiltert  
gespiegelt gerastert und vielfach gebrochen  
zu bildern geronnen  
oszilliert auf der netzhaut (Seite 56)

Dem gegenüber steht die ständige Hetzjagd nach dem Glück, nach der Liebe, *was ist das – die liebe?* (Seite 74), ein sehr intensives Gedicht über die Liebe im fortgeschrittenen Alter, die Jugend und Schönheit überdauert, indem das Ich auf den Partner wartet und sich über sein Kommen freut. Doch immer wieder machen sich Rückschläge breit, Furcht vor der Zukunft attackiert das Ich zwischen Geburt und Tod: *durch das labyrinth der zeit einen weg [finden,] angst – kosmische einsamkeit wird ausbrechen, irrwege, labyrinth; keine wegweiser, niemand, der den weg vorausgeht, ich als erste voran – auf dem weg in die zukunft. die vorhut ist gefallen – ich bin die vorhut ...* (Seite 26). Wiederum peinigt ein schlechtes Gewissen, *denn liegengebliebenes türmt sich auf* (Seite 48).

### **von fäden gezogen**

von fäden gezogen.  
in normen geschnürt.  
marionetten. hastend  
vom heute ins morgen.



Zwei Gedichte stilisieren das Leben zum Hamsterrad (Seite 38), zu einem Treten und Treten und Nicht-vom-Fleck-Kommen, ohne Möglichkeit zu entkommen, dennoch vom Hamsterrad abhängig sein; oder vom Mühlenrad (Seite 40), das den Kopf beherrscht, *chaos bei tag, panik bei nacht. (...) tief ins gehirn gekerbt*. Manche Texte erinnern an Träume, mein Favorit ist *meine leiche unter den arm geklemmt* (Seite 52), plötzlich gleicht die Leiche einer Schaufensterpuppe und muss gereinigt werden, wobei sie leise zu atmen beginnt, allerdings hängt sie an einer Wäscheleine mit dem Kopf nach unten. – Dann wiederum schleppt eine Raupe ihre Mutterraupe auf dem Rücken (Seite 36). Rastlos wird die Zeit gejagt, permanent herrscht Stress, moniert die Autorin. „Langsamer und bedächtiger“ wäre die optimale Losung für die Menschheit!

### **wir kommen aus der ewigkeit**

wir kommen aus der ewigkeit  
wir gehen in die ewigkeit  
und in der kurzen zeit dazwischen ...  
schauen wir ständig auf die uhr (Seite 80)

Es ist ein Jammer, dass Hilde Langthaler die Veröffentlichung dieses Buches nicht mehr erlebt hat.

Manfred Chobot

---

**Hilde und Richard Langthaler**

## **KERBUNGEN**

**Mit einem Vorwort von Susanne Ayoub**

**Schwarze Texte und Holzschnitte**

**Promedia Verlag, Wien 2021, 88 Seiten**

**ISBN 978-3-85371-495-9**

„Schwarz“ sind die Texte wohl nur für jene, die Lyrik mit Schönwetterpoesie verwechseln. „Schwarz“ ist in dem Buch sicherlich auf der einen Seite ein Symbol

für den „schwarzen“ Kontinent, in dem die Autorin (mit ihrem Mann) jahrelang als Ärztin tätig gewesen ist, auf der anderen Seite ein Ausdruck für die engagierten Texte der Autorin, eine kongeniale „Gemeinschaftsarbeit“ von Richard und Hilde Langthaler. Hilde Langthaler, obwohl schon verstorben, steuerte die Gedichte bei und Richard, ihr Gatte, die Holzschnitte – also eine echte Gemeinschaftsarbeit, die über den Tod der Lyrikerin hinaus fort dauert.

Die Autorin lenkt immer wieder in ihren Gedichten das Augenmerk auf die vielen „Verirrungen“ der westlichen Kultur(en), auf die sie klar und mit einem durchdringenden Blick den Finger auf die Wunden legt, die der einseitige „Fortschrittsglaube“ zudeckt und verdrängt. *In unsichtbaren Netzen der Normen gefangen* heißt es klar in einem Gedicht (Seite 44), es sind aber auch rührende Liebesgedichte in dem Buch enthalten (Seite 74): *was ist das – die liebe?*.

Nicht zuletzt hat Hilde Langthaler den Wiener Frauenverlag mitbegründet und ist Vorstandmitglied des ÖSV gewesen. Auch ihre schriftstellerische Arbeit wird nicht so schnell vergessen werden.

Das vorliegende Buch ist ein Nachdenkbuch, dessen Gedichte nicht nur aus mit Herzblut vertretenem Engagement für die Wunden dieser Welt hervorstechen unter dem vielen Ramsch, das uns als „Gedicht“ allenthalben offeriert wird, sondern erfreulicherweise auch mit einem lyrischen Tiefgang, der den Leser zutiefst erfreut und geradezu zum Weiterlesen drängt.

Mit einem Wort: Die Kerbungen sind „schwarze“ Gedichte mit vielen weißen Einsprengseln, in der Sache kompromisslos, in der Form überzeugend, in der Aussage eindeutig. Lyrik, die an jene Gottfried Benns erinnert, weil sie nicht um Anerkennung hechelt, sondern die eigene Wahrheit darlegt, die es nicht notwendig hat, um Zustimmung zu betteln.

Eine Lyrik, die nicht nur ins Herz, sondern auch ins Hirn geht. Bei der es einem, um den Untertitel zu bemühen, beileibe nicht schwarz wird vor den Augen, sondern Erkenntnisse vermittelt werden, die lyrisch formuliert verpackt sind.

Johannes Diethart

**Anton Marku**

## **SAMMLER DES REGENS**

**Gedichte**

**Plattform Verlag Perchtoldsdorf, Wien 2021, 112 Seiten**

**ISBN 978-3-9504954-8-5**

Der Band vereint knapp 100 Gedichte, bei denen 20 Zeilen schon lang sind, und alle Zeilen auf allen Seiten bestehen ihrerseits nur aus wenigen Wörtern. Damit wird deutlich, dass hier Gedichte buchstäblich als das Verdichtete begriffen werden. Entscheidend erscheint damit nicht das Beschriebene – obwohl es auch das in aller Kürze gibt –, sondern stets der Gedanke, der sich an ein einer äußeren Situation festmachen mag oder Erlebtes einzuordnen versucht oder etwas Gesehenes weiterspinn.

Es sind in der Regel melancholische Imaginationen, die eine Welt beschreiben, in der vieles aus dem Lot geraten ist. Das Faktische berichtet fast ausnahmslos von Schwerem, das, so will es scheinen, von konkreten Situationen ausgehend psychisch in die Tiefe zieht. Das Gegenmittel besteht im Schreiben: indem Marku Worte findet, bindet er das (Auf-)Gefundene und kann es vor uns hinlegen. Dabei werden Krieg, Not, Tod und Entfremdung direkt angesprochen, doch stets im Versuch, Assoziatives einzubinden: Gerade das immer Knappe weist in eine Art übergeordneten Denkraum. Und in diesem sind sie dann untergebracht, die *Verse, die nicht sterben* (wie das längste Gedicht heißt, das sich auf Homers „Odyssee“ bezieht [98,99]). Diese wiederum erlauben eine erweiterte Perspektive: *Hinter meinem Rücken / ein schwarzer Schmetterling / öffnete seine Arme / und maß meinen Schatten // Ich ging aus dem Körper heraus, / um selbst zu sehen, / wie ich von außen aussehe* (Seite 32).

Auf dieser Basis entsteht keine Lyrik im engeren Sinn, die Prosa bleibt nahe, wie es ebenfalls die Sprache vermittelt. Sie kommt nicht poetisch daher, sie bleibt dem Alltäglichen verbunden. Diese Nähe mag mit der Herkunft Markus' aus dem Kosovo in Verbindung stehen, indem hier das Albanische „nur“ Herkunft ist, weil nicht übersetzt, indem die Gedicht-Texte offenbar von vornherein in Deutsch formuliert werden. Dadurch gibt es „andere“ Wortstellungen (die an die romanische Abfolge von Subjekt, Objekt etc. erinnern), etwa im Motto *Jetzt nur noch*

*der Regen kann uns retten* (Seite 65), dadurch kommen aber auch kleine Fehler ins Spiel, die das Verständnis über das inhaltlich Gemeinte hinaus leicht erschweren können *Nichts anderes / verliert sich / wie mich in dir* (aus „Rothaarige“, Seite 41). Nachdem zwei Lektorinnen, die zudem eine Einführung beisteuern, sich mit den Texten befassten, fragt man sich, inwieweit solche (letztlich sich summierenden) sprachlichen und grammatikalischen Ungenauigkeiten übersehen oder vielleicht sogar gezielt belassen wurden, um die Mischung aus Gewohntem und Fremdartigem sozusagen nonverbal zu illustrieren. Wie auch immer: es verbleibt im Sprachlichen der Eindruck einer Art von Schwebезustand, und es wird interessant sein, wie die nächsten Gedichte des sehr schreibfleißigen Marku sich präzisieren werden.

---

**Anton Marku, Martin Stankowski**

## **WO WAREN WIR STEHEN GEBLIEBEN?**

**Vom Balkan nach Wien und zurück**

**Erzählungen aus den Kriegs- und Nachkriegszeiten**

**Plattform Verlag Perchtoldsdorf, Wien 2021, 126 Seiten**

**ISBN 978-3-9504954-9-2**

*Das geschriebene Wort möge zum Leben erweckt werden* (Seite 49). Ich meine, dieser Satz, den der Autor einem Autor in den Mund legt, könnte das Motto für das Buch abgeben. Denn Marku spricht mit seinen Lesern. Das hat nicht nur mit einer gerne gewählten Ich-Form des Erzählens zu tun. Da ist der Inhalt, der sich im Großen und Ganzen an der Alltagswelt orientiert (wenngleich das Schachspiel eine gewisse erhöhte Bedeutung besitzt). Da ist auch die Sprache, die sich an der Alltagsform orientiert.

Allerdings braucht es dafür einen Vorlauf, der etwa heißen könnte: Um etwas zu schreiben, muss ich beobachten. Deutlich wird dabei: Anregungen, Inspiration findet Marku jede Menge, allerdings ist nicht alles ihm einer Beachtung wert. Er gibt acht, und zwar genau: Er wählt aus, was er ins Auge fasst, weil er darüber nachdenken will. Da darf das salopp unreflektierte Nachgeplapperte nicht fehlen, da werden Vorurteile nicht ausgespart. Aber fürs Einordnen braucht es mehr.

Das beginnt damit, dass das Einseitige eben nicht ausreicht, deshalb ist die Dialogform (siehe eingangs) notwendig und wird bei Marku zentral. Dazu braucht es nicht unbedingt mehrere Personen, es mag ausreichen, dass einer in seinem Berichten gehörte andere Aussagen einbindet oder im Nachdenken alternative Gedanken einfließen lässt.

Das wiederum bedeutet dann, dass das Normale nicht normal sein muss. Entweder sind die äußeren Umstände verändert, wie es bei den prägenden Geschehnissen auf dem Balkan in den 1990er Jahren der Fall ist. Oder die erlebte reale Wirklichkeit entspricht nicht den eigenen Erfahrungen, wie es den von „auswärts“ Gekommenen in Wien geschieht. Die Alltagswelt, die sich scheinbar schlicht beschreiben lässt, wird dadurch mehrschichtig, sei es dank verschiedener Akteure (besonders ausgeprägt in der längsten Geschichte „Viele Gesichter einer Stadt“, Seiten 37–53), sei es aufgrund der Vergangenheit, die nicht beiseitegeschoben werden kann (expressis verbis in „Das Wiedersehen“, Seiten 26–34), sei es in den kaum einmal ausbleibenden Vergleichen (sogar in mehrfacher Hinsicht wie in „Die Nachbarn“ Seiten 64–70).

Natürlich, man könnte mit Recht sagen, hier ist einer, der zeigt, wie sich ein Migrant einrichtet, in der Auswanderung und damit zugleich in der (nur) ihm eigenen Geschichte. Genauso gälte es festzustellen, wie sich ein Fremder assimiliert und damit in eine neue Heimat hineinwächst, ohne dass diese ihm hundertprozentig selbstverständlich zu werden vermag. Beides ist richtig und trifft den erzählerischen, den oft nacherzählenden Charakter der Beiträge. Aber beides trifft nicht unbedingt ins Schwarze, weil es den roten literarischen Faden hintan lässt. Die Einheit der verschiedenen „Gegebenheiten“ der Stücke liegt in einer sprachlichen Version, die bei aller Direktheit der Szenen über sie Hinausgehendes vermitteln will. Ich meine, den Hinweis, um was es dabei geht, hat wieder Marku selbst in einem schlichten Satz gegeben: *Das Leben erhält die Farben, die wir ihm geben* (Seite 79). Farbige, das weiß man nach dem Lesen des Buchs, ist nicht bunt. Die Palette ist nicht breit, aller „Auftrag“, alle Wirkung bleibt gedämpft. Aber gerade dadurch verweist die Tonigkeit auf eine stete Mischung, die angesprochen, ja teilweise nur angetippt wird und bei der (im literarisch positiven Sinn) es des Anteils des Lesers bedarf, sich darauf einen umfassenderen Reim zu machen.

Martin Stankowski

**Gottfried Pixner**

## **DOCH GESAGT SEI ES!**

**Aphorismen und Sprüche**

**Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2022, 154 Seiten**

**ISBN 978-3-9600-376-4**

Der Titel von Gottfried Pixners Aphorismensammlung beginnt mit ‚doch‘, einem aufmüpfigen Wort des Widerspruchs. Denn, so lässt sich der erste Teil des Satzes vom Leser ergänzen, es gibt jede Menge Unzulänglichkeit, Unsinn, Dummheit, Schwäche, Mangel an Charakter usw., woran man leider nichts ändern kann, doch gesagt sei es! Und zwar mit Aphorismen, den *Weltverdichtungsformeln* (Seite 16). Wie manches vielleicht doch verbessert werden könnte, sei auch nicht verschwiegen. Der kritische Blick auf jedes und alles ist das Thema Pixners. Und auf Grund seines Berufes erteilt sich der Autor selbst die Erlaubnis *bin Chemiker, darf also auch ätzend sein* (Seite 149). Nicht immer ist er ätzend, oft einfach nur verspielt, denn Aphoristik ist auch *roher Gedanken launige Einkleidungskunst* (Seite 58). Humor fehlt nie in Pixners Texten, aber die Nachdenklichkeit überwiegt, auch wenn sie wie ein scharfes Messerchen ins Ziel geschossen wird. Ein ungeduldig Schreibender, dem nichts entgeht, wo er auch geht und steht. *Aphoristiker sind die kurzatmigen Vettern der Moralisten* (Seite 108) heißt es, und dass ein guter Aphorismus wie ein edler Stein zu sein habe – hart aber voll Feuer.

*Stehen Sie zu Ihrer Zeit, aber gegen deren Torheiten!* (Seite 19) So werden wir ermahnt, die wir alle Zeitgenossen sind. Es wird zwar *mehr geklagt als gelitten*, aber den so sehr unverwöhnten Dichtern sollte doch hin und wieder ein Lorbeerblatt ins Süppchen gegeben werden, *denn etwas Vorschusslob zu Lebzeiten darf schon sein!* (Seite 27). Da aber *Kultur das ist, was trotz alledem entsteht* (Seite 47), bleibt die Suppe meistens ungewürzt. Zum ernstesten Spiel mit Bildern und Gedanken gesellt sich das Spiel mit der Sprache selbst, dem ein Sprachverliebter wie Gottfried Pixner nicht widerstehen kann zum Beispiel in Wortenthüllungen und Wortverfremdungen: *Voyeurismus ist Schräuberei* (Seite 122 oder *Was unsereins im Winter will: Wollige Zufriedenheit.* (Seite 91). *Globalisierung: globale Banalisierung.* (Seite 125).

Als Telegrammprosaist mümmelt Pixner, und so schreibt er selber, jeden Tag neu am Weltzusammenhang herum. Aber seine *elegante Leichtigkeit fällt wohl-*

*tuend ins Gewicht* (Seite 144), *auch dann, wenn es um sehr Ernstes geht: Was ich mir von der Zukunft erhoffe? Dass es eine solche geben möge!* (Seite 108). – So ernst sind diese Aphorismen gemeint, deren quecksilbrige Eloquenz das oft verdeckt.

Elisabeth Schawerda

---

**Elisabeth Schawerda**

## **HELLE TAGE – DUNKLE TRÄUME**

**Gedichte**

**Reihe leguas de tierra, Band 5**

**Korrektur Verlag, Munderfing 2021, 57 Seiten**

**ISBN 978-3-9519832-9-5**

Geprägt vom stets wechselnden Hell-Dunkel der Tages- und Jahreszeiten sind hier in dem fein gestalteten Gedichtband 51 Sommergedichte mit hellen und dunklen Themen versammelt. Unter dem Zeitbogen vom Frühlingsäquinoktium zum Herbstäquinoktium sind sie atmosphärisch miteinander verbunden. Die Waage der Erdentage zwischen den Hell-Dunkel-Hälften ist zweimal im Jahr im Lot, dann das Wachsen des Lichts bis zum Zenit, der Sommersonnenwende und danach, allmählich, im Schwinden der Helligkeit das Hineingleiten in spürbares Dunkel.

Äußere Bedingungen, wie Licht, Landschaft und verschiedene Arten der Umgebung, beeinflussen die Menschen in ihren Wahrnehmungen, Begegnungen und Entscheidungen bis hinein in ihre Träume.

Aus den vielen Möglichkeiten diese Vorgänge und Zusammenhänge darzustellen, wählte Elisabeth Schawerda die subtilen und auch schlagkräftigen Werkzeuge ihrer unverwechselbaren Lyrik. Es sind klare, unverrenkte Worte, mit denen sie Bilder teilweise skizzenhaft zeichnet oder farbig malt – fast suggestiv – hinein in die Gedanken der Lesenden. *Frühlingsäquinoktium, Flüchtliges Gleichgewicht. / Im vorbeirauschenden Augenblick eine Berührung (...)* / *Bald stöbert mit schnigen Händen / langfingrig das Licht in dämmerige Winkel.* (Seite 7).

*Der Schlaf ist eine Reise / an alle Enden des gelebten / und ungelebten Lebens. Die Rückkehr schleppt oft schwere Last.* (Seite 17).

*Wie eine Umarmung / kommt dann das Licht* (Seite 18).

*Sonnenwende / Die Zeit steht still / am Scheitel des Jahres. / Ein kurzer Traum von Dauer* (Seite 32).

*In den Sommernächten erwacht unser heidnisches Erbe (...) Schmelzende Stille um unsere Körper / und anders ganz anders wiegt uns das Leben / unterm Tanz der wunscherfüllenden Sterne* (Seite 38).

*Sommersturm (...) Den entzündeten Bäumen / wirft es die Vögel / wie totes Laub aus den Kronen* (Seite 41).

Und so wie in den lichten Sommertagen die nur wenig versteckten Sehnsüchte nach Leben quellen, nisten in den nachtgeprägten Tagen dunkle Träume, schwer von kreisenden Gedanken: *September / Der Tag versucht uns zu täuschen / mit Wärme und goldgrünem Licht.*

Gemeinsam ist allen Gedichten die kaum beschreibbare Intensität. Bilder und Assoziationen entstehen, nachvollziehbar, berührend und mit der Faszination changierender Mehrdeutigkeit. Manchmal wandeln sich die Worte zu Stimmen mit Rhythmus und Klang: *Die Bora kreischt. / Horizonte stürzen / verschlingen einander* (Seite 36).

Über das Kosmische hinaus führen die Texte auch an die inneren Grenzen des Seins zur Überwindung von Verlust und Schmerz: *Aus der Reibung dunkler Stunden / springen Funken. / Wie Zunder brennen / die Gedanken (...) es schneit Erinnern / es hagelt Bilder* (Seite 48). *Hier wo das Leben ins Unwiederbringliche / mündet* (Seite 49).

Und an den Grenzen von Tag und Traum sind immer noch die Freuden der zeitlos sinnlich-erotischen Sehnsucht ein Lebensimpuls: *wo ist Apoll? Wird er kommen / barfuß mit leichten Schritten / und lockeren Schultern / und jeder Muskel ein Spiel / aus Spannung und Muße?* (Seite 43).

Wer diese besonders bewegende Lyrik von Elisabeth Schawerda kennt und sie schon in ihren zahlreichen Publikationen genießen konnte, wird mit diesem Band wieder um einen literarischen Schatz bereichert sein – und wieder darin beeindruckt verweilen.

Sidonia Gall



**Elisabeth Schawerda**

## **WINTERQUADERNO 2021/22**

**Gedichte**

**lenguas de tierra, Band 6**

**Korrektur Verlag, Munderfing 2022, 55 Seiten**

**ISBN 9 783950 512915**

Und wieder legt Elisabeth Schawerda in der Reihe ‚lenguas de tierra‘ einen Gedichtband vor – ‚Winterquaderno 2021/22‘. Eigentlich möchte man ihn nur stumm genießen, staunen, sich überwältigen lassen von den kühnen Sprachgebilden, die Elisabeth Schawerda vor einem aufbaut. Und wenn schon darüber geschrieben werden soll, dann müsste dieses Schreiben selbst Poesie sein. So weit, so unerfüllbar. Ja, in diesem Winter 2021/22 gab es zu viel an Winter; seine Kälte ist in und zwischen den Zeilen zu spüren: *Die Kälte dieses Winters / hat nichts mit Frost zu tun*. Dicht an dicht stehen die Worte, quasi kondensiert: *Salzige Worte, verkrustend, müde Sätze*.

Zwei Zeilen können eine ganze Geschichte sein: *Faust zum Gruß / Ein glaubhaftes Zeichen der Zeit*. Und es gibt Zeilen, die stehen für sich, die brauchen gar kein Gedicht rundum: *Die Welt hält sich kaum in den Angeln*.

Dieses „Winterheft“ – „Winterquaderno“ – steht für ein Viertel eines Jahres, für eine Zeit, die zu erinnern sein wird, intensiv und immer wieder, ganz besonders mit den Gedichten von Elisabeth Schawerda. Doch müsste zum Ende eines solchen Winters nicht auch ein Hauch von Frühling, ein Hauch an Hoffnung zu spüren sein? Und ja, die Natur lässt sich nicht aufhalten. *Und das Grau hat Risse. / Die Ungeduld der Natur / drängt in den längeren Tag*.

Der von Elisabeth Schawerda vorgelegte Gedichtband ist eine starke Leseempfehlung, zu allen Jahreszeiten.

Claudia Taller

**Michael Stradal**

## **DIE SCHERBEN DES LEBENS**

**Geschichte einer jungen Frau**

**Roman**

**Edition Roesner, Maria Enzersdorf 2021, 650 Seiten**

Mit großer Intensität beschreibt Michael Stradal in seinem neuen Roman die Lebensgeschichte der jungen Salzburgerin Pauline. Sie wird aufgerieben im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie, also ein Frauenschicksal, wie es so viele Frauen erlitten haben und immer noch erleiden.

Anfang der 1980er Jahre geboren, wächst Michael Stradals Hauptfigur Pauline nur vordergründig wohlbehütet auf. Schon in der Familie zerrissen zwischen Vater und Mutter, muss sie sich mit den vielfältigsten Wünschen, die ihre Eltern an die Tochter stellen, auseinandersetzen und lernt dabei, sich nicht immer zu beugen, sondern doch auch eigene Wege zu gehen. Dass ihr dennoch viel abverlangt und ihr Leben von großem Verzicht geprägt wird, davon wird Pauline gezeichnet.

Dass diese junge Frau, aus eher *kleinen Verhältnissen* stammend, schließlich *reich* heiratet und damit einen weiteren Lebenswunsch ihrer Mutter erfüllt, wird letztlich beinahe zum Drama ihres Lebens. Allerdings schafft es die junge Frau trotz allem immer wieder, ihren eigenen Weg zu finden, auch wenn das meist sehr schwer ist und ihr von ihrem Umfeld, ob Mann, Schwiegereltern oder später dem Geliebtem viele Steine in den Weg gelegt werden.

Michael Stradal erzählt die Geschichte dieser jungen Frau mit großer Genauigkeit und bleibt dabei dennoch kritisch und auf Distanz, seiner Protagonistin Pauline selbst, noch mehr aber ihrem Umfeld gegenüber. Der Roman kommt mit äußerst wenig Beschreibungen und Erzählteilen aus, der allergrößte Teil besteht aus Dialogen, mit denen die Lebensgeschichte Paulines „erzählt“ wird. Dadurch wird vieles sehr lebendig, doch schränkt die Zuspitzung mancher Begebenheiten auf einen einzelnen über viele Buchseiten gehenden Dialog auch ein. Insgesamt ist Michael Stradal ein bis zur letzten Seite spannender Roman gelungen, der auch das Leben in einer Provinzstadt gut ausleuchtet.

Judith Gruber-Rizy

Gerta Ubl-Fahrngruber

## WEIHRAUCH, WEIN UND WILDE ROSEN

Eigenverlag, Wien 2018, 92 Seiten

Die in diesem Band gesammelten Gedichte versuchen keine Realität darzustellen, es ist eine Welt aus Worten, die sich bei erster Betrachtung sogar absichtlich jeder Realität zu entziehen versuchen. Bei näherer Auseinandersetzung kann jedoch festgestellt werden, dass es durchaus Bezüge zu unseren alltäglichen Erfahrungen gibt.

Das Wort ist etwas, womit wir täglich Umgang haben, es wird üblicherweise nur anders geordnet und fließt nicht, wie hier, in unendlichen Variationen und Assoziationen dahin. Es gruppiert sich prägnanter und übersichtlicher in kürzeren Sätzen und wohlvertrauten Zusammenhängen. Das ist hier nicht der Fall, in diesen Gedichten, die sich auch oft lyrischer Prosa annähern, wird alles durcheinandergeworfen, widersprüchlich, in ungewohnten Vergleichen und Bildern. Aber dennoch entstehen Flächen und Linien, die zusammengehören. Die Gedichte haben einen eigenen Ton. Im Gedicht „Verreise ins Traumland du“ überwiegt das Heitere und Neugierige: *verreise du ins traumland mit onkeln und / tanten bunt gezeichnet sind die ziele / in vergilbten atlanten / hebe und strebe aus dem gepäcksnetz / was dir verborgen die taschen voll glück / hin und zurück / und trachte und trachte nach zielen die blau dir / die sehnsucht bemalen und koffer voll münzen / bezahlen die reise ins traumland dir / schließ dein gepäck schließ deine augen.*

Im Gedicht „Fisch sein“ überwiegt das Gemarterte und Bedrohliche: *wühlt mir im blut der stummschrei / der gefangenen und weiße bäuche / schlagen sich nach oben.*

Im letzten und längsten Gedicht „Südliches Weinland“ wird über viele Seiten die Stimmung in einer von Wein und Ernte bestimmten Landschaft geschildert, die an keine konkrete Gegend gebunden ist, wobei sehr weit auseinanderliegende Assoziationen verwendet werden, wodurch aber eine intensivere Stimmung erzielt wird als bei einem genauen Bericht. So verbinden sich in den Gedichten von Gerta Ubl-Fahrngruber sehr wohl realistische Elemente mit einer ungewöhnlichen Wortwahl und Gedankenverbindungen, die aufhorchen lassen, zu Wortkas-

kaden, in denen unsere täglichen Erfahrungen konterkariert werden, aber dennoch enthalten sind. Die Gedichte sind und sind doch nicht aus unserer Realität – und das macht den Reiz aus.

Bernhard Heinrich

---

**Hannes Vyoral, hg. von Erika Kronabitter**  
**EIN AUGENBLICK NOCH EWIGKEIT**  
**Ausgewählte Gedichte**  
**Podium Porträt 113**  
**HG: Erika Kronabitter, Podium, Wien 2021**  
**ISBN 978-3-902886-62-0**

Ein Podium Porträt, das den Kulturjournalisten und –publizisten als Lyriker vorstellt. Vyoral wurde 1953 in Neu-Guntramsdorf, NÖ, geboren, ist Autor von circa 40 Büchern, gründete mit Gerhard Ruiss u. a. 1982 die Organisation des Ersten österreichischen Schriftstellerkongresses und war Schriftführer der IG-Autorinnen Autoren, Lehrbeauftragter an den Instituten für Publizistik, Germanistik und Politikwissenschaften an den Universitäten Innsbruck, Salzburg, Wien. Er reiste durch West- und Nordafrika und den Nahen Osten, gab diverse Nachschlagwerke aus dem Bereich bildende und angewandte Kunst und drei Ausgaben des „niederösterreichischen Kulturhandbuchs“ heraus und ist seit 1999 beim Literaturkreis Podium, wo er 2005 bis 2017 Geschäftsführer war und die Lyrikbuchreihe „Podium Porträt“ und „Neue Lyrik aus Österreich“ herausgab usw. – mit einem Wort: Vyoral ist umtriebig, feinsinnig und tiefsinnig und arbeitet intensiv nicht nur an seinen eigenen Lyrikbänden (zuletzt „weiß ist Gedicht genug“, Edition Thurnhof 2013; „sasso piano“ Feribord Nr. 15 2017; „Jahrländ. Kalendergedichte“, edition lex Liszt 2017).

Vyoral sieht heute durch die Brille seiner Zeilen gesehen wie ein sattelfester Positivist aus: liebenswert und heiter. 1981 noch streute er viel Zorn und Ohnmacht, Kritik an den herrschenden Verhältnissen in sein Prosastück „Talschluss“, das allerdings nach vier Jahren in ein Gedicht umgewandelt wurde. Seither verlor er die Ohnmacht, Sprachlosigkeit und Wut und zeigt uns Tröstendes, Schönes

und Lebenswertes. Es gibt in seiner lakonischen Sprache, in seinen Natur- und Weltbetrachtungen so viel zu erleben.

Er hielt in früher Prosa seine Dorfheimat nach dem Krieg fest und fand einige Jahre im Waldviertel an einem Hof gemeinsam mit dem Podium-Leiter Nils Jensen und nun im Burgenland in Wallern auf seinem Hof die dörfliche Umgebung und das Jahresrauschen der Natur wieder.

Diesen Kreis der Natur mit den arbeitsreichen Tagen, dem Licht und dem Schatten, dem Knospen und Vergehen hat er nun eingefangen. Seine Zeilen sickern ins Bewusstsein – vielleicht auch ins Leere – und stellen dort genauso etwas an: nämlich stille Reflexion mit Alltagsnähe.

Seine Worte verkörpern den Kreislauf in Wiese und Feld, bringen in poetischen Fassungen einen Gedanken genial auf den Punkt. In seinen Zeilen ist so Facettenreiches eingefasst, und ohne das Bild erstarren zu lassen, bekommt es eine persönliche Wendung, sozusagen den Output seiner Lebensweisheit.

Seine Bescheidenheit ziert ihn, wenn er z. B. auf Seite 20 über das Aprilwetter berichtet und meint: *nicht erbaulich / ist das wetter / mein gedicht / macht es nicht netter*. Auch der weißblühende Schlehdorn am Ende des Hohlweges gibt in seiner Einfachheit ein unübertroffenes stimmiges Bild ab: *weiß / ist gedicht / genug*.

Vyoral ist einfach überaus hellhörig und spart sich überflüssiges Brimborium: *da trommelt / ein gedicht / an mein ohr // das echo im anderen / schreibe ich auf* (Seite 21).

Die Miniaturen schauen optisch klein aus, haben es immer in sich – auch wenn sie sich nur über drei bis fünf Zeilen erstrecken. Wunderbar ist die Natürlichkeit der Wortwahl und Einfachheit des Ausdrucksmittels, die poetische Umsetzung des scheinbar Simples.

Er verflucht den Zustand der Natur mit seinem Schreibbedürfnis und schreibt ein simples Gleichnis, dass im Mai alles wächst, nichts weniger wird ... und sich auch die leeren Seiten mit Wörtern füllen.

Seine tiefe Zufriedenheit zeigt er, indem er meint, er entbehre nichts, denn das Schreiben in der Natur ist Erfüllung und Inspiration. Als Autor sitzt er einfach und beobachtet – und wie von selbst fließt aus ihm ein Gedanke in poetischem Guss.

Seine Genügsamkeit drückt er kurz zusammengefasst in den Himmel schauend so aus: *im sommer schwimmt / mein denkvermögen / träge / & in rückenlage /*

*schaut in den himmel / stellt fest / dass er wolkenlos ist / blickt einer schwalbe nach / vertieft sich ins blau / befindet beglückt / dass luft / als farbe genügt* (Seite 26).

Kurz und ausdrucksstark, poetisch und jedes Mal unverbraucht! Einfach beglückend zu lesen! Am Rande eines Tages gibt es nichts Besseres als seine Zeilen.

Eva Riebler

---

**Peter Paul Wiplinger**

**EINSCHNITTE**

**Gedichte 2021–2022**

**edition pen Löcker, Wien 2022, 135 Seiten**

**ISBN 978-3-99098-145-0**

Die Tage, die Nächte, die Erinnerungen, der Zorn, die Ängste und die Bemühungen, sie nicht überhand nehmen zu lassen, des Lebens Wirklichkeit – alles wird zu Sprache, zu Gedichten. Peter Paul Wiplinger schreibt das Leben auf, ohne Metaphern, wie er selber sagt, ohne Abstraktionen, ohne poetisch-ästhetische Verzerrungen, „ungeschönt“. Es ist, wie es ist, lesen wir. Und so, wie es ist, schreibt er es nieder. Die Wahrheit ist ein Thema für Philosophen. Ihm geht es um die Wirklichkeit.

Wiplinger ist immer ein politischer Mensch gewesen. Alle, die ihn kennen, hätten sich sehr gewundert, wenn er, der leidenschaftlich Freiheitsliebende, sich nicht zu den gegenwärtigen Kriegsereignissen in der Ukraine geäußert hätte. Er tut es im ersten Teil des Bandes Schlag auf Schlag, Seite für Seite und mit geballtem Zorn. Dieser gilt nicht nur den „Führern“: *nein, alle die gehorsam morden, / die skrupellos den Tod bringen, / sie sind die Kriegsverbrecher, / die Zerstörer jeder Zivilisation.* Und dann: *nachher / wird man wieder sagen / wir haben nicht gewusst / dass das so schlimm war / dass alles zerbombt wurde / dass so viele Menschen / ihr Zuhause verloren.*

Erinnerungen aus der fernen Kindheit tauchen auf. Auch damals heulten die Sirenen, und die älteren Brüder waren im Krieg, im Westen der eine, im Osten der andere. Über frühe Verluste schreibt er, und wie oft in Wiplingers Lyrik klingen

Worte der Verbundenheit mit seiner Mühlviertler Heimat an. Dann kommt das ganz Eigene, Persönliche, Kreatürliche zur Sprache. Die Wirklichkeit, der Alltag, die Schlaflosigkeit eines schwerkranken Mannes, der nichts verdrängt, der nicht anders kann als hineinhören und hineinschauen in diesen sich verkürzenden Zeitraum. *immer wieder tief in sich / den abschied spüren / immer wieder aber auch / der hoffnung fernes licht.*

Ob es in diesen Gedichten um den Krieg und seinen Verursacher geht oder um den persönlichen Kampf der eigenen Existenz und den immer wieder möglichen Gewinn eines Glücksmoments, eines Augenblicks der reinen Freude, und sei er auch in der Erinnerung angesiedelt – Wiplingers Gedichte sind authentische, aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpfte Verse eines Menschen, der sagt, was er sieht und hört und erleidet.

Elisabeth Schawerda

# JAHRESTAGE

**Maria Lehner**

***Im Dunstkreis von Reformern, Brandstiftern  
und schwärmerischen Eliten***

**Eine Annäherung an Leben und Prosawerk der Imma von Bodmershof**

Emma Lilly Isolde, die sich später Imma nennen wird, wird am 10. August 1895 in Graz geboren und wächst in einem aktivierenden geistigen Klima auf. Die Tochter der Emma von Hartmann (geborene André) und des Christian Julius Freiherr von Ehrenfels, Universitätsprofessor in Graz, Wien, und Prag, umgibt eine Atmosphäre, die man später als förderlich für eine schriftstellerische Laufbahn einschätzen wird. Ihr Vater ist es, der die nach ihm benannten „Gestaltqualitäten“ entwickelt und die Gestaltpsychologie begründet („Das Ganze ist mehr und anders als die Summe der Teile“). Sie hält sich mit der älteren Halbschwester Elfriede und dem um sechs Jahre jüngeren Bruder Rolf im Waldviertel auf Schloss Lichtenau sowie in Prag auf. Im Elternhaus trifft sie auf Lichtfiguren aus dem Freundeskreis ihres Vaters: Max Brod etwa und der spätere erste tschechische Präsident Tomáš Garrigue Masaryk. Prägende Begegnungen hat sie mit Ludwig Klages, einem deutschen Lebensphilosophen und Psychologen sowie Begründer der ausdruckswissenschaftlichen Grafologie. Zu dieser Zeit ist Imma von Ehrenfels mitten in den Studien der Kunstgeschichte, Philosophie und Grafologie in Prag und München, denen sie sich zwölf Jahre lang widmen wird. Aus Verbindungen mit den Mitgliedern des Stefan-George-Kreises geht später auch die Bekanntschaft mit dem 20 Jahre älteren Dichter Rainer Maria Rilke hervor. Als Achtzehnjährige verlobt sie sich mit dem Hölderlin-Kenner Norbert von Hellingrath. Einige ihrer Werke sind auch dem geistigen Milieu des Norbert von Hellingrath und Stefan George zuzurechnen. Er, der vom Aufbruch geschwärmt hat, stirbt drei Jahre nach seiner Verlobung einen sinnlosen Tod auf dem Schlachtfeld in Verdun.



Sie ist dreißig Jahre alt, als sie den Volkswirtschaftler und den aus privater Neigung tätigen Religionsforscher Dr. Wilhelm (Schuster) von Bodmershof heiratet und mit ihm auf das Schloss Rastbach zieht, um das Gut zu bewirtschaften. Sie reduziert sich nicht auf die Rolle der Gutsherrin, sondern unternimmt zahlreiche Kulturfahrten innerhalb von Europa (z. B. 1927 eine Reise nach Sizilien, die Grundlage für den Roman „Sieben Handvoll Salz“ sein wird). Gemeinsam bewirtschaftet das Ehepaar beinahe 45 Jahre das Gut in der Gemeinde Gföhl. Von geistiger Nähe und befruchtendem Austausch ist die Rede: Ihr Mann gilt als Autor der „Geistigen Versenkung“; er ist Experte für orientalische Meditationsformen und inspiriert sie bei der literarischen Arbeit an Haikus. Nicht unerwähnt bleiben soll aber auch hier der ab den 1950er Jahren intensive Austausch mit Mitsuko Aoyama, der Frau von Richard Coudenhove-Kalergi.

Imma von Bodmershof, von der man sagt, dass sie relativ spät zu schreiben beginnt und erst mit knapp fünfzig Jahren den literarischen Durchbruch schafft, ist einer Vielzahl von Strömungen ausgesetzt. Wir wissen zu wenig darüber, welcher „Kompass“ ihr jeweils das Zurechtfinden ermöglicht, und dürfen uns nicht in die Gefahr der vorschnellen Kategorisierung begeben: Ab 1937 entstehen von Zeit zu Zeit Romane und Erzählungen, teilweise mit starker Traditions- und Heimatverbundenheit (1944 erschien der Waldviertelroman „Die Rosse des Urban Roithner“). Ist sie damit eine „Heimatliterarin“ in einer Zeit und einem Umfeld, in der sich diese Zuschreibung fatal ausnimmt? Sie schafft Figuren mit Erdverbundenheit und gilt dem Verleger Peter Suhrkamp für sein Verlagsprogramm in den 1940er Jahren regelrecht als ein Lichtblick nach der Vertreibung der besten und kritischsten Autorinnen und Autoren aus Deutschland und Österreich. Sie orientiert sich aber auch an Menschen aus ihrem Umfeld, die auf unselbige Art das deutsch-österreichische Netz der konservativen Eliten mit dem zu Staub zermalmt überkommenen Wertefundament der k. u. k. Monarchie zu jenem Sprengstoff amalgamieren, von dem man sagt, dass er den Weltenbrand ausgelöst habe. Neben Pathos und Apokalypse stehen aber immer auch Figuren, die eine keineswegs konservative weitaufgepannte Weltsicht bieten, so wie das für einen Rainer Maria Rilke, Thomas Mann, oder Stefan George gegolten hat.

Wie denkt die Schriftstellerin in all dem „Dazwischen“, das ihr Leben ausmacht? Man möchte sie gern so erleben, wie sich ihr Protagonist Ibarra nach

dessen „Bartabnahme“ im Spiegel sieht: unverstellt, nackt, verletzlich und verletzt – als Augenblickaufnahme im ganzen Spektrum der menschlichen Existenz. Ihre Biografin Cécile Cordon ringt in bewundernswerter Weise um ein klares und fassbares Bild der Imma von Bodmershof. Sie verortet sie „Zwischen Hölderlin und Hitler“. Der Angelpunkt mag wohl die Person der Elsa Bruckmann sein: Sie ist die Tante des Norbert von Hellingrath, der ein Hölderlin-Kenner war (Hölderlin gilt als einer, der zur Zeit des Ersten Weltkriegs am Hymnischen verrückt geworden ist). Norbert, der Verlobte der Imma, ist es, der damals die erste maßgebliche Hölderlin-Gesamtausgabe vorbereitete. Elsa hingegen ist die, die 1920 Hitler nicht nur ihre Salontür öffnet, sondern ihn gleichermaßen „hereinzerrt“ und ihm damit den Weg in die geistige Münchner Elite ebnet. Imma geht dort ein und aus. Ahnt sie, was sich da vorbereitet? Sie lebt wohl zeitlebens im Nebeneinander zwischen Extremen: Sie ist die Ehefrau eines Mannes, der frühzeitig der NSDAP beitrifft und u. a. das Amt des Ortsgruppenführers innehat, was ihm nach dem Krieg auch einen Entnazifizierungsprozess eintragen wird; gleichzeitig ist sie aber auch die Nachbarin des Hermann Ehrhardt, der Freikorpsführer ist und als Putschist eine Rolle spielt: Die Rede ist vom Kapp-Putsch, ein 1920 nach 100 Stunden gescheiterter konterrevolutionärer Putschversuch gegen die nach der Novemberrevolution geschaffene Weimarer Republik.

Wer wie sie in vielen Welten zu Hause ist, braucht fixe Bezugspunkte: Der Hölderlin-Gesellschaft bleibt sie immer verbunden; sie ist vierundsechzig, als sie dort den sechs Jahre älteren Martin Heidegger in München anlässlich eines Vortrages kennenlernt. Es entwickelt sich ein Briefwechsel, der bis 1976 andauert. Sie hinterlässt insgesamt eine umfangreiche (aber nicht vollständige) Korrespondenz mit zahlreichen Schriftstellern, u. a. mit Felix Braun, Max Mell, Hermann Hesse sowie Houston Stewart Chamberlain. Letzterer muss allerdings als einer der wichtigsten intellektuellen Wegbereiter des nationalsozialistischen Rassismus gesehen werden.

Das erzählerische Werk ist geprägt von zum Lesenden sprechenden Bildern. Etwa erkundet sie im Waldviertel, dem Schauplatz ihres bekanntesten Romans „Die Rosse des Urban Roithner“, die Natur anhand der Jahreszeiten mit allen Sinnen. Für Erzählungen und Romane erhält sie 1958 den „Großen Österreichischen Staatspreis“, 1965 den „Kulturpreis des Landes Niederösterreich“. 1969 wird ihr

das „Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft Erster Klasse“, sowie 1969 der „Preis der Stadt Wien“ als Anerkennung für ihre Dichtkunst verliehen.

Imma von Bodmershof ist in „ihrer Zeit“ berühmt, wird viel gelesen und ist heute weitgehend vergessen. Die schwierige Aufgabe, sich der Person durch literarische Zeugnisse und verfügbare Archivbestände zu nähern, hat Cecil Gordon übernommen. Das Navigieren zwischen leidenschaftlicher Schwärmerei und banalen Alltagsdingen wie Weihnachtsvorbereitungen, dem nächsten Gästebesuch, der verhagelten Ernte, der Rettung des Meierhofes und den Schilderungen ihrer wiederkehrenden Erkältungen kann nur ein diffuses Bild liefern. Ein Bild vor allem, das Imma von Bodmershof manipuliert durch das, was sie nicht sagt – sie spricht lediglich von verbrannten Briefen, nicht nur den eigenen, sondern auch jenen von Elsa und Hugo Bruckmann. Das Gewesene geht in Rauch auf, in dem wir nicht mehr nach Spuren suchen können: Hat sie den bedrohlichen Ton in den Salongesprächen als Auftakt zur Katastrophe wahrgenommen? Vieles bleibt offen und es kann nur mehr spekuliert bzw. aus den literarischen Belegen herausgedeutet werden. Fragen wir stattdessen: Wer geht heute, hundert Jahre danach, bei wirkmächtigen Eliten ein und aus? Würden wir bemerken, ob oder dass sich dort denkerisch eine Apokalypse vorbereitet?

Nach langer, schwerer Krankheit stirbt Imma von Bodmershof im Alter von 87 Jahren am 26. 8. 1982 in Rastbach, Stadt Gföhl, und wird auf dem Friedhof von Moritzreith beigesetzt. Zum 100. Geburtstag im Jahre 1995 werden in Rastbach und Gföhl ihr zu Ehren Gedenksteine errichtet.

Prosawerke, gereiht nach ihrem Entstehen:

1937, **Der zweite Sommer** (Roman), Berlin: Suhrkamp, 1943

1938–1942, **Die Rosse des Urban Roithner**: Das Werk wurde bereits 1943 gesetzt und 1944 durch Suhrkamp, Berlin in den Druck gebracht, zweimal sollte die gesamte Auflage in den Kriegswirren verbrennen, bis 1950 das Buch endlich durch die die Österreichische Verlagsanstalt in den Handel gelangte. Es folgten Lizenzausgaben in den 1950er Jahren in der Deutschen Buch-Gemeinschaft, der Buchgemeinschaft Donauland und der Büchergilde Gutenberg, der Titel wurde 1982 als Band 1 von Bodmershofs Gesammelte Werke in Einzelausgaben aufgenommen. Als Paperback ist es erschienen in St. Pölten: Verlag des niederösterreichischen Pressehauses, 1984 und bei der Buchgemeinschaft Donauland ebenfalls 1984.

1939, **Die Bartabnahme**, Wien: Österreichische Verlagsanstalt, 1966, und Karlsruhe: Von Loeper, 1982

1939, **Die Stadt in Flandern**, Berlin: S. Fischer, 1939, und als Neubearbeitung: Das verlorene Meer, Wien: Herold, 1952

1942, **Begegnung im Frühling** (Erzählung), Karlsruhe: Von Loeper, 1985

1953, **Solange es Tag ist** (Novellen), Österreichische Verlagsanstalt, Innsbruck, 1953

1958, **Sieben Handvoll Salz** (Roman), Gütersloh: Bertelsmann, 1958, und St. Pölten: Niederösterreichisches Pressehaus, 1984

1962, **Unter acht Winden**. Werkauswahl (=Stiasny-Bücherei, Band 106), Graz-Wien: Stiasny, 1962

1966, **Die Bartabnahme**, Erzählung Wien: Österreichische Verlagsanstalt, 1966 (als **Ibarras Bartabnahme** wiederveröffentlicht; Karlsruhe: Von Loeper, 1986)

1976, **Mohn und Granit vom Waldviertel** (Essay, mit sieben Holzschnitten von Franz Traunfellner). St. Pölten: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, 1976 und Wien/München: Brandstätter, 1999 (mit Fotos von Franz Hubmann)

Gesamtausgabe:

1986, **Imma Bodmershof: Gesammelte Werke** in Einzelausgaben (4 Bände). Karlsruhe: Von Loeper, 1986

Briefwechsel:

1959–76, **Briefwechsel mit Martin Heidegger** (Hg. von Bruno Pieger), Stuttgart: Klett-Cotta, 2000

Biografie:

**Cécile Cordon: Zwischen Hölderlin und Hitler**. Die Schriftstellerin Imma Bodmershof und ihre Zeit (1895–1982), Leipzig: Eudora, 2020

## **Christa Maria Till**

### ***Zum Gedenken an Imma von Bodmershof (1895–1982) und ihre Kunst des Haiku***

Als Tochter eines Wissenschaftlers (Gestalttheorie) wurde sie als Imma von Ehrenfels 1895 in Graz geboren, wuchs jedoch auf Schloss Lichtenau im Waldviertel auf. Sie studierte in Prag und München Kunstgeschichte und Philosophie, verlobte sich mit dem Hölderlin-Forscher Norbert von Hellingrath, der 1916 bei Verdun fiel. Durch ihn kam sie auch in Kontakt mit Rilke und dem Kreis um Stefan George. 1925 heiratete sie Wilhelm von Bodmershof, einen Religionsforscher und Gutsherrn. Mit ihm zusammen lebte sie auf Schloss Rastbach bei Gföhl im Waldviertel. Ab 1937 veröffentlichte sie Romane wie: „Die Stadt in Flandern“, „Die Rosse des Urban Roithner“, „So lange es Tag ist“, um einige zu nennen. Später widmete sie sich der Haiku-Dichtung. Sie hatte Kontakt mit dem japanischen Literaturwissenschaftler Yukio Koatani, der sie zum weiteren Haiku-Schreiben ermunterte. Sie war eine fleißige Briefschreiberin, so gibt es auch einen Briefwechsel mit Martin Heidegger. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen. Sie wurde öfter als Dichterin der inneren Emigration bezeichnet. Sie starb 1982 auf Schloss Rastbach.

Ich konzentriere mich in diesem Beitrag auf ihre Lyrik, das Haiku-Schreiben. Der Ehemann, Wilhelm Bodmershof, der sich mit östlicher Philosophie und Religion befasste, hat sich zur Theorie des Haiku geäußert (Vorwort zu „Im fremden Garten“), während Imma sich tatsächlich als Haiku-Dichterin betätigte.

Um eine Definition zu liefern, nennt er die in Japan durch die Jahrhunderte hindurch geltenden Baugesetze des Haiku: Das Haiku gehe von einem Bild, einer Impression aus, ähnlich der japanischen Tuschzeichnung.

Das zweite Bauelement sei die Bewegung, ein Spannungsbogen, der zwischen zwei Polen aufgebaut werde. Wesentlich findet er den dem Haiku innewohnenden verborgenen Sinn, die Kunst der Andeutung, die sich der direkten Aussage entzieht, im Wissen, dass die letzten Dinge nicht sagbar sind, in Richtung Transzendenz. Haikudichter waren oft Mönche und wendeten sich der Innenwelt zu. Sie würden sich einer Symbolpalette bedienen wie der Mond (geistiges Prinzip), die

Kirschblüte (seelische Licht im Menschen), der Garten (Innere des Menschen), der Regen (Tod). Rein äußerlich, das klassische Haiku, hat drei Zeilen mit der Silbenzahl 5/7/5.

Nun stellt sich die große Frage: Kann sich ein europäischer Dichter in diese Gedankenwelt einfühlen, kann er sich dem Haiku annähern? Denn es ist keine Allegorie, kein Gleichnis, der Metapher komme es noch am nächsten. Wilhelm Bodmershof meint abschließend, fremde Formen seien öfter in die deutsche Sprache eingegangen, sodass auch Haiku und Tanka (die längere Form) hier Wurzeln schlagen könnten. Als überzeugendes Beispiel kann er die Lyrik seiner Frau anführen.

Im klassischen japanischen Haiku spielen die Jahreszeiten eine große Rolle. Bei Imma – die Jahreszeitengedichte:

## **FRÜHLING**

Immer noch Reif am Morgen –  
aber mein Nachbar  
klopft und wetzt am Pflug.

## **SOMMER**

Blitze im dunklen Gewölk  
doch ruhig atmet  
weisser Holunder.

Duft reifer Felder  
in welcher fernen Scheune  
bringt ihn der Wind ein?

## **HERBST**

Der Wind schlägt das Tor  
auf und zu – ist denn kein Herr  
im Haus der es hört?

## **WINTER**

Wildgänse ziehen –  
durchs vergitterte Fenster  
blickt ein alter Mönch.

Impulse zum Haiku-Dichten in deutschsprachigen Gebieten gab es durch den Band „Ihr gelben Chrysanthemen“ (1939), Anna von Rottauscher hatte darin japanische Haiku übersetzt. Vom Japankontakt der Imma habe ich bereits gesprochen, sie hatte auch Austausch mit Erwin John, der in Kyoto und Tokio deutsche Literatur unterrichtete. In einem Artikel in der „Furche“ vom 10. Mai 1969 hat sie geschildert, wie sie zum Haiku kam: „Diese fernöstliche Kunst der Andeutung, des Weglassens alles Unwesentlichen, dieses Fassen einer ganzen Welt in einem Gebilde klein wie ein Tautropfen, packte mich und liess mich nicht mehr los.“ Dazu passt folgendes Haiku:

Nur wie ein Tropfen  
scheint mir der Teich vor dem Haus  
seit ich das Meer sah.

Und weiter in ihrem Artikel: „Es ging darum, in dieser Kunstform das Wesentliche zu fassen, das sich aber dem direkten Zugriff entzieht; das Unausgesprochene, das dem Haiku erst seine Wirkung gibt. Es hat mit der Doppelnatur des Menschen zu tun, mit seiner diesseitigen und seiner anderen ... dieses andere aber entzieht sich jeder Aussage. Im echten Haiku will das Geheimnis des Lebens, das uns umgibt und das alles, auch das Kleinste durchdringt, spürbar werden. Solche Haiku kann man nicht machen, sie entspringen einer bestimmten Haltung, einem glücklichen Augenblick.“

Imma fand auch, es gäbe Menschen, die die Erfahrungen machten, dass sie in Seelenlandschaften beheimatet seien, weit weg von ihrem realen Zuhause. Imma hat sich ziemlich an der Versschema, drei Zeilen, 5/7/5 Silben gehalten. Ein Beispiel:

Zog die Lade auf –  
die Farben sind vertrocknet  
der Pinsel ist steif.

Sie hat das Schema auch abgewandelt, etwa 5/5/7. Moderne Dichter lockern das mitunter auf.

Beat Willems hat über sie und das deutsche Haiku geschrieben. Er lobt die äußere Geschlossenheit, verstärkt durch die Tilgung der Interpunktion (außer Gedankenstrich), entscheidend bei ihr der Ausdruck persönlichen Erlebens, es seien Momentgedichte (heute würde man sicher auch mit dem Begriff der Acht-samkeit kommen), Augenblicke großer Intensität.

Es gibt nichts, dass so klein ist, so unbedeutend ist, dass es nicht das Thema eines Haiku werden könnte:

Ein grosser Tag heut  
die Kaulquappe steigt an Land  
als Frosch – ganz als Frosch.

Zum Wasserholen  
aus dem Regenfass braucht ich  
heute den Hammer.

Sie formuliere so, dass eine Einheit von Inhalt, Form und Rhythmus bestehe. Und immer wieder sticht das Naturthema hervor:

Immer noch Dürre  
mein Brunnen gibt kaum noch Wasser  
will tiefer graben.

Oder ein besonders zartes Gedicht:

Zwischen den Scherben  
der braunen irdnen Schale  
wie hell glänzt der Reis.



Die Gedichte können auch humorvoll sein:

Über das tiefe Wasser  
laufen die Spinnlein  
trockenen Fusses.

Auf den Zeigern der Turmuhr  
schnäbeln die Schwalben –  
die Zeit muss warten.

Ich möchte noch ein Haiku anführen, um ihren künstlerisch gekonnten Sprachstil zu zeigen, das reale Geschehen ist gleichzeitig sinnbildhaft und man könnte auch eine Anspielung an den Bund Gottes mit dem Menschen hineininterpretieren:

Steh vor dem Abgrund  
ein Regenbogen allein  
wölbt sich darüber.

Man kann zwischen ihrer Prosa und Lyrik Parallelen finden, wenn man genau hinsieht. Da bietet sich ihr Waldviertel-Roman „Die Rosse des Urban Roithner“ (1944) an, Orte wie Zwettl und Horn oder der Fluss Kamp werden erwähnt, wo die Schilderung der Natur eine große Rolle spielt. Urban Roithner ist die Hauptfigur. Zuerst arbeitet er als Knecht beim Hummelbauern, die Arbeit mit dem Ochsen sagt ihm nicht zu. Er hat höhere Pläne, er möchte sich selbstständig machen und Pferde besitzen. Er erwirbt einen abgewirtschafteten Hof, heiratet Barbara, die Tochter des Hummelbauern, arbeitet hart und wäre glücklich, müsste er nicht Zinsen für das aufgenommene Geld zahlen. So muss er daneben noch als Fuhrmann für andere schuften, auch im härtesten Winter. Leichter verdient ist das Geld mit dem Rosshandel, zu dem er durch den Zigeuner vom Pferdemarkt kommt, das ist auch im Böhmischen. Er wird beschuldigt, einen Zollbeamten getötet zu haben, wird inhaftiert, freigesprochen wegen Mordes, aber da gibt es

die Geldstrafe. Als Barbara bei der Geburt ihres dritten Kindes stirbt, sucht er mit seinen Rossen das Weite und wurde nie mehr gesehen (man denkt da an den „Schimmelreiter“ von Storm).

Der Roman enthält Passagen, die sich auch für ein Haiku eignen würden. Es sind dies Naturschilderungen, als Gutsfrau hatte sie einen praktischen Bezug zur Natur, als Dichterin einen überhöhten. Die Natur wird oft im Kreis der Jahreszeiten am Bauernhof geschildert. Ich habe bei der Besprechung der Haiku ihre Jahreszeitengedichte angeführt. Das Romangeschehen setzt im Frühling ein: „Das Frühjahr ließ sich nun nichts mehr dreinreden vom Winter (...) Die Sonne stand schon richtig gelb im blauen Himmel, und Berg und Tal lagen nicht mehr steif und schwer im Frost.“ Also aus diesem Stoff wäre leicht ein Haiku zu machen. Dasselbe gilt für die eingehende Schilderung der Wolken, wenn von Wildgänsen die Rede ist oder wenn sie poetisch den Altweibersommer einführt.

Urban und Barbara erleben arbeitend den Jahresverlauf: „Der Juni in diesem Jahr war zu loben. Nicht jeden Monat wurde, was werden sollte, es gerieten so manche Monate daneben ... Da hinkte ein August mit kalten, nassen Tagen daher, blieb ein Mai im Winter stecken, glitt ein September in den Nebel hinein.“

Oder: „Der Sommer ging wie ein goldener Glanz über die dunkle Erde und die schwarzen Wälder hin und nahm ihnen die Härte.“ Wir als Leser erleben drei Jahresläufe mit ihnen.

Ich möchte den Artikel mit persönlichen Erinnerungen an Imma von Bodmershof abschließen, obwohl diese Formulierung etwas übertrieben ist. Aber es gibt da einen kleinen Link.

Marianne S., eine weitschichtige Verwandte von mir, hat mir vor ein paar Jahren von ihrer Freundschaft mit dem Ehepaar Bodmershof erzählt. Imma verbrachte nämlich immer wieder Ferientag am Mondsee, vor allem nach Kriegsende, als das Schloss Rastbach von den Russen requiriert worden war. Sie war Gast bei dem aus Prag stammenden Ehepaar Zeynek.

Die Villa der Zeyneks stand am Ortsende von Mondsee, nur durch die Autostraße vom See getrennt. Es war eine liebenswürdig altmodische Villa mit Holzveranda. Ich selbst habe diese Villa und deren Besitzerin Alice von Zeynek gekannt, für mich Tante Alice, als ich mit meiner Grossmutter Ferien in Plomberg am Mondsee verbrachte. Wir fuhren mit dem Schiff über den See zu einem Nach-

mittagsbesuch. Ich habe sie als recht alt, an zwei Stöcken gehend, ansonsten teilnehmend in Erinnerung. Ich hätte da die Bodmershof antreffen können, hatte aber damals noch keine Ahnung von Haikus.

Der Mann der Tante, Theodor, hoher Militär (damals schon tot), hatte sich nach dem Ende der Monarchie künstlerisch betätigt, so übersetzte er Shakespeare. Von Marianne erfuhr ich, dass seinerzeit ein reger gesellschaftlicher Verkehr in der Villa geherrscht habe. Da Imma zum Schreiben ungestört sein wollte, lebte sie im Hinterhaus. Theodor liebte es, jemanden zu finden, mit dem er am Klavier vierhändig spielen konnte. Vorher gab es kein Essen. Die Zeyneks und die Bodmershofs und andere Freunde schwammen im See, man hatte eine Badehütte am Ufer, man machte Ausflüge, bestieg den Schafberg. Einmal in der Woche gab es einen Vorleseabend, wo sicherlich auch Immas Gedichte vorgetragen wurden. Aus einem alten Gästebuch ersehe ich, wann die Besuche stattgefunden haben. Der erste Eintrag von 1938, dann bis in die 60er Jahre. Am 11. 9. 1961 hat Imma auch ein Haiku hineingeschrieben:

Eine Goldammer ruft und ruft  
im kahlen Kirschbaum  
plötzlich steht er in Blüte

Imma von Bodmershofs Haiku-Dichtungen sind in den folgenden drei Buchausgaben gesammelt:

Haiku. Mit Illustrationen von Ruth Stoffregen. München: Langen-Müller 1962

Sonnenuhr. Bad Goisern: Neugebauer Press 1970 (= Stifter-Bibliothek 98)

Im fremden Garten. 99 Haiku. Zürich: Arche-Verlag 1980

# Martin Stankowski

## *Leben ist ein Feuerprozeß*

Georg Philipp Friedrich Leopold von Hardenberg alias Novalis

Zum 250. Geburtstag am 2. Mai 2022

„Novalis“ hat sich als die Benennung eingespielt, nicht zuletzt, weil bereits von dem Kreis, in dem der Mann verkehrte, als Hinweis auf eine Lebensäußerung namhaft gemacht. Mit dieser Ansicht verband sich für lange Zeit die Lesart eines besonderen literarischen Daseins: Wahl eines etwas geheimnisvollen Pseudonyms, früh mit Gedichten hervorgetreten, jung gestorben, aber in wenigen Jahren ein Opus großer Kraft, unglückliche Liebe. Wie häufig handelt es sich dabei um die Konstruktion aus einigen zielstrebig eingesetzten Lebensmomenten. Welche wie im 19. Jahrhundert so oft (siehe etwa „Beethoven, das einsame Genie“) als von jeweiligen zeitlichen, ideologischen, persönlichen Anliegen getragene Wunschvorstellung zahlreiche Realitäten in der Bewertung unter den Tisch fallen lässt. In diesem Fall taten sich ausdrücklich Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck hervor, mit denen Hardenberg in engem Austausch stand. Sie vollführten gleich nach dem Ausscheiden Hardenbergs mit der Veröffentlichung unter anderem einer Auswahl vieler Bruchstücke eine eigentliche Textredaktion mit korrigierenden Auspizien in ihrem romantischen Sinn. (O-Ton Tieck: *Dem Dichter [Novalis], welcher das Wesen seiner Kunst im Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts widersprechend und fremd, ihm sind die Rätsel gelöst [...]*) Es wird auf das Werk noch näher einzugehen sein. Zunächst aber zu zwei dank der genannten Eingriffe kaum in der überkommenden Vorstellung von „Novalis“ verankerten Aspekten.

Das für unsereins zweifellos Moderne an Hardenberg liegt zunächst weniger in seiner literarischen Produktion, sondern auf der existentiellen Ebene: Er bemüht sich um eine finanziell abgesicherte Existenz in einem bürgerlichen Brotterwerb und verfasst seine Lyrik und Romane in einer Art Parallelexistenz. Daraus dürfte sich die Wahl eines Pseudonyms erklären: Er begriff angesichts einer ersten Publikation, dass seine poetische Welt ihm die Türen zum gewünschten Einstieg in die Administration, wenn nicht verschloss, so zumindest die Wahlchancen auf eine maßgebliche Stelle erheblich minderte. Außerdem scheint der Namensfund,

den er mit einer älteren Form des Familiennamens verbindet, inhaltlich der momentanen Lage geschuldet. Seine bereits zahlreichen kurzen Notationen nannte er *Sämereien*, fasste sie in einem ersten Schritt unter *Blüthenstaub* zusammen, und in eben diese Richtung zielt das „Novalis“ in der Bedeutung: der, der Neuland bestellt oder rodet. Die zweite Version entspricht vielleicht besser seinem Denken, denn er versuchte in einer gesamthaft fast nicht mehr überblickbaren Zahl an kurzen Stücken – Aphorismen, Fragmente, kurzen, ja kürzesten Prosastücken (etwa in den „Fabeln“) – alles ihn Interessierende einzufangen, auszubreiten und zu bewerten. Die Palette ist außerordentlich breit, zum Teil bedingt durch sein Studium von Jura, Philosophie und vor allem Mathematik und Naturwissenschaften, wobei letztere direkt zu seinen beruflichen Ambitionen führten.

Der Vater bereits Direktor der Salinen in (Sachsen-)Anhalt in Weißenfels, folgte ihm der Sohn zunächst 1796 in der Stellung als beigeordneter Akzessist und, die Basis erweiternd, 1797–99 mit einem Studium in Freiberg, dem überregionalen sächsischen Bergbauzentrum. Zurückgekehrt stieg er rasch die Stufenleiter auf bis zur Ernennung zum Supernumerar-Amtshauptmann für den Thüringischen Kreis anfangs Dezember 1800. Zuvor erkundete er in wochenlangen Fußmärschen die Region bezüglich der dort liegenden Bodenschätze. In diesem Belang engagierte sich der junge Mann ausdrücklich, er widmete sich intensiv der möglichen Umstellung der Feuerung der Salinenpfannen von dem einen immensen Bedarf verschlingenden Holz zur Braunkohle. (Deren Tagwerkabbau bis zum Ende der DDR-Zeit gerade hier gewaltige Änderungen der Landschaft mit sich brachte.) Als Ergebnis legte er eine umfangreiche Abhandlung vor, die die bestehenden Kenntnisse und seine neuen Forschungen miteinander verband.

Die Region, in der sein Leben abläuft, spielt eine weitere wichtige Rolle: Das (preußische) Anhalt gab sich nicht zuletzt in Divergenz zum benachbarten (lutherischen) Sachsen gut reformiert mit Halle als Zentrum des Pietismus, auf den sich Vater und Familie religiös ausrichteten. Der Sohn folgt ihm auch hierin; er schreibt in diesem Geist 15 „Geistliche Lieder“, bereits im ersten steht: *Da kam ein Heiland, ein Befreier, / Ein Menschensohn, voll Lieb und Macht, / Und hat ein allbelebend Feuer / In unserm Innern angefacht.* Die die Praxis erfassende Nachfolge Christi (vgl. das Prinzip der „Tageslosungen“) führt zu einem menschlichen Universalismus: *Ein jeder Mensch ist uns willkommen, / Der seine Hand mit uns er-*

*greift, / Und in sein Herz mit aufgenommen, / Zur Frucht des Paradieses reift.* Indem niemanden abzulehnen, weitergedacht, alle einzuschließen hieß, erlaubte dieser Anstoß Hardenberg Ende 1799 in seinem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ eine positiv rückgewandte Sicht auf die Kirche vor der Reformation, deren Einheit nach seinem Dafürhalten wiederzugewinnen sei. Letztlich schließt er: *Zur Wissenschaft ist der Mensch nicht allein bestimmt, der Mensch muß Mensch sein,* und dieser Mensch ist nicht an sein Land gebunden, sondern er wächst über sich hinaus: *Und so bildet den großartigen Menschen nichts als die Weltgeschichte.*

Diesen doppelten Hintergrund gilt es nun doch bei seinem Schreiben stets zu mit zu berücksichtigen. Eine gedankliche Verbindung beider Ebenen zeichnet vielleicht das Zitat *Bildung des Geistes ist Mitbildung des Weltgeistes – und also Religion.* Eine Art Ausweitung zur literarischen Arbeit bildete dann *Die Poesie ist das echt absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer.* Die Feststellung erlaubt, die ihm als Wissensstoff stets geläufigen und präsenten naturwissenschaftlichen Kenntnisse neu einzuordnen: Hardenberg begibt sich mittels Lyrik, lyrischer Prosa und in der Romanform auf die eingehende Suche des menschlichen Innenlebens. *Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefen unsers Geistes kennen wir nicht.* Unmissverständlich im Traum bleibt das Verschieben der Grenzen zwischen Realem und Gedachtem.

Sehen wir uns dazu das einzige Porträt an: ein leicht längliches Gesicht, umrahmt von welligem, dunkelblondem Haar, mit gerader Nase über weich geformtem Mund und unter hoher Stirn die weit geöffneten dunkelbraunen Augen, halb forschend, halb sinnend. Eine Art von gewünschter Selbstsicht mag in „Giazar“ gegeben sein: Dieser, der *in allen Wissenschaften unterrichtet wurde, war durch seine Herzensgüte, seine Bescheidenheit, seine Offenheit ebenso beliebt bei den [...] Bewohnern [...], als die Schönheit seiner Gestalt und seines Gesichts Bewunderung und Entzücken erweckte.*

Eine Art sehr persönlich geprägter Übergang von der wissenschaftlichen Basis zur seelischen Erkenntnis vollzieht er im Roman „Die Lehrlinge zu Sais“ (im Titel auf Schiller zurückgehend). Ihm geht es durch die Gespräche vieler untereinander darum, nicht zuletzt in einer intensiven Landschaftsbetrachtung verschiedene gedankliche Ansätze auszubreiten, zu denen – auch – das als

Ausschnitt bekannte Märchen von Hyazinth und Rosenblüte gehört. Die unterschiedlichen Äußerungen bewertet, zusammenfassend, ein Lehrer (am Schluss des Fragments): *Ein Verkündiger der Natur zu sein, ist ein schönes und heiliges Amt [...] wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Tuns ist, der wird nur den [...] für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen und zu einer Naturreflexion beizutragen.*

Ein gewaltiges Auskundschaften psychischer Tiefen bedeuten 1797 die „Hymnen an die Nacht“, das fast einzige publizierte und wohl nicht zuletzt durch die tragischen Umstände noch heute bekannteste Werk. Erschüttert durch den frühen Tod seiner (heimlichen) Verlobten stürzt Hardenberg sich in eine Welle ihn überflutender poetischer Bilder zu Leid und Tod, Erinnerung und Sehnsucht, Glauben und Liebe. *Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmut weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht?* Unabhängig vom elegischen Ton steht „Nacht“ ebenso für den Kosmos, in dem Hardenberg einen Rhythmus erkennt (man erinnert sich an Keplers Sphärenklänge), und der folgerichtig eine Ordnung vorgibt. Die Bindung erlaubt damit eine Art der Stabilisierung. So wie die Fülle der Imagination ihm nicht den Sinn für das Gegenwärtige raubte, er verlobt sich im Jahr darauf zum zweiten Mal; sowie (siehe oben) die Erforschung der Bergwerkswelt keinen Abbruch erfährt.

Einen dritten Anlauf nimmt Hardenberg mit dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“, als Alternative zu Goethes „Wilhelm Meister“ konzipiert. Denn hier fehlt die breit angelegte, nicht zuletzt im Ausland fündig werdende Bildungsreise, sondern es geht um das Erkunden einer Höhle. In ihr, im scheinbar geschlossenen Raum, finden sich (neben dem Kontakt zu einem Eremiten) alle Ingredienzen für die Sicht auf die Welt. Ihr Erkunden erfolgt, ebenfalls unterschiedlich, durch die Verbindung zur inneren Welt. Die ersten Zeilen (*Zueignung*) legen bereits das doppelte Programm fest: *Du hast in mir den edeln Trieb erregt / Tief ins Gemüt der weiten Welt zu schauen [...]* und *In ewigen Verwandlungen begrüßt / Uns des Gesangs geheime Macht hienieden [...]*. Paradigmatisch erscheint die Suche nach der (sprichwörtlich gewordenen) *blauen Blume*, die das Wesentliche der individuellen

Existenz offenbaren soll. Zwar nicht an dieser Stelle, aber in Kurzform liefert der Autor durchaus sein Fazit: *Es ist seltsam, daß in einer guten Erzählung allemal etwas Heimliches ist – etwas Unbegreifliches. Die Geschichte scheint noch uneröffnete Augen in uns zu berühren – und wir stehn in einer ganz andern Welt, wenn wir aus ihrem Gebiete zurückkommen.* Im Übrigen schloss Hardenberg nur den ersten Teil *Die Erwartung ab*, der zweite Teil *Die Erfüllung* blieb unvollendet und wurde von Tieck herausgegeben.

Die Gedichte, teils gereimt, teils in freien Rhythmen, teils in Strophenform, teils als Zweizeiler, teils (gar nicht selten) direkt adressiert, teils als Gedanken zu allgemeinen Lebenssituationen, teils offenbar Stellungnahmen zu konkreten Anlässen: Auch sie trägt eine vielfältige Observanz des Geschehens auf der Erde, wenngleich, anders als in den breiter angelegten literarischen Konzepten, nahe am konkreten Geschehen (z. B. *Die Kahnfahrt*; *Der Eislauf*; *Zur Weinlese/5. Oktober 1799*), und am Gesprächsstoff (z. B. *An Friedrich II.*; *Geschichte der Poesie*). Die Sprache erscheint ebenso praktisch-lebensnah in einem nahezu natürlichen Duktus wie umgekehrt introvertiert und in der ungebundenen Setzung an Hölderlin erinnernd.

Bleiben als letzter Schaffensteil in ihrer Menge kaum überblickbare Äußerungen zur Philosophie, zur Magie, zur Psychologie, zur Geschichte. Blättert (scrollt) man die vielen Äußerungen durch, erlaubt sich Hardenberg durchaus, Widersprüchliches niederzulegen; *Irrtum ist das notwendige Instrument der Wahrheit.* Die Anziehungskraft der Themen liegt nämlich in einer Art Suggestion, die in der Evidenzerfahrung aus den humanen Stationen – *Was ich verstehn soll, muß sich in mir organisch entwickeln* – eine spezielle Kausalität zum Deutungsmaßstab setzt. Darin mag man – auch – den Naturwissenschaftler wiedererkennen: *Klarer Verstand, mit warmer Phantasie verschwistert, ist die echte, Gesundheit bringende Seelenkost.* Unabhängig der posthumen Eingriffe von Schlegel und Tieck dürfte in den nur begrenzt von ihnen herausgegebenen, erst im 20. Jahrhundert fachlich geordnet edierten „Fragmente“ der Bezug zur Romantik in dem steten Selbstbezug bestehen, der in unserem Verständnis des Verortens das Individuelle als Kern thematisiert, das (fast hätte ich geschrieben: allein) die Einbindung erlaubt.

Ein wenig gehört hierher auch das Tragische seines mit 28 Jahren frühen Todes durch die damals häufige Ursache der Schwindsucht. Wieder stehen die



beiden prägenden Lebensbereiche nebeneinander: die innere in hoher Sensibilität erlebte Schwäche einerseits und die echte Hoffnung zu gesunden, um die Amtsstelle doch antreten zu können, andererseits.

Die Zitate im Wesentlichen aus: Novalis, Fragmente. Erste, vollständig geordnete Ausgabe, herausgegeben von Ernst Kamnitzer, Dresden 1929, aus der Internetseite von [www.projekt-gutenberg.org](http://www.projekt-gutenberg.org) / Novalis mit z. T. eigenen Zusammenstellungen, sowie in Novalis, Gedichte, Die Lehrlinge zu Sais, Reclam Universal Bibliothek 7991, 1997.

## Christl Greller

### ***Vom Weg des Bruders zu den Bewohnern der Hofburg***

#### **Ein sehr persönlicher Nachruf auf Georg Schreiber**

Ich besuchte die dritte Klasse des Realgymnasiums Wenzgasse, und wir sollten zum ersten Mal Latein haben. Die Wenzgasse war eine reine Mädchenschule und hatte bis auf einen Lehrer auch lauter Professorinnen. Die Tür ging auf – und herein kam ein Mann, unscheinbar und sehr jung aussehend. Es war Dr. Georg Schreiber. Oft habe ich überlegt, wie er es angestellt hat, uns so zu begeistern – für Latein und das Leben im Alten Rom. Er ernannte unsere Klasse zur „Decima Legio“. Wir bastelten Fähnchen, machten einen Ausflug nach Carnuntum und rezitierten *Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam – qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur ...* Wäre er mehrere Jahre unser Lehrer gewesen, hätten wir sicher alle in Latein maturiert. Aber schon im nächsten Jahr wurde er uns nicht mehr zugeteilt. Alles, was mir persönlich blieb, war ein lebenslanger Eindruck und sein Buch: „Der Weg des Bruders“ – versehen mit einer Widmung. Ein Jugendbuch über das Alte Rom, das ich begeistert verschlang. Unter den vielen Jugendbüchern von Georg Schreiber trug auch eines den Titel „Die X. Legion“.

Dann war lange Jahre kein Kontakt.

Georg Schreiber, der 1941 mit 19 Jahren eingezogen wurde und als Bordfunken diente, studierte nach Kriegsende klassische Philologie, Archäologie und alte Geschichte und war dann offiziell als Gymnasialprofessor, inoffiziell als Schriftsteller tätig. Er schrieb 28 Bücher, darunter die Jugendbücher, für die er 1955 mit dem Österreichischen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurde. Sein weiteres Werk umfasst größtenteils historische Romane oder Sachbücher, davon viele zusammen mit seinem älteren Bruder Hermann Schreiber. Für diesen Teil seiner Arbeit wurde ihm 1962 der Österreichische Staatspreis verliehen.

Zu diesen historischen Büchern zählt auch „Die Hofburg und ihre Bewohner“, erschienen 1993. Eine meiner ehemaligen Klassenkameradinnen war damals bei Ueberreuther tätig und verständigte uns alle, dass die Buchpräsentation in der Hofburg selbst geplant wäre. Ihre Idee war, dass so viele wie möglich von

der Decima Legio kommen sollten, und wir würden den Schorsch (so hatten wir ihn unter uns genannt) überraschen. Tatsächlich waren wir dreizehn, die sich versammelt hatten, nicht wissend, ob er sich überhaupt an das Jahr in der Wenzgasse erinnern würde. Nun, er behauptete, ja!

Wiederkaufte ich ein Buch und bat um eine Widmung. Ich erinnere mich genau, dass er sagte: Eine gute Widmung ist schwierig. Sie soll auf den Besitzer eingehen, das Buch einbeziehen und überdies kurz und originell sein. Wer hätte damals gedacht, dass ich wenig später selbst diese Erfahrung machen würde.

Im Laufe der Jahre ging es ihm gesundheitlich immer schlechter, er übersiedelte in ein Heim, wo er aber noch Vorträge und Lesungen hielt. Wir wollten uns für eine Veranstaltung anmelden, doch die Leiterin sagte, er müsse aus gesundheitlichen Gründen verschieben. Es kam nicht mehr dazu.

Und nun kommt der ÖSV ins Spiel. Von Christian Teissl las ich in der „Autorensolidarität“ einen ausführlichen Nachruf auf Georg Schreiber, wobei ich gar nicht wusste, dass er Mitglied des ÖSV gewesen war. Darin war natürlich auch von seinem Bruder Hermann Schreiber die Rede. Christian konnte einen Kontakt zu ihm in München herstellen, und es entwickelte sich eine längere freundschaftliche Korrespondenz – über Georg, die Schule, Jugendbücher, Schriftstellerei, Probleme von Nachwuchsautoren usw. Sie begann von meiner Seite, so, wie er es gern hatte, immer mit „Caro Professore!“ – und er hat mich auch oft genug belehrt. Im Mai 2014 verstarb auch Hermann Schreiber, und es kamen keine Antwortbriefe mehr.

Heuer wäre Georg Schreiber 100 Jahre alt geworden. Ich verneige mich vor ihm als einem Schriftsteller, der in seinen Romanen und Sachbüchern fachlich genau war und dank seines flüssigen Stils auch mit angeblich trockenen Themen junge Leute zu begeistern vermochte.

## **LITERARISCHES ÖSTERREICH**

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

## **EIGENTÜMER, HERAUSGEBER UND VERLEGER:**

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: [office@oesv.or.at](mailto:office@oesv.or.at), Web: [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at)

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Christian Teissl

**REDAKTION dieser Ausgabe:** Katharina Ahlfeld, Ewald Baringer,

Klaus Ebner, Bernhard Heinrich, Mara Scherzer, Ines Scholz,

Constantin Schwab, Martin Stankowski, Christian Teissl

**Korrektorat:** Armin Baumgartner

**Satz und Layout:** Anita Schöberl

**Druck:** Druckerei Janetschek, [www.janetschek.at](http://www.janetschek.at)